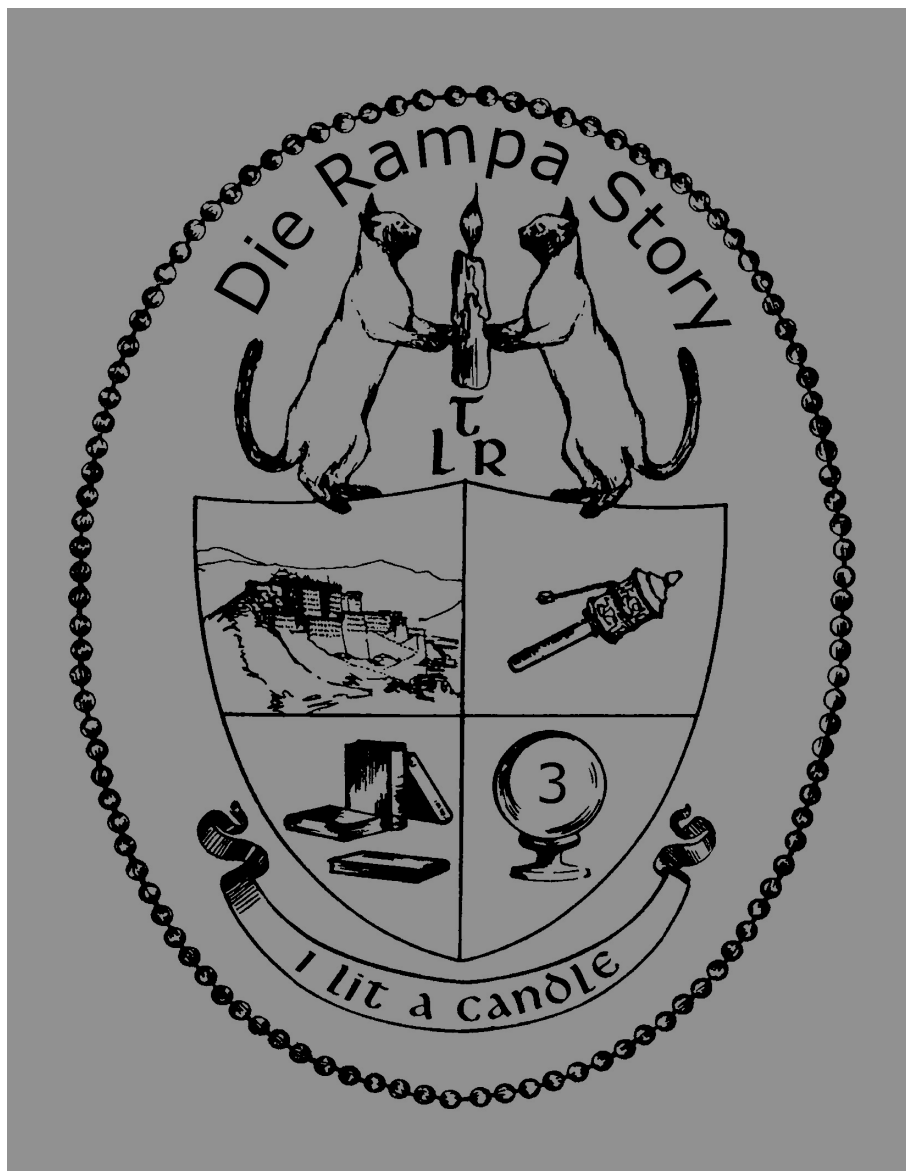


T. Lobsang Rampa Die Rampa Story. 1960



WAS DU NICHT WILLST DAS MAN DIR TU' DAS FÜG
AUCH KEINEM ANDERN ZU

T. Lobsang Rampa Die Rampa Story. 1960

WIDMUNG
für meine Freunde in Howth, Irland

Sie waren meine Freunde, als »die linden Lüfte« wehten. Sie waren loyal, verständnisvoll und noch bessere Freunde, als »die wilden Stürme« brausten. Denn die Iren wissen, was es heißt verfolgt zu sein, und sie wissen, woher der Wind weht, wenn sie die Wahrheit beurteilen müssen. Daher:

*Herrn und Frau O'Grady
Familie Loftus
Dr. W.I. Chapman
und
Brud Campbell
(um nur einige zu nennen)*

VIELEN DANK

INHALT

T. Lobsang Rampa Die Rampa Story. 1960

KAPITEL EINS	5
KAPITEL ZWEI.....	27
KAPITEL DREI.....	55
KAPITEL VIER.....	79
KAPITEL	
FÜNF.....	107
KAPITEL SECHS.....	131
KAPITEL SIEBEN.....	157
KAPITEL ACHT.....	183
KAPITEL NEUN.....	209
KAPITEL ZEHN.....	235

DIE UNGLAUBLICHE WAHRHEIT

Wenige Bücher haben in den letzten Jahren mehr Kontroverse geweckt, als Lobsang Rampas DAS DRITTE AUGE, und die anderen Werke, die aus seiner Feder stammen. Der Grund ist einfach genug. Wenn ein Engländer

T. Lobsang Rampa Die Rampa Story. 1960

behauptet, dass sein Körper durch den Geist eines tibetischen Lama übernommen wurde, so kann er vernünftigerweise Hohn erwarten. Wenn er darüber hinaus außergewöhnlich, sehr detaillierte Erfahrungen erzählt, die den Besitz von persönlichen Befugnissen ganz außerhalb der Naturgesetze voraussetzen, wie wir sie verstehen, wird die Reaktion nicht überraschend, ein Aufruhr. Aber Aufstände dieser Art entspringen manchmal aus der Unwissenheit. Ein Einblick in das, was bislang nicht bekannt war ist immer beunruhigend. Die Tatsache, dass Dr. Rampa jetzt viele Tausende von Lesern auf der ganzen Welt hat ist ein Beweis, dass nicht alle Köpfe gegen das Unbekannte verschlossen sind. Es ist für diese große Masse der Leser - und nicht weniger, für die Skeptiker, die nicht in der Lage gewesen sind, seine Geschichte zu widerlegen noch durch ihr Wissen zu erklären, dass die Geschichte nicht wahr ist, die Dr. Rampa in seinem dritten Buch schrieb. DIE RAMPA STORY ist Lobsang Rampas Antwort auf all seine Kritiker, und jede Seite ist seine unerschütterliche Garantie für die

WAHRHEIT

KAPITEL EINS

Die zerklüfteten Gipfel des hohen Himalaya schnitten tief in das lebhaftes Purpur des tibetischen Abendhimmels. Hinter dem gewaltigen Massiv versteckt, versprühte die untergehende Sonne schillernde Farbschattierungen in allen Regenbogenfarben auf das Schneetreiben, das ohne Unterlaß von hohen Gipfeln herabwirbelte. Die Luft war kristallklar, belebend frisch und gab dem Betrachter eine schier unendlich weite Sicht. Auf den ersten Blick schien dieses öde, gefrorene Land bar jeden Lebens. Nichts bewegte sich - nichts, nur der Schnee. Seit Anbeginn aller Zeiten gab es in dieser blanken Steinwüste scheinbar kein Leben. Nur, wenn man es wußte oder wenn die Zeit gleichsam im Zeitraffer vorgeführt würde, hätte man unter Schwierigkeiten die leisen Spuren menschlicher Wesen entdecken können. Wer mit diesem harschen, unwirtlichen Gebiet vertraut

war, hätte die Fußspuren erahnen können. Schatten verdeckten den Eingang zu einer tiefen, düsteren Höhle. Durch sie kam man in geheime, unzählige Schächte und Kammern, die wie in einer Honigwabe im blanken Fels des Berges verborgen lagen. Schon seit langen Monaten hatten die zuverlässigsten Lamas niedere Botendienste verrichtet und unter Qualen die verehrungswürdigen Heiligtümer von Lhasa hierher geschleppt. Denn hier waren sie für immer sicher vor dem Zugriff der zerstörungswütigen Chinesen geborgen. Die Mönche hatten allen Mühen und Strapazen getrotzt.⁵

Mühevoll wurden die goldenen Figuren ehemaliger Inkarnationen des Dalai Lama aufgerichtet, auf daß sie im Herzen des Berges verehrt werden könnten. Geheiligte Gegenstände, uralte Schriften und die würdigsten Priester mit der besten Ausbildung waren hier in Sicherheit. Schon vor langer Zeit war vorhergesagt worden, wann die Chinesen in dieses Land einfallen würden. Die treuesten Äbte hatten sich regelmäßig getroffen, um im Geheimen festzulegen und auszuwählen, wer fern der Heimat leben sollte. Ein Priester nach dem anderen wurde gründlich geprüft, sein Lebenslauf wurde durchleuchtet, ohne daß er selbst davon wußte. So wurden nur die Besten von reiner Geistigkeit erwählt. Es waren Männer, deren Ausbildung und Glauben gewährleisteten, daß sie im Notfall den schlimmsten Folterungen widerstanden, zu denen die Chinesen fähig sind, ohne die lebenswichtigen Geheimnisse preiszugeben. Rechtzeitig kamen sie schließlich in ihr neues Heim, bevor die Kommunisten Lhasa überrannten. Kein Kriegsflugzeug konnte sich gefahrlos in diese Höhe wagen. Keine feindlichen Truppen würden versuchen, dieses unfruchtbare Land zu besetzen. Denn es ist felsiges, tückisches Land, ohne Krume, mit losem Geröll, das sich plötzlich bewegt und in die steilen Schluchten tost. In dieser Höhe war die Luft fast ohne Sauerstoff und nur ein widerstandsfähiges Gebirgsvolk konnte hier noch atmen. In der Ewigkeit der Berge war Frieden: Frieden, um zu arbeiten, um die Zukunft zu schützen, um das alte

T. Lobsang Rampa Die Rampa Story. 1960

Wissen zu bewahren und um sich auf die Zeit vorzubereiten, wenn Tibet wieder auferstehen und sich seiner Angreifer entledigen würde. Vor Millionen von Jahren spie die Erde noch Feuer, schleuderte vulkanisches Gestein und Lava auf ihr junges Gesicht, das sich noch ständig veränderte. Die Welt war damals noch formbar, wie unter Geburtsschmerzen den Veränderungen dieses neuen Zeitalters unterworfen. Die Flammen waren im Lauf unzähliger Zeiten erloschen, der geschmolzene Fels erkaltet. Lava floß ein letztes Mal. Danach schossen Gase aus dem tiefen Inneren der Erde, die mit sich die letzten Überreste ins Freie schleuderten.⁶

Die Höhlen und Gänge wurden dadurch leer und frei. Nur noch wenige blieben durch herabgefallene Steine verschüttet. Die meisten lagen unberührt, waren hart wie Glas und mit Adern geschmolzener Metalle durchzogen. Von einigen Wänden sprudelten klare Bergquellen. Schon ein spärlich einfallender Lichtstrahl ließ sie glitzern und funkeln. Jahrhundert über Jahrhundert blieben diese Gänge und Höhlen vom Leben unberührt. Sie waren nur den astralreisenden Lamas bekannt, die sie besuchten und besichtigten. Astralreisende hatten das Land erforscht, um einen geeigneten Zufluchtsort zu finden. Jetzt hatte die Schreckensherrschaft das Land überwältigt, und eine Auswahl der besten geistlichen Lamas bewohnte nun diese urzeitlichen Gänge, um zu gegebener Zeit daraus wieder aufzuerstehen. Während die ersten der sorgfältig erwählten Mönche gen Norden zogen, um die neue Heimat im blanken Fels einzurichten, packten andere in Lhasa die edelsten Kostbarkeiten und bereiteten ihr unauffälliges Verschwinden vor. Sie kamen aus allen Klöstern der Lamas und der Nonnen, ein spärliches Rinnsal Auserwählter. In kleinen Gruppen reisten sie später im Schutze der Nacht zu einem abgelegenen See, an dessen Gestade sie lagerten, um auf jene zu warten, die später folgen würden. In diesem *Neuen Heim* wurde ein neuer Orden gegründet, die *Schule zur Pflege des Wissens*. Der Vorsteher, ein weiser Mönch, hatte sich unter unvorstellbaren Mühen zu den Höhlen in die Berge begeben. Mit ihm reisten die Weisen des Landes, die telepathischen Lamas, die Hellseher und die der Akasha-Chronik kundigen Mönche. Langsam, über lange Monate hin, stiegen sie den Weg höher und höher zu den Gipfeln hinauf, wo die Luft mit jedem Meter dünner wurde. Oft war es nur eine Meile pro Tag, die diese alten Körper verkraften konnten. Sie krochen, rafften sich wieder auf, stiegen über riesige Felsen, während der ewige Wind an den Roben zerrte, als wolle

er sie mit sich reißen und davontragen.⁷

Manchmal zwangen tiefe Felsspalten zu ermüdend langen Umwegen. Der greise Abt war gezwungen, eine ganze Woche lang in einem engen Zelt aus Yakfell zu rasten. Seltene Kräuter und Essenzen verströmten lebensrettenden Sauerstoff, um die Qualen in Herz und Lungen zu lindern. Dann, mit fast übermenschlicher Kraft, setzte er seine schreckliche Reise fort. Endlich erreichten sie ihr Ziel, eine inzwischen stark geschrumpfte Schar, denn viele hatten unterwegs ihr Leben gelassen. Erst allmählich gewöhnten sie sich an das veränderte Leben. Die Schreiber hielten sorgfältig den Ablauf der Reise fest, die Bildhauer schnitten die Blöcke für die Bücher, die später von Hand gedruckt würden. Die Hellseher erkundeten die Zukunft, sagten voraus, beschrieben die Zukunft Tibets und die anderer Länder. Diese Männer von außerordentlicher Reinheit waren mit dem Kosmos und der Akasha-Chronik verbunden. Diese Chronik beinhaltet alles Vergangene, Gegenwärtige und alle möglichen Wege der Zukunft. Auch die Telepathen waren eifrig beschäftigt, schickten Botschaften zu allen Ordensangehörigen in Tibet, hielten weltweit Verbindung, blieben in Kontakt mit *mir!* »Lobsang, *Lobsang!*« Wie ein Gedanke tauchte es in mir auf, brachte mich aus meinen Träumen zurück. Telepathische Botschaften sind nichts besonderes für mich. Sie sind mir vertrauter als Telefonate. Diese Botschaft jedoch war besonders eindringlich. Schnell nahm ich den Lotossitz ein, öffnete mein Bewußtsein und entspannte meinen Körper. Nun, empfänglich für telepathische Botschaften, wartete ich. Zuerst vernahm ich überhaupt nichts. Dann fühlte ich nur eine Art sanftes Erproben, als wolle jemand durch meine Augen schauen. Was sollte er schon sehen? Den schlammig, trüben Fluß von Detroit, die steilen Wolkenkratzer. Der Kalender vor mir zeigte den 9. April 1960. Wieder geschah nichts. Plötzlich, als hätte sich jemand entschieden, kehrte die Stimme wieder. »Lobsang, du hast sehr viel ertragen müssen und hast Außergewöhnliches geleistet. Doch jetzt ist keine Zeit für Komplimente.⁸

Es gibt für dich noch immer eine Aufgabe zu erfüllen.« So als sei der

Sprecher unerwartet unterbrochen worden, folgte eine kleine Pause, während ich schweren Herzens und ängstlich besorgt wartete. Seit langen Jahren hatte ich Schmerz und Leid ertragen, hatte jähe Veränderungen hingenommen und wollte nicht mehr gejagt und verfolgt werden. Während ich wartete, empfang ich telepathisch die Gedanken anderer Menschen aus der näheren Umgebung. An der Bushaltestelle vor meinem Fenster wechselte ein Mädchen ungeduldig von einem Fuß auf den anderen: »Na, das ist ja vielleicht ein Betrieb! Bestimmt der schlimmste auf der ganzen Welt. Wo bleibt denn nur der Bus?« Der Mann, der gerade ein Paket an der nächsten Haustüre abgab, dachte: »Ob ich mich trauen soll, den Boss nach einer Gehaltserhöhung zu fragen? Milli dreht bestimmt bald durch, wenn ich ihr nicht mehr Geld gebe!« Noch als ich mich müßig fragte, wer wohl Milli sei, genauso wie sich jemand die Zeit vertreibt, während er beim Telefonieren wartet, vernahm ich die innere Stimme wieder eindringlicher. »Lobsang! Wir haben uns entschieden. Es wird Zeit, daß du wieder ein Buch schreibst. Das nächste erfüllt eine wichtige Aufgabe. Es soll davon handeln, daß eine Person den Körper eines anderen übernehmen kann, wenn beide Beteiligten damit einverstanden sind.« Bestürzt brach ich den telepathischen Kontakt ab. *Ich* sollte wieder schreiben? Ausgerechnet *darüber*? Ausgerechnet ich, der als umstrittene Person berüchtigt war? *Ich* wußte ja, daß alles, was ich zuvor geschrieben hatte, die Wahrheit war. Doch was nutzte es, daß ich es wußte? Was half es mir? Sobald ich diese Geschichte anrührte, würde ich den Wirbel nicht unbeschadet überstehen, den die Presse veranstalten würde. Das würde über meine Kräfte gehen. Allein daran zu denken, verwirrte, ja betäubte mich, es bedrückte mein Herz. Mir war so, wie es wohl jemandem ergeht, der auf seine Hinrichtung wartet. »*Lobsang!*« Die telepathische Stimme war nun mahnender und von ziemlicher Herbheit; die Schärfe durchfuhr meinen benebelten Verstand wie ein Schock.⁹

»Lobsang! Wir sind besser als du in der Lage, das zu beurteilen. Du bist zu sehr in den Schlingen der westlichen Welt gefangen. Wir haben mehr Distanz und können das besser abschätzen. Du hast nur die Lokalnachrichten, wir die der ganzen Welt.« Bescheidener geworden blieb ich still, wartete, daß die Botschaft fortgesetzt werde. Mir war nun klar, daß *sie* tatsächlich besser wußten, was richtig sei. Nach kurzer Zeit kehrte die Stimme wieder. »Du hast vieles unschuldig ertragen müssen, aber alles ge-

schah aus einem guten Grund. Dein bisheriges Tun hat vielen Gutes gebracht. Du bist krank, dein Urteilsvermögen ist verfälscht.« Während ich zuhörte, ergriff ich meinen alten Kristall, den ich vor mich auf das schwarze matte Tuch legte. Schnell bewölkte sich das Glas. Es wurde milchig weiß. Die weißen Nebel zerteilten sich, so wie wenn ein Vorhang geöffnet wird, um das Licht der Abenddämmerung hereinzulassen. Ich sah nun das, was ich hörte. In der Ferne erblickte ich das Himalayamassiv, ein Mantel von Schnee bedeckte die Kuppen. Plötzlich hatte ich das Gefühl, als ob ich fiele. Es wirkte so echt, daß ich spürte, wie sich mein Magen drehte. Die Landschaft wurde deutlicher, und ich sah die Höhle: *das neue Heim des Wissens*. Ein bejahrter Patriarch, ein uralter Greis über hundert Jahre alt, saß auf einer gefalteten Decke aus Yakwolle. Seine Robe war trotz seiner geistlichen Würde dünn und zerschlissen. Sie schien so alt zu sein wie der Abt selbst. Sein hoher, gewölbter Kopf glänzte, als sei er aus Pergament, die Haut seiner runzligen Hände bedeckte kaum die darunterliegenden Knochen. Der Greis war eine verehrungswürdige Person, mit einer starken, kraftvollen Aura von erhabener Gemütsruhe, die nur die wahre Weisheit geben konnte. Er saß in der Mitte eines Kreises, den sieben hochrangige Lamas bildeten. Alle saßen in Meditationshaltung, die Handflächen nach oben und die Finger zum uralten Symbol der Spange verflochten. Sie neigten ihre Köpfe leicht in meine Richtung. Im Kristall schien es so, als wäre ich in dieser Kammer aus Vulkangestein und stünde vor ihnen in körperlicher Nähe.¹⁰

»Du bist ehrenvoll gealtert«, sagte einer. »Deine Bücher haben viel Freude und Erleuchtung gebracht. Laß dich nicht durch die wenigen Eifersüchtigen entmutigen, die dir übel gesonnen sind«, sagte ein anderer. »Auch eisenhaltiges Erz denkt, es würde sinnlos in der Schmelze gefoltert. Verläßt es dann als feinste Stahlschneide das Feuer, so kennt es den Grund«, sagte ein Dritter. »Wir verschwenden Zeit und Energie«, sagte der betagte Patriarch. »Sein Herz ist krank, und er steht im Schatten dieser anderen Welt. Wir dürfen weder seine Stärke noch seine Gesundheit überfordern, denn ihm steht noch eine schwierige Aufgabe bevor.« Wieder umgab mich innere Stille. Diesmal war sie heilend, denn die telepathischen Lamas leiteten lebensstärkende Energien in mich hinein: Energien, derer ich schon so oft seit meinem zweiten Herzthromboseanfall bedurft hatte. Das Bild vor mir, ein Bild, in dem ich mitwirkte, wurde heller, heller noch als Licht je in

dieser Welt sein könnte. Schließlich hob der Greis seinen Blick und sprach: »Mein Bruder«, sagte er - und dies war eine ehrenvolle Anrede, obgleich ich die Rechte eines Abtes hatte. »Bruder, wir müssen viele die Wahrheit wissen lassen. Ein *Ich* kann sich von seinem Körper freiwillig lösen, daß ein anderes *Ich* den Körper benutzen, übernehmen und wiederbeleben kann. Dieses Wissen sollst *du* verbreiten.« Das war tatsächlich ein harter Schlag. *Meine* Aufgabe? Ich hatte es nie auch nur erwogen, solche Dinge weiterzugeben, hatte es vorgezogen, selbst dann zu schweigen, wenn ich daraus materielle Vorteile hätte erringen können. Ich war überzeugt, daß es das Beste sei, wenn die Leute im Westen, die für das Esoterische so blind sind, nichts über das Okkulte erfahren. So viele *okkulte* Menschen, die ich bisher getroffen hatte, wußten nur sehr wenig: Und geringes Wissen ist eine gefährliche Sache. Meine Gedanken wurde jäh durch den Abt unterbrochen. »Wie du genau weißt, stehen wir vor einem *Neuen Zeitalter*, in dem sich die Menschheit ihres Unrats entledigen wird.**11**

Alle werden in Frieden mit sich selbst und den anderen leben. Die Bevölkerungszahlen werden dereinst stabil bleiben, weder steigen noch fallen. Daher werden kriegerische Bestrebungen ausbleiben, denn nur Länder mit ständiger Bevölkerungszunahme müssen Kriege führen, um den Lebensraum zu vergrößern. Wir wollen die Menschen wissen lassen, daß man seinen Körper verlassen kann. Er kann wie ein altes Gewand ablegt werden, für das der Träger keine weitere Verwendung mehr hat. Man kann ihn an jemanden weiterreichen, der ihn zu einem bestimmten Zwecke braucht.« Unwillkürlich schreckte ich auf: Ja, selbstverständlich wußte ich das alles, aber ich hatte nicht erwartet, darüber *schreiben* zu müssen. Diese Idee ängstigte mich. Der alte Abt lächelte. »Ich weiß, daß dir diese Idee, diese Aufgabe, nicht behagt, Bruder. Aber sogar im Westen, in dem was man den christlichen Glauben nennt, werden viele Beispiele von *Besessenheit* geschildert. Es ist ein Unglück, daß dies als schlecht oder gar als schwarze Magie gilt. So zu denken beweist aber nur, daß zu wenige etwas davon wissen. Deine Aufgabe wird sein, darüber zu schreiben. Jene, die Augen haben, werden es lesen. Wer reif dafür ist, wird es begreifen.« »Selbstmorde«, dachte ich. »Die Menschen werden sich beeilen, sich umzubringen. Sie werden meinen, damit entweder einer Schuld zu entgehen oder dem Ärger zu entfliehen. Andere würden es tun, um jemandem den

eigenen Körper aus Gefälligkeit zu überlassen!« »Nein, nein, Bruder«, sagte der alte Abt. »Da irrst du. Niemand kann seiner Schuld durch Selbstmord entgehen. Niemand kann einfach seinen Körper jemand beliebigem überlassen, ausgenommen ganz besondere Umstände würden dies zulassen. Zuerst müssen wir warten, bis das *Neue Zeitalter* heranreift. Jetzt darf niemand seinen Körper verlassen, bevor die ihm zugemessene Zeit nicht abgelaufen ist. Es sei denn, höhere Mächte gestatten dies.«**12**

Wieder betrachtete ich die Männer vor mir. Um ihre Köpfe sah ich das goldene Licht. Es mischte sich mit dem stählernen Blau der Weisheit in der Aura eines jeden und mit dem Licht ihrer Silberschnüre. Wie ein Bild waren diese Männer des Wissens und der äußersten Reinheit aus lebenden Farben gemalt. Sie waren genügsame, asketische Männer, die abgeschottet von der Welt lebten, selbstbeherrscht und selbstsicher. »Für sie mag das ja stimmen«, murmelte ich leise. »Sie kennen ja nicht den Wirrwarr des westlichen Alltags.« Die Geräusche des Verkehrs von Detroit dröhnten über den schmutzigen Fluß. Ein Dampfer, der früher die Großen Seen befahren hatte, kam an meinem Fenster vorbei. Das Eis des Flusses brach laut krachend vor dem Bug. Leben im Westen heißt: Lärm und Stimmengewirr! Quäkende Radios plärren pausenlos in bunter Folge die vermeintlichen Vorzüge und die Namen der miteinander wetteifernden Autoverkäufer. Dort im *Neuen Heim* war Frieden: Frieden, um zu arbeiten und um nachzudenken. Dort mußte man nicht überlegen, ob man der Nächste ist, dem wegen ein paar Dollars ein Messer in den Rücken gestoßen wird, wie es hier an der Tagesordnung ist. »Bruder«, sagte der Greis, »wir erleben *den Wirrwarr* in einem überfallenen Land. Hier stirbt jeder, wer sich dem Besitzer widersetzt, nach langen Foltern eines qualvollen Todes. Unsere Nahrung muß zu Fuß hunderte von Meilen über tückische Gebirgspfade geschleppt werden. Nur ein falscher Tritt oder ein sich lösender Stein bedeutet den sicheren Tod, einen Sturz aus mehreren tausend Metern Höhe. Wir leben von einer Schale Tsampa (geröstete Gerste und Butter, d.Ü.), die für einen Tag reichen muß. Unseren Durst stillen wir aus den Quellen des Berges. Tee ist ein sinnloser Luxus, dem wir zu entsagen gelernt haben, denn es ist von Übel, Annehmlichkeiten zu genießen, die anderen ein Risiko abverlangen.

Schau etwas genauer in deinen Kristall, mein Bruder, und wir wollen dir das Lhasa von heute zu zeigen.« Ich erhob mich von meinem Sitz beim Fenster, überzeugte mich, daß die drei Zimmertüren verschlossen waren.**13**

Es gab keine Möglichkeit, sich dem andauernden Verkehrslärm zu entziehen: dem Lärm auf dieser, der kanadischen Seite des Flusses und dem etwas dumpferen Lärm der anderen Seite, des pulsierenden, geschäftigen Detroit. Zwischen mir und dem Fluß waren die wichtigste Verkehrsstraße und die sechs Spuren der Eisenbahn. Lärm? - Hier wird er nie enden! Ein letzter Blick darauf, wie das moderne Leben unter mir vorbeihastete, dann schloß ich die Jalousie und setzte mich mit dem Rücken zum Fenster. Der Kristall wurde von blauem Licht überflutet, es wirbelte und änderte sich, als ich mich ihm zuwandte. Das Glas fühlte sich warm an, als ich es kurz an meinen Kopf legte, um den Kontakt erneut herzustellen. Ein sicheres Zeichen, daß sehr viel Energie von einer weit entfernten Quelle herbeigelenkt wurde. Das Gesicht des Abtes betrachtete mich gütig. Ein Lächeln überzog sein Gesicht. Dann, als hätte sich eine Explosion ereignet, verwischte sich das Bild. Ein Farbgewirr unzähliger ungekannter Farben war zu sehen, die wie Fahnen flatterten. Plötzlich war mir, als hätte jemand eine Tür geöffnet, eine Tür zum Himmel. Es schien, als stünde ich in dieser Tür und blickte ins Freie. War es zunächst noch der Eindruck, ich schaute in meinen Kristall: Jetzt schwand er dahin. Ich war *da!* Unter mir lag meine Heimat, mein Lhasa; es leuchtete sanft im abendlichen Sonnenlicht und schmiegte sich in den Schutz der Berge. Darunter lag das grüne Tal, durch das der Fluß des Glückes fließt. In mir schoß der bittere Schmerz des Heimwehs auf. All der Haß und die Mühsal des Lebens im Westen waren mir plötzlich bewußt. Mir war, als bräche mein Herz. Schmerz und Leid der harten Schule, der ich mich hatte unterziehen müssen, schwollen an. Der bloße Anblick meines Vaterlandes genügte, und mein Inneres bäumte sich gegen das grausame Unverständnis der Westler auf. Aber ich war dort nicht zu meinem Vergnügen! Mir war, als würde ich langsam wie in einem sinkenden Ballon herabgelassen. Ein paar tausend Meter nur noch über der Erde - da schrie ich auf vor Entsetzen. Ein *Flugplatz?* Es gab *Flugbahnen* rund um Lhasa!**14**

Vieles war mir unbekannt. Als ich mich umsah, entdeckte ich zwei neue Straßen, die über das Gebirge führten. Sie verjüngten sich am Horizont in Richtung Indien. Verkehr rollte darauf, bewegte sich schnell vorwärts. Ich sank langsam immer tiefer, gesteuert von denen, die mich hierhergebracht hatten. Ganz unten sah ich Schächte, in denen Sklaven unter strenger Bewachung bewaffneter Chinesen nach Bodenschätzen graben mußten. Schrecken über Schrecken! Am Fuße des herrlichen Potala machte sich eine häßliche Hüttenstadt breit. Ein Netz verdreckter Straßen durchzog sie. Drähte waren zwischen den Gebäuden gespannt und gaben dem Ort ein verahrlostes Aussehen. Mein Blick glitt zum Potala empor und - bei Buddhas heiligem Zahn! der Palast war durch chinesische Parolen an den Mauern entweiht! Voll Abscheu seufzte ich auf und schaute weg. Ein Lastwagen wirbelte den Staub der Straße auf. Er raste auf mich zu und durch mich hindurch, denn ich war in meinem astralen Leib - wie ein Geist. Der Lastwagen hielt nur wenige Meter von mir entfernt. Chinesen sprangen heraus. Schreiend trieben sie fünf Mönche vor sich her. An den Straßenecken schrillten Lautsprecher auf. Heisere Befehle zerschnitten die Luft. Chinesische Aufseher schlugen mit Peitschen und Bajonetten auf die Langsameren ein. Der Platz, auf dem ich stand, füllte sich sehr schnell mit Leuten. Es waren Tibeter und chinesische Zwangsansiedler - trübsinnige und ausgemergelte Menschen. Nervöses Scharren der Füße ließ den Staub aufwirbeln und im Abendwind davonstieben. Die fünf Mönche, dünn und blutverkrustet, wurden roh auf die Knie geworfen. Ein Mönch war mir gut bekannt; er war damals Akolyth, als ich zum Lama geweiht wurde. Jetzt hing sein linker Augapfel aus der Höhle. Die gespenstige Menge wurde leiser und verstummte schließlich. Ein in Rußland hergestellter Jeep raste von einem Gebäude heran, das als »Zentralstelle der Tibetischen Regierung« gekennzeichnet war. Alle schwiegen. Der Jeep umkreiste die Menge. Dann hielt er etwa sechshundert Meter hinter dem Lastwagen an. **15**

Die Wachen standen stramm. Ein überheblicher Chinese stieg selbstgefällig aus. Ein Soldat eilte hinzu und wickelte Draht im Laufen ab. Er salutierte vor dem Herausgestiegenen und hielt ein Mikrofon in dessen Richtung. Der Gouverneur oder Herrscher, oder wie auch immer er sich bezeichnen mochte, blickte ungnädig umher. Dann sprach er in das Mikrofon. »Ihr wurdet hierherbefohlen«, schnarrte er, »als Zeugen der Hinrichtung dieser

fünf reaktionären, subversiven Mönche. Niemand kann sich dem großen glorreichen chinesischen Volk unter der vortrefflichen Führung des großen Vorsitzenden, dem Genossen Mao entgegenstellen.« Er drehte sich um, die Lautsprecher auf dem Dach des Lastwagens klackten in die Stille. Der Gouverneur nickte einem Soldaten zu, der ein langes gekrümmtes Schwert hielt. Dieser bewegte sich zu dem ersten Gefangenen hin, der auf der Erde kniete. Einen Augenblick stand er mit gespreizten Beinen da. Er prüfte das Schwert an seinem Handballen. Befriedigt nahm er Haltung an, berührte sanft den Nacken des Gefesselten. Er hob das Schwert über seinen Kopf. Es blitzte im Abendlicht auf. Dann riß er den Arm nach unten. Ein glitschiges Geräusch war zu hören. Etwas krachte, und der Kopf des Mannes sprang von den Schultern. Aus dem Körper schoß ein breiter Quell pulsierenden, hellen Blutes, sprudelte nochmals stark und verebbte langsam in einem dünnen Rinnsal. Der Gouverneur stieg über den zuckenden, kopflosen Körper am staubigen Boden und tönte: »So sollen alle Feinde des Staates sterben!« Der Mönch mit dem heraushängendem Auge erhob stolz den Kopf und rief mit lauter Stimme: »Lang lebe Tibet! Bei Buddhas Ruhm, es wird Wiedererstehen.« Ein Soldat hätte ihn fast mit seinem Bajonett durchbohrt. Der Gouverneur bremste ihn im letzten Moment. Mit wutverzerrtem Gesicht schrie er: »Du willst das glorreiche chinesische Volk verhöhnen? Dafür wirst du sterben! Sehr, sehr langsam sterben!« Er schrie Kommandos. Aufgeregt hasteten die Männer hin und her. Zwei rannten zu einem nahegelegenen Gebäude. Im Laufschrift kehrten sie mit einem starken Seil zurück.**16**

Andere zerfetzten die Fesseln des Mönches. Dabei wurden seine Arme und Beine verletzt. Der Gouverneur stapfte wild auf und ab. Er befahl, noch mehr Tibeter als Zeugen herbeizuholen. Die Lautsprecher schrillten und quäkten, wieder und wieder. Soldaten schwärmten aus, um weitere Männer, Frauen und Kinder herbeizuholen, die *die Gerechtigkeit der chinesischen Genossen* erleben sollten. Ein Soldat schlug mit einem Gewehrkolben in das Gesicht des Mönches. Dabei zerplatzte das heraushängende Auge, und die Nase zerbrach. Ungeduldig stand der Gouverneur neben den drei immer noch gefesselt knienden Mönchen und befahl wütend: »Los, knallt sie ab!« Ein Soldat stürzte mit gezogenem Revolver herbei und plazierte ihn hinter dem Ohr des Mönches. Er schoß. Der Mann fiel leblos nach vorne, sein Gehirn spritzte auf den Boden. Gänzlich unbetroffen ging der Soldat zum

nächsten Mönch und erschoss ihn genauso schnell. Bevor er sich dem dritten zuwenden konnte, unterbrach ihn ein junger Soldat: »Laß mich es tun, Genosse, ich durfte noch nicht töten.« Der Vollstrecker gab nickend sein Einverständnis und trat beiseite. Der Junge nahm vor Eifer zitternd seinen Platz ein. Er zog den Revolver, zielte auf das Opfer, *schloß die Augen* und betätigte den Abzug. Die Kugel durchbohrte die Wangen des Mönches und traf einen tibetischen Zuschauer in den Fuß. »Versuch's nochmal«, sagte der andere, »aber mit offenen Augen.« Jetzt zitterten seine Hände aus Furcht vor Schande, denn er spürte die zornigen Blicke des Gouverneurs. »Steck die Mündung ins Ohr und schieß«, befahl der Gouverneur. Wieder versuchte es der junge Soldat. Er stellte sich neben das betäubte Opfer, rammte die Waffe ins Ohr und schoß. Der Mönch fiel tot über seine Gefährten. In der Zwischenzeit war die Menge enorm angewachsen. Wieder schaute ich hin zu dem Mönch, den ich kannte. Sein linker Arm und sein linkes Bein waren mit Drähten an den Jeep gebunden worden, der rechte Arm und das rechte Bein am Lastwagen befestigt. Ein grinsender chinesischer Soldat stieg in den Jeep. Er startete den Motor. So langsam wie irgend möglich ließ er den Gang kommen.¹⁷

Das Fahrzeug zuckelte vorwärts. Der Arm wurde geradeaus gezerrt, schien fest wie ein Stück Eisen - plötzlich ein Krachen! Der Arm wurde vollständig aus der Schulter gerissen. Der Jeep kroch weiter. Mit lautem Krachen brach der Hüftknochen, und das rechte Bein zerriß. Der Jeep hielt an, der Gouverneur stieg ein. Dann fuhren sie fort, der blutende Körper des sterbenden Mönches holperte über die steinige Straße. Auch die Soldaten kletterten auf den Lastwagen und fuhren davon, zerrten einen blutigen Arm und das blutende Bein hinter sich her. Als ich mich umdrehte, mir war speiübel, hörte ich hinter einem Gebäude ein Schreien und Schluchzen aus weiblicher Kehle. Dem folgte grobes Gelächter. Ein chinesischer Fluch ertönte, als die Frau plötzlich überraschend ihren Peiniger biß. Ihr Schreien versiegte, während sie erstochen zu Boden sank. Über mir war der nachtblaue Himmel, freizügig gesprengelt mit stecknadelgroßen, bunten Lichtern anderer Welten. Viele von ihnen waren bewohnt, wie ich wußte. Auf wie vielen ging es so grausam zu wie hier auf unserer Erde? Um mich herum lagen Leichen, die in der kalten tibetischen Luft nicht verwesen, bis endlich Geier und andere wilde Tiere sich daran aasen. Es gab keine Hunde mehr, die diesen Dienst verrichteten, denn die Chinesen hatten sie längst getötet und gegessen. Keine Katzen bewachten die Tempel Lhasas, denn sie

hatten das gleiche Schicksal erlitten. Leben in Tibet bedeutete den Chinesen nicht mehr, als einen Grashalm abzureißen. Vor mir leuchtete der Potala. Jetzt im fahlen Nachtlicht bedeckten Schatten die rüden chinesischen Slogans und verbargen sie. Oben auf den heiligen Sarkophagen war ein Scheinwerfer befestigt. Er funkelte über das Tal von Lhasa wie ein böses Auge. Der Chakpori, meine medizinische Ausbildungsstätte, sah schauerlich aus und wirkte verlassen. Aus dem Obergeschoß erklangen Bruchstücke eines obszönen chinesischen Liedes. Eine Zeitlang verweilte ich in tiefer Versenkung. Unerwartet erklang eine Stimme: »Mein Bruder, du mußt nun wieder gehen, denn du warst schon sehr lange abwesend.**18**

Wenn du dich erhebst, dann achte gut auf dich.« Langsam erhob ich mich in die Lüfte, so wie Distelwolle im dahinziehenden Winde schwebt. Der Mond war aufgegangen. Sein reines Silberlicht überflutete das Tal und die Bergspitzen. Bestürzt erkannte ich, daß alte Klöster zerbombt und unbewohnt waren. Trümmer menschlichen Besitzes lagen zerstreut. Unbeerdigte Leichen türmten sich zuhauf. Einige hielten noch Gebetsmühlen umklammert, bei einigen waren die Kleider zerschnitten. Fleischfetzen waren durch Bomben und Bruchstücke herausgerissen. Eine noch unversehrte heilige Statue schien diese Szene zu betrachten, als hätte sie Mitleid mit den Opfern dieses Schauspiels menschlicher Mordlust. Noch weiter oben, über felsigen Böschungen, waren die Höhlen der Einsiedler: Höhlen, die fast liebevoll den Fels umarmten. Ich sah alle Behausungen von den Invasoren zerstört. Jahrelang hatten die Einsiedler eingemauert in einsamer Dunkelheit auf der Suche nach spiritueller Erleuchtung gelebt. Als das Sonnenlicht taghell ihre Zellen überflutet hatte, waren sie durch die plötzliche Helligkeit geblendet worden. Ausnahmslos lagen die Leichen der Einsiedler neben ihren verwüsteten Behausungen hingestreckt, Seite an Seite mit den Lebensgefährten und Dienern, die sie zu Lebzeiten versorgt hatten. Ich wollte nichts mehr sehen. Gemetzel? Sinnloser Mord an unschuldigen, wehrlosen Mönchen? Was war der Sinn davon? Ich wandte mich ab und rief diejenigen, die mich führten, daß sie mich von diesem Schlachtfeld entfernten. Meine Lebensaufgabe, so wußte ich schon sehr früh, hing mit der menschlichen Aura zusammen. Die Aura ist die Ausstrahlung, die den menschlichen Körper umgibt. Die verschiedenen Farben zeigen dem Eingeweihten, ob eine Person ehrenhaft ist oder nicht. Bei Kranken kann man an den veränderten Farben in der Aura die Art der

Krankheit erkennen. Fast jeder hat schon einmal in einer nebligen Nacht den sanften Schleier einer Straßenlaterne gesehen.**19**

Einige kennen sogar schon die bekannte Glimmentladung von Starkstromleitungen zu gewissen Zeiten. In mancher Hinsicht ist die menschliche Aura dieser ähnlich. Sie zeigt die menschliche Lebenskraft. Künstler früherer Tage malten den Heiligenschein um die Köpfe der Heiligen. Warum? Weil sie die Aura dieser Menschen sehen konnten. Seit der Veröffentlichung meiner ersten beiden Bücher erhielt ich Post aus der ganzen Welt. Einige Leser teilten mir mit, sie könnten ebenfalls die Aura sehen. Vor vielen Jahren fand Dr. Kilner bei Untersuchungen in einem Londoner Hospital heraus, daß die menschliche Aura unter bestimmten Bedingungen sichtbar wird. Er veröffentlichte seine Ergebnisse, doch die Medizin war noch nicht in der Lage, seine Entdeckung zu verstehen. Und man schob seine Erkenntnisse beiseite. Auch ich führe Untersuchungen durch. Ich kann mir bereits ein Instrument vorstellen, welches *jeden* Mediziner oder Wissenschaftler befähigt, die Aura zu sehen, um dann »unheilbare Krankheiten« mithilfe von Ultraschall zu heilen. Geld! Geld ist das Problem. Forschung war schon immer teuer! Doch jetzt, so grübelte ich, sollten ich für eine *andere* Aufgabe eingesetzt werden. Das Wechseln des Körpers! Vor meinem Haus krachte es plötzlich. Es ließ das Haus buchstäblich erzittern. »Oh«, dachte ich. »Die Bahnarbeiter sind wieder beim Rangieren. So schnell wird es keine Ruhe mehr geben.« Auf dem Fluß tutete ein großer Dampfer traurig klagend - so wie eine Kuh nach ihrem Kalb ruft -, aus der Ferne antwortete ein anderes Schiff wie ein Echo. »Mein Bruder!« Wieder hörte ich die Stimme in mir. Schnell drehte ich mich zu meinem Kristall um. Die alten Männer saßen noch immer im Kreis, den bejahrten Patriarchen in der Mitte. Müde sahen sie aus, erschöpft war wohl der angebrachte Ausdruck, denn sie hatten die Energien übermittelt, um diesen unerwarteten Ausflug zu ermöglichen. »Bruder, nun hast du mit eigenen Augen die Zustände in unserem Land gesehen. Du hast die harte Hand der Unterdrücker erlebt.**20**

Deine Aufgabe deine *beiden* Aufgaben liegen deutlich vor dir, und du kannst beide erfolgreich zum Ruhme des Ordens verrichten.« Der alte, müde Mann blickte ängstlich. Er wußte ebenso gut wie ich: ich konnte es ablehnen, ohne als unehrenhaft zu gelten. Bisher war ich gänzlich mißverstanden worden; eine Gruppe bössartiger Menschen hatte lügnerische Geschichten über mich verbreitet. Immer noch war ich ein hochgradiger Hellseher mit ungewöhnlichen telepathischen Fähigkeiten. Astralreisen waren einfacher für mich als Gehen. Schreiben? Nun gut, die Menschen konnten lesen, was ich geschrieben habe. Selbst wenn manche den Inhalt bezweifeln, dann gibt es noch immer andere, die ihrer spirituellen Entwicklung wegen die Wahrheit *erkennen* können. »Mein Bruder«, sagte der Abt sanft. »Auch dann, wenn die Unentwickelten, Unerleuchteten meinen, du würdest nur Erfundenes schreiben, so wird dennoch ein Körnchen Wahrheit ihr Unterbewußtsein erreichen. Und - wer weiß? - die kleine Saat der Wahrheit mag in diesem oder in ihrem nächsten Leben aufblühen. Wie es schon der erhabene Buddha selbst in seinem Gleichnis von den drei Kutschen erzählt, heiligt der Zweck die Mittel.« Das Gleichnis von den drei Kutschen! Lebhaft fiel es mir wieder ein. Wie genau erinnere ich mich an meinen geliebten Mentor und Freund, den Lama Mingyar Dondup, der im Chakpori gelehrt hatte. Ein alter Medizin-Mönch hatte die Ängste einer sehr kranken Frau mit einigen harmlosen »Notlügen« zu erleichtern gesucht. Ich, damals noch jung und unerfahren, hatte mich mit eitler Selbstgerechtigkeit darüber empört, daß ein Mönch - selbst in einem solchen Notfall - die Unwahrheit sagen konnte. Mein Lehrer war zu mir herangetreten und hatte mich angesprochen: »Laß uns in mein Zimmer gehen, Lobsang. Wir werden uns mit Gewinn den alten Büchern widmen.« Er lächelte mich an. Während er sich umdrehte, betrachtete ich seine warme, wohlwollende Aura des Einverständnisses. **21**

Gemeinsam gingen wir zu seinem weit oben gelegenen Raum, von dem aus man den Potala überblicken konnte. »Richtig, Tee und indische Kekse! Wir müssen Erfrischungen haben. Denn dabei kannst sogar du Wissen verdauen.« Der Diener hatte uns in das Zimmer eintreten sehen. Er brachte unaufgefordert die Delikatessen, die ich so liebte. Daß ich sie genießen konnte, verdankte ich nur der Güte meines Lehrers. Eine Zeitlang saßen wir

da und sprachen über dies und das oder besser, ich sprach während des Essens. Nach dem Essen sagte der liebenswerte Lama: »Es gibt Ausnahmen für jede Regel, Lobsang. Jede Münze, jede Scheibe hat zwei Seiten. Vieles hat Buddha seine Freunde und Schüler ausführlich gelehrt. Vieles davon wurde niedergeschrieben und überliefert. Eine Geschichte trifft in diesem Fall besonders zu. Ich will sie dir erzählen.« Er lehnte sich zurück, räusperte sich und fuhr fort: »Dies ist die Geschichte von den drei Kutschen. Sie heißt deshalb so, weil Kutschen damals bei kleinen Jungen sehr beliebt waren, so wie es heute Stelzen oder indische Kekse sind. Buddha erzählte diese Gleichnis seinem Schüler Sariputra. Sie saßen im Schatten eines dieser hohen indischen Bäume, während sie über Lüge und Wahrheit sprachen. Wenn auch die Wahrheit vorzuziehen ist, so erörterten sie, kann Güte manchmal zu einer Lüge führen und eben diese Güte wiegt das Unrecht der Lüge wieder auf.« Buddha sagte: »Nun, Sariputra, betrachten wir uns den Fall eines sehr reichen Mannes. Er konnte es sich leisten, selbst den entferntesten seiner Verwandten zu unterstützen. Es handelt sich um einen alten Mann mit einem riesigen Haus und vielen Söhnen. Von Geburt seiner Söhne an hatte er alles getan, sie vor jeder Gefahr zu bewahren. Sie kannten weder Gefahr, noch hatten sie bisher ein Leid erfahren. Dieser Mann verließ nun seinen Besitz, um im Nachbardorf ein Geschäft abzuwickeln. Als er wieder heimwärts wanderte, sah er schon unterwegs Rauch in den Himmel aufsteigen. Er rannte heim. Als er seinen Hof betrat, sah er sein brennendes Haus. Alle vier Wände brannten und die Flammen züngelten schon am Dach.**22**

Im Haus waren noch immer seine Söhne. Sie spielten, denn sie konnten ja die Gefahr nicht erkennen, in der sie sich befanden. Sie hätten noch fliehen können, doch hatten sie bisher die Bedeutung von Schmerzen nicht erfahren, weil sie so wohlbehütet aufgewachsen waren. Sie wußten nichts von der Gefahr des Feuers, denn Feuer hatten sie bisher nur in der Küche gesehen. Der Mann war ängstlich besorgt, denn wie hätte er allein seine Söhne retten können? Wäre er hineingegangen, so hätte er vielleicht nur einen hinaustragen können. Die anderen würden denken, es sei ein Spiel und hätten weitergespielt. Einige seiner Söhne waren noch sehr klein und wären vielleicht aus Spaß wieder durch das Feuer gegangen, weil sie ja keine Angst kannten. Der Vater stellte sich vor die Tür und rief: »Ihr Jungen kommt heraus. Kommt schnell.« Aber die Jungen wollten dem Vater nicht

gehörten, sie wollten spielen. Sie wollten in der Mitte des Hauses bleiben, sicher vor der Hitze. Der Vater dachte, ich kenne meine Söhne sehr gut, kenne ihre unterschiedlichen Charaktere und Temperamente. Ich weiß, sie kommen nur heraus, wenn sie glauben, sie könnten etwas gewinnen, wie etwa neue Spielsachen. So rief er wieder laut ins Haus: »Jungens kommt heraus. Ich habe Spielzeuge hier draußen für euch. Kutschen, die von Bullen und Ziegen gezogen werden und eine ist so schnell wie der Wind, weil sie von einem Hirsch gezogen wird. Kommt schnell, oder ihr bekommt sie nicht.« Die Jungen, die weder das Feuer noch die brennenden Wände fürchteten, hatten nur Angst, die Spielzeuge zu verlieren, und rannten heraus. Sie hasteten und stießen sich gegenseitig im Eifer. Jeder wollte der erste bei den Spielsachen sein, um zuerst auswählen zu dürfen. Gerade als der letzte das Haus verlassen hatte, stürzte es als Opfer der Flammen in sich zusammen und zerbarst. Die Jungen, die die Gefahr auch jetzt nicht erkannten, der sie entronnen waren, machten großen Lärm. »Vater, Vater, wo sind die Spielsachen, die du uns versprochen hast? Wo sind die Kutschen?«²³

Wir haben uns so beeilt, und sie sind nicht da. Du hast es *versprochen*, Vater.« Der Vater, ein so reicher Mann, daß der Verlust des Hauses ihm nichts bedeutete, beeilte sich nun, da ihm seine Söhne erhalten geblieben, die Spielsachen, die drei Kutschen, zu kaufen, denn er wußte, daß diese Lüge das Leben seiner Söhne gerettet hatte. Nun fragte Buddha Sariputra: »Sag an, Sariputra, war die Lüge nicht gerechtfertigt? Hat nicht dieser Mann durch eine unschuldige Lüge ein gutes Ende bewirkt? Ohne sein Wissen wären die Söhne Opfer der Flammen geworden.« Sariputra meinte zu Buddha: »Ja, Meister, der Zweck heiligte die Mittel und machte alles gut.« Der Lama Mingyar Dondup lächelte mich an und sagte: »Du warst jetzt drei Tage nicht im Chakpori. Du dachtest wohl, du seiest ausgeschlossen worden, aber wir haben nur diese Prüfung für dich vorbereitet. Der Zweck heiligte die Mittel, denn du machst große Fortschritte.« Auch ich benutze »Mittel, um einen guten Zweck zu erreichen«. Ich schreibe diese, meine *wahre* Geschichte - *Das Dritte Auge* und *Ein Doktor aus Lhasa* waren ebenfalls die reine Wahrheit -, um später meine Forschung über die Aura fortzusetzen. Sehr viele Leute haben geschrieben und mich gefragt, *warum* ich schreibe. Ich will es nun erklären: Ich schreibe die *Wahrheit*, damit die

Leute im Westen erkennen, daß die Seele des Menschens größer ist als beispielsweise Sputniks oder zischende Raketen. Vielleicht gelangt die Menschheit durch Astralreisen zu anderen Planeten, wie ich es bereits getan habe! Aber den Leuten im Westen wird dies nicht so leicht möglich sein, wenn sie ständig nur an ihren Vorteil denken und sich um die Rechte anderer nicht scheren. Ich schreibe die *Wahrheit*, damit ich später über die menschliche Aura weiterforschen kann. Stellen Sie sich vor - und es wird später einmal wahr werden -, ein Patient betritt das Sprechzimmer eines Arztes. Der Arzt hält sich nicht damit auf, Fragen zu stellen, er nimmt seine Spezialkamera und fotografiert die Aura des Patienten. Nach ungefähr einer Minute kann dieser, des Hellsehens nicht fähige Arzt, die Farbfotografie der Aura seines Patienten betrachten.**24**

Er studiert ihre Form und die Farbschattierungen, so wie ein Psychiater die Aufzeichnungen der Hirnströme einer nervenkranken Person untersucht. Der Allgemeinmediziner wird nun, nachdem er das Foto mit einer Standardabbildung verglichen hat, eine Anzahl Ultraschall- und Spektralfarbenbehandlungen verordnen, die die Störungen in der Aura des Patienten heilen werden. Krebs? Wird heilbar sein. TBC? Gleichfalls heilbar. Lächerlich? Na gut, aber vor nicht allzu langer Zeit galt es als »lächerlich«, Radiowellen über den Atlantik zu schicken. »Lächerlich« war es auch zu glauben, man könne mit 160 Kilometern pro Stunde reisen. Der menschliche Körper würde es nicht aushalten, wurde gesagt. »Lächerlich« war die Vorstellung, wir könnten in den Weltraum fliegen. Affen taten dies bereits. (Das Buch wurde 1960 veröffentlicht. d.Ü.) Und was meine »lächerliche« Idee betrifft: *ich habe schon gesehen, daß sie funktioniert*. Die Geräusche von draußen drangen in mein Zimmer, brachten mich zurück in die Gegenwart. Lärm? Rangierende Züge! Eine kreischende Lokomotive ratterte vorbei, und laut sprechende Menschen hasteten zu den hellen Lichtern des Vergnügungsviertels. »Später«, sagte ich mir, »wenn dieser schreckliche Radau einmal vorbei ist, werde ich *ihnen* mitteilen, daß ich tun werde, worum sie baten.« Ein wachsendes Wärmegefühl zeigte mir, daß *sie* es bereits wußten und glücklich waren.

So, hier ist sie nun, wie befohlen, die Wahrheit:**25**

DIE GESCHICHTE VON RAMPA

KAPITEL ZWEI

Um die Jahrhundertwende steckte Tibet in großen Problemen. England veranstaltete ein großes Tamtam und verkündete der Welt: Tibet sei mit den Russen befreundet, zum Schaden des britischen Imperiums. Der Zar aller Russen schrie durch die leeren Hallen seines Palastes in Moskau. Er beschwerte sich bitterlich: Tibet sei mit den Briten befreundet. Im kaiserlichen Hof von China hallten wilde Anklagen: Tibet sei mit den Russen und den Briten befreundet und ganz sicher kein Freund von China. In Lhasa schwärmten Spione der verschiedensten Nationen. Sie versuchten, sich als Bettelmönche, Pilger, Missionare oder dergleichen zu tarnen, um einen plausiblen Grund für ihr Verweilen in Tibet zu haben. Allerlei Herren befreundeter Nationen trafen sich wie Diebe im Schutze der Nacht, um auszutauschen, welchen Vorteil *sie* aus dieser, von anderen Staaten verursachten, Situation ziehen könnten. Der Große Dreizehnte, die dreizehnte Wiedergeburt des Dalai Lama, ein wirklich großer Staatsmann, verlor nicht die Beherrschung, bewahrte den Frieden und lenkte Tibet unversehrt aus diesem Kesseltreiben. Freundliche Botschaften unvergänglicher Freundschaft und unehrliche Schutzangebote von Staatsoberhäuptern der Weltmächte überquerten den Himalaya. In dieser schwierigen Zeit der Unrast wurde ich geboren. Wie Großmutter Rampa immer aus tiefster Überzeugung sagte, war ich geboren, um Ärger zu machen. Seitdem war ich immer in Schwierigkeiten verwickelt und konnte mich derer kaum entziehen!²⁷

Die Seher und Wahrsager lobten lauthals »des Knaben« Begabung für Hellsehen und für Telepathie. »Ein hohes Selbst«, sagte einer. »Bestimmt seinen Namen in der Geschichte zu hinterlassen«, sagte ein anderer. »Ein großes Licht für unsere Sache«, sagte ein dritter. Und ich, so klein ich war, erhob meine Stimme zu herzhaftem Protest, weil ich so dumm gewesen war, noch einmal geboren zu werden. Meine Verwandten nahmen jede Gelegenheit wahr, als ich alt genug war, um sie zu verstehen, mich an den Lärm zu erinnern, den ich gemacht hatte. Voller Stolz sagten sie, daß mein Lärm der schrecklichste war, daß ich die unmusikalischste Stimme habe, die sie das Unglück hätten, je hören zu müssen. Vater war einer der führenden Männer Tibets. Ein edler Mann von hohem Rang; er hatte bedeutenden Einfluß auf die Geschicke des Staates. Auch die Verwandtschaft meiner Mutter übte große Autorität in der Politik aus. Blicke ich über all die Jahre zurück, bin ich versucht zu glauben, daß sie alle tatsächlich so bedeutend waren, wie meine Mutter es immer dachte; und sie dachte wirklich nicht in kleinen Verhältnissen. Meine frühen Kindheitstage verbrachte ich in unserem Haus in der Nähe des Potala; es lag gerade gegenüber auf der anderen Seite des Flusses Kaling Chu oder dem Fluß des Glücks. Er wird so genannt, denn er gibt Lhasa das Leben, indem er glucksend in kleineren Bächen und Flößlein die Stadt mehrfach durchwandert. Unser Besitz war sehr bewaldet, gut versorgt mit Dienern, und meine Eltern lebten in märchenhaftem Glanze. Ich, nun gut, wurde größter Strenge und Härte unterworfen. Mein Vater war durch die chinesische Invasion im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts sehr mürrisch geworden. Und er schien eine unerklärliche Abneigung gegen mich gewonnen zu haben. Mutter hatte wie so viele Frauen der Gesellschaft in aller Welt keine Zeit für uns Kinder. Sie betrachtete uns wohl als Dinge, die man so schnell wie möglich bei Bediensteten abgeben mußte. Mein Bruder Paljor lebte nicht lange bei uns. Kurz vor seinem siebten Geburtstag verließ er uns, um in die himmlischen Gefilden und *den ewigen Frieden* einzugehen.**28**

Zu der Zeit war ich vier Jahre alt und Vaters Abneigung schien dadurch

T. Lobsang Rampa Die Rampa Story. 1960

noch zu wachsen. Meine Schwester Yasodhara war zu dieser Zeit sechs. Wir beweinten beide nicht so sehr den Tod unseres Bruders, sondern die noch härtere Disziplin, die mit seinem Dahinscheiden erst richtig begann. Jetzt ist meine Familie tot, gemordet von den chinesischen Kommunisten. Meine Schwester wurde getötet, weil sie sich den Invasoren widersetzte, meine Eltern, weil sie Landbesitzer waren. Vom Haus aus schaute ich mit weiten Augen über die wundervolle Parklandschaft. Heute dient es als Schlafhaus für Arbeiter. In einem Flügel des Hauses leben die Frauen, im anderen die Männer. Alle sind verheiratet, und wenn sich Mann und Frau gut benehmen, ihr Arbeitssoll erfüllen, dann dürfen sie einmal pro Woche für eine Stunde zusammenkommen. Hinterher werden sie dann medizinisch gründlichst untersucht. Aber damals in meiner Kindheit war das noch ferne Zukunft, etwas bereits Bekanntes würde sich ereignen, aber genaueres über den sicheren Tod am Lebensende hinaus, interessierte nicht so sehr. Die Astrologen hatten selbstverständlich alle Ereignisse vorhergesagt, aber wir lebten weiter den Alltag, ohne uns um die Zukunft zu bekümmern. Kurz bevor ich sieben wurde, also so alt wurde wie mein verstorbener Bruder, gab es eine große Zeremonie, bei der die Staatsastrologen sich in ihre Karten vertieften, um festzustellen, was mir die Zukunft bringen würde. Die Spitzen der Gesellschaft, oder wer sich dafür hielt, kamen zur Feier. Viele kamen ungeladen, nachdem sie die Diener bestochen hatten, um hineinzukommen. Die Menge stand so dicht, daß man kaum noch auf unserem weitreichenden Gelände umhergehen konnte. Die Priester summten und brummten, wie es Priester so tun, veranstalteten eine eindrucksvolle Schau, bevor sie die wesentlichen Marksteine meiner Zukunft bekannt gaben. Um fair zu bleiben, will ich zugeben, daß sie mit allem, was sie prophezeiten, *völlig* Recht hatten - besonders mit jedem Unglück!**29**

Dann verkündeten sie meinen Eltern, ich solle in das Chakpori-Kloster eintreten, um dort zum Mediziner und Mönch ausgebildet zu werden. Das bedrückte mich sehr, denn ich hatte das Gefühl, daß mich das noch mehr in Schwierigkeiten bringen würde. Aber auf mich hörte niemand! Ich unterzog mich dem Aufnahme-ritual und saß drei Tage und drei Nächte vor dem Kloster. Damit stellte man fest, ob ich die entsprechende Ausdauer besitze, die nötig ist, um aufgenommen zu werden. Daß ich diese Prüfung bestanden habe, war mehr auf die Furcht vor dem Groll meines Vaters, als auf meine

körperliche Konstitution zurückzuführen. In den Orden hineinzukommen, war noch das Leichteste. Unsere Tage waren lang und schwer, der Tag begann um Mitternacht. Unsere Pflicht war es, den Gottesdiensten beizuwohnen, die in gewissen Abständen über Tag und Nacht verteilt lagen. Uns wurde der übliche akademische Lehrstoff, Religion, Metaphysik sowie die überlieferte Medizin beigebracht, auf daß wir Ärzte würden. Unsere östlichen Heilweisen sind so andersartig, daß sie im Westen noch nicht verstanden werden. Dennoch sind westliche Arzneimittelhersteller bemüht herauszufinden, wie sie die Medikamente künstlich herstellen können, die so wirksam sind wie unsere Pflanzen. Dann wird das, was uraltem östlichen Wissen entspringt, künstlich in Laboratorien hergestellt, bekommt einen hochtönenden Namen und wird zuletzt als Beispiel westlichen Erfindergeistes gepriesen. So ist das mit dem Fortschritt! Als ich schließlich acht Jahre wurde, operierte man mich und öffnete mein »drittes Auge«, dieses spezielle Organ für das Hellsehen. Die Fähigkeit des Hellsehens stirbt bei denen ab, die das verleugnen. Wenn ich mit diesem Auge schaue, bin ich in der Lage, die menschliche Aura genau zu sehen. Es hilft mir, die göttliche Natur der Menschen um mich herum zu erkennen. Es war - und es ist! - sehr unterhaltsam, den leeren Worten derer zu lauschen, die Eigennutz als Freundschaft ausgeben wollen, doch in Wirklichkeit schwarze Mordgedanken im Herzen tragen. Die Aura spiegelt auch die gesamte Krankheitsgeschichte eines Menschen wider. **30**

Untersucht man, was der Aura *fehlt*, und ersetzt dies durch besondere Strahlen, dann kann man die Krankheit des Menschen heilen. Weil ich besser als andere über die Kräfte des Hellsehens verfügte, wurde ich fast regelmäßig zum Allerhöchsten, der großen dreizehnten Inkarnation des Dalai Lama gerufen, um mir die Aura seiner Besucher zu besehen, die »in Freundschaft« kamen. Mein geliebter Lehrer, der Lama Dondup, ein hervorragender Hellseher, übte viel mit mir. Er lehrte mich die größten Geheimnisse des Astralreisens, das mir leichter als das Gehen fällt. Fast jeder glaubt an die Existenz der Seele und anderer Körper oder Schichten. Was es nun genau ist und wieviel es sind, ist hier nicht so wichtig. Wir glauben - besser wir *wissen* -, daß es möglich ist, den gewöhnlichen irdischen Körper (der nur die Kleider trägt) beiseite zu legen und in astraler Form überallhin zu reisen, sogar weit über unsere Erde hinaus. Jeder kann astralreisen, auch jene, die glauben, daß das »Unsinn« ist! Es ist genauso natürlich wie atmen, jeder reist astral im Schlaf. Nur die Ungeübten wissen

hinterher nichts mehr davon. Wieviele rufen doch am Morgen: »Oh! Ich hatte so einen wundervollen Traum letzte Nacht, ich war mit Soundso zusammen. Wir waren so glücklich, und wir wollten uns schreiben. Aber leider ist das nur ein Traum!« Und dann, gewöhnlich ein paar Tage später, *kommt* dieser Brief an. Die Erklärung dafür ist, daß eine der Personen astral zur anderen hingereist war. Weil die meisten damit nicht umgehen können, nennen sie es deshalb einen »Traum«. Jeder kann astral reisen. Wieviele authentische Geschichten gibt es doch von Sterbenden, die zum Abschied geliebte Menschen besuchen. Auch das ist eine Astralreise. Ganz leicht kann ein Sterbender einen Freund besuchen, wenn sich im Tode seine irdischen Bande lockern. Der Geübte legt sich hin und entspannt sich, löst dann die Fesseln oder Ketten seines Ichs, seines Begleitkörpers oder seiner Seele - oder nennt es wie ihr wollt, es ist alles das gleiche.**31**

Dann, wenn es nur noch die Verbindung mit der silbernen Schnur gibt, kann sich der zweite Körper wie ein freigelassener Ballon am Ende einer Schnur entfernen. Woran man auch immer denken mag, man kann dorthin reisen, voll bewußt, vollständig wach - wenn man geübt ist. Nur dann scheint es wie ein Traum, wenn man es unwissentlich tut. Dann wacht man verwirrt auf, als sei man wachgerüttelt worden. Solange man ungeübt ist, werden ständig eine Vielzahl von Eindrücken durch die »Silberschnur« empfangen, die den »Träumenden« nur noch mehr verwirren. Im Astralbereich kann man *überallhin* reisen, selbst über die Erde hinaus, denn der Astralkörper atmet nicht, noch braucht er Essen oder Trinken. Alles was benötigt wird, wird durch die »Silberschnur« übertragen. Durch sie ist man lebenslang mit dem physischen Körper verbunden. Die »Silberschnur« wird auch in der Bibel erwähnt: »Ehe der silberne Strick zerreißt, und die goldene Schale zerbricht« (Prediger, 12/6; d.Ü). Die »goldene Schüssel« ist nichts anderes als der Heiligen- oder Glorienschein um den Kopf einer spirituell entwickelten Persönlichkeit. Bei *nicht* so weit Entwickelten ist der Heiligenschein von anderer Farbe. Künstler malten den goldenen Heiligenschein, weil sie diesen *sehen* konnten denn sonst hätten sie ihn ja nicht auf ihren Bildern gezeigt. Der Schein um den Kopf ist nur ein kleiner Teil der menschlichen Aura; er ist jedoch eher sichtbar, denn er ist wesentlich heller als der Rest. Es wäre besser, die Wissenschaftler würden mehr im Bereich der Astralreise und Aura forschen, anstatt mit Raketen herumzuhantieren,

die so oft dabei versagen, die Erde zu verlassen. Dann würde man einen vollständigen Schlüssel für die Weltraumfahrten finden. Auf Astralreisen könnte man andere Welten besuchen und danach den Typ des Raumschiffes entwickeln, das man braucht, um die Reise auch körperlich durchzuführen. Astrales Reisen hat einen großen Nachteil. Man kann nichts Materielles transportieren. Nur neues Wissen kann man erlangen. Dann kann ein Raumschiff gebaut werden, in dem Lebewesen, sowie Fotografien mitgebracht werden können. **32**

Diese materiellen Zeugnisse einer unbeschreiblichen Welt sind nötig. Die meisten Menschen glauben nur, wenn sie etwas haben, was sie in Stücke reißen können, um hinterher zu sagen, es hätte durchaus *möglich* sein können, daß es so etwas gibt. Das erinnert mich an eine bestimmte Reise ins All, die ich unternommen hatte. Das Folgende ist die lautere Wahrheit. Die, welche spirituell entwickelt sind, werden es wissen. Für die anderen mag es nicht so wichtig sein, sie werden es begreifen, wenn sie zu größerer Reife vorangeschritten sind. Es handelt sich dabei um ein Experiment, das vor vielen Jahren stattfand, als ich noch in Tibet in der Chakpori Lamaserei studierte. Obwohl es lange her ist, erinnere ich mich so daran, als sei es gestern gewesen. Mein väterlicher Freund und Lehrer, der Lama Mingyar Dondup, ein anderer Mitbruder, ein sehr enger Freund namens Jigme, und ich standen auf dem Dach des Chakporis, dem Eisenberg in Lhasa. Es war eine bitterkalte Nacht, etwa zehn Grad unter Null. Wir standen auf dem Dach, schutzlos dem schneidenden Wind ausgeliefert, der unsere Roben gegen unsere frierenden Körper preßte. Auf der anderen, windabgewandten Seite flatterten sie wie Gebetsfahnen. Die Kälte ließ uns bis aufs Mark frieren, und der Wind drohte uns hinabzuwerfen. Während wir uns umsahen, lehnten wir uns gegen den Wind, um die Balance zu halten. In der Ferne sahen wir die trüben Lichter Lhasas, während sich zu unserer Rechten die Lichter des Potala zu einem mystischen Eindruck zusammenfügten. Alle Fenster waren mit glühenden Butterlampen geschmückt. Zwar waren sie durch dicke Wände geschützt, doch sah es aus, als flackerten und tanzten sie im Treiben des Windes. Das fahle Sternenlicht wurde von den goldenen Dächern des Potala gespiegelt. Der Palast glänzte, als sei der Mond selbst herabgestiegen, um mit den Zinnen und Gräbern auf dem Dache des herrlichen Gebäudes zu spielen.**33**

Wir zitterten und froren in der Eiseskälte und wünschten, wir wären in der Wärme der mit Räucherstäbchen gefüllten Luft des Tempels unter uns. Wir waren aus einem bestimmten Grund auf diesem Dach, wie es uns der Lama Mingyar Dondup rätselhaft angedeutet hatte. Nun stand er zwischen uns, scheinbar so fest wie die Berge selbst. Er deutete nach oben zu einem weit entfernten Stern - einer rötlich aussehenden Welt - und sagte: »Brüder, das ist der Stern Zhoro, ein uralter Planet, einer der ältesten in seinem Sonnensystem. Nun nähert er sich dem Ende seiner langen Lebenszeit.« Er drehte sich uns zu, den Rücken zum beißenden Wind: »Ihr habt sehr viel über astrales Reisen gelernt. Jetzt wollen wir gemeinsam astral zu diesem Planeten reisen. Wir lassen unsere Körper hier auf diesem Dach und wollen uns über die Erdatmosphäre und sogar über die Zeit selbst hinausbegeben.« Nach dieser Rede führte er uns über das Dach, dorthin wo eine spiegelnde Kuppel uns ein wenig Schutz gab. Er legte sich nieder und forderte uns auf, es ihm gleichzutun. Wir schürzten unsere Roben noch enger um uns, und jeder hielt die Hand des anderen neben sich. Das dunkle Purpur des Nachthimmels erstreckte sich über uns und war mit stecknadelgroßen Lichtern gesprenkelt, mit bunten Lichtern. Denn alle Sterne leuchteten unterschiedlich, wenn man sie am klaren Himmel Tibets betrachtet. Um uns herum heulte der Wind, aber unser Training war immer streng gewesen, und wir gedachten ja keinesfalls auf dem Dach zu bleiben. Wir wußten, daß dies keine gewöhnliche Astralreise werden würde, denn wir hatten bisher unsere verlassene Körper noch nie so ungeschützt Wind und Wetter ausgesetzt. Wenn der Körper nicht bequem lagert, kann das Ego weiter und schneller reisen. Hinterher erinnert man sich besser jeder Einzelheit. Nur für kurze, kleinere Flüge über unsere Welt entspannt man sich und macht es dem Körper bequemer. Mein Lehrer sagte nun: »Laßt uns unsere Hände festhalten, und wir projizieren uns gemeinsam von der Erde weg. Haltet euch an mich.«³⁴

Wir reisen weit und werden heute nacht Außergewöhnliches erleben.« Wir legten uns zurück und atmeten in einem besonderen Rhythmus, der das

astrale Reisen begünstigt. Ich war mir des Windes bewußt, der durch die Stoffe der Gebetsfahnen pfliff, die wie wild über uns flatterten. Dann, ganz plötzlich, gab es einen Ruck; ich spürte die beißenden Finger des kalten Windes nicht mehr. Ich fühlte mich über meinen Körper hinaus in eine andere Zeit dahinfließen, in der alles friedvoll war. Der Lama Mingyar Dondup stand bereits in seinem Astralkörper aufgerichtet. Als ich nach unten sah, beobachtete ich, wie sich mein Freund Jigme gleichfalls von seinem Körper löste. Er und ich standen nun und verbanden uns mit unserem Führer. Diese Verbindung nennt man Ektoplasma, das vom Astralleib durch Gedanken produziert wird. Es ist eine materielle Form, aus dem auch Medien Formen herstellen, wenn sie Geister erscheinen lassen. Nachdem wir vollständig verbunden waren, schwebten wir in den Nachthimmel hinauf. Ich, wie immer wißbegierig, schaute nach unten. Hinter uns flössen die Silberschnüre - diese unendlichen Verbindungen zwischen dem physischen und dem astralen Körper, solange wir leben. Wir flogen weiter und weiter. Die Erde blieb zurück. Wir konnten die Korona der Sonne sehen. Sie schimmerte über die Ränder der Erde: dort, wo der Westen liegen mußte, wohin wir schon so oft auf Astralreisen geflogen waren. Höher und höher trieben wir. Wir sahen die Umrisse der Ozeane und Kontinente der sonnenüberfluteten Seite der Erde. Aus dieser Höhe wirkte die Erde wie die Mondsichel, allerdings mit einer Aurora Borealis, auch Nordlicht genannt, das über die Pole blitzte. Wir flogen weiter, schneller und schneller, bis wir schneller als das Licht dahinstrasteten. Wir waren ja körperlose Geister und bewegten uns fast so schnell wie die Gedanken. Genau vor mir sah ich den Planeten, groß, drohend und rot. Wir fielen auf ihn mit erheblicher Geschwindigkeit. Obwohl ich schon so viele Erfahrungen auf Astralreisen gesammelt hatte, fühlte ich ganz plötzlich Angst aufsteigen.**35**

Der Astralkörper des Lamas Dondup lachte und sagte telepathisch, »Oh Lobsang, sollten wir den Planeten durchschlagen, würde dies weder ihm noch uns etwas anhaben. Wir würden ihn durchqueren, denn für uns gibt es keine Mauern.« Schließlich schwebten wir über dieser roten verlassenen Welt: rote Felsen, roter Sand und endloses rotes Meer. Als wir auf die Oberfläche sanken, sahen wir merkwürdige Lebewesen, ähnlich riesigen Krabben, die sich lethargisch entlang des Wasserrandes bewegten. Wir standen an diesem roten Felsenstrand und schauten über das Wasser, ohne Gezeiten, tot, mit rotem, stinkendem Schaum. Wir beobachteten weiter, wie

die trübe Wasserfläche fast unwillig aufriß. Ein seltsames Lebewesen entstieg ihm, eine gleichfalls rote Kreatur, schwer bewaffnet mit außerordentlichen Gliedern. Es grunzte müde und entmutigt und plumpste, kaum hatte es den roten Sand erreicht, auf das Ufer des unbewegten Wassers. Die rote Sonne glühte über unseren Köpfen, versengte alles und warf grelle, angsteinflößende, blutrote Schatten. Um uns herum bewegte sich nichts, keine Lebewesen, abgesehen von seltsamen muschelartigen Kreaturen, die halb tot auf dem Boden lagen. Obwohl ich im Astralleib war, schüttelte ich mich vor Erregung, als ich mich umschaute. Vor uns leuchtete alles rot: die See, der Schaum, die Felsen, der Sand. Wir sahen rotschalige Lebewesen und über allem die rote Sonne, wie die sterbende Flamme eines Feuers, das ins Nichts erlöschen wird. Der Lama Mingyar Dondup sagte: »Dies ist eine sterbende Welt. Bald gibt es keine Rotation mehr. Diese Welt fließt ins Meer des Alls. Es ist ein Satellit einer sterbenden Sonne, die bald in sich zusammenfällt, um zu einem leblosen weißen Zwerg zu erlöschen. Er wird zu einem Stern, der möglicherweise mit einem anderen zusammenstößt, woraus dann neues Leben entsteht. Ich habe euch hierher gebracht, denn noch immer gibt es hier Leben in höchster Form, Leben, das hier diese Phänomene untersucht und forscht. Schaut euch nur um.«**36**

Er drehte sich um, deutete mit der Rechten in die Ferne, wo wir drei hohe Türme sahen, die in den roten Himmel ragten. Auf der Spitze jedes Turmes glänzten drei leuchtende, kristallene Kugeln, die im roten Licht pulsierten, als lebten sie. Während wir noch da standen und uns wunderten, veränderten sich die Farben in ein lebhaftes Dunkelblau. Der Lama Dondup forderte uns auf: »Kommt, sie entbieten uns einen Willkommensgruß. Laßt uns in die Erde steigen, dorthin, wo sie in einer unterirdischen Kammer leben.« Gemeinsam bewegten wir uns zum Eingang des Turmes. Er war durch fremdartige Metalle geschützt, die glimmten und wie Narben auf dem roten öden Land wirkten. Wir huschten hindurch, denn weder Metall noch Fels behindern den Astralleib. Wir durchquerten lange Korridore aus totem Fels, bis wir in eine große Halle kamen, in der Karten und Tafeln hingen, seltsame Maschinen und Instrumente waren. Genau in der Mitte stand ein langer Tisch, an dem neun hochbetagte Männer saßen. Einer war groß und dürr und mit gebeugtem, kegelförmigem Haupt. Ein anderer war klein und gedrungen. Jeder war von anderer Herkunft. Wir erkannten, daß sie Wesen

verschiedener Welten, verschiedener Rassen waren. Menschlich? Gewiß waren einige davon menschlich. Menschenähnlich wäre der bessere Ausdruck, sie zu beschreiben. Alle waren menschenähnlich, doch einige glichen uns Menschen mehr als andere. Wir merkten, daß uns alle genau beobachteten. »Aha«, sagte einer telepathisch. »Wir haben Besucher aus der Ferne. Wir sahen euch in der Nähe unserer Versuchsstation landen und heißen euch willkommen.« »Verehrungswürdige Väter«, grüßte der Lama Mingyar Dondup, »mit mir bringe ich zwei frisch geweihte Lamas, die gleichfalls ernsthafte Sucher des Wissens sind.« »Seid herzlich willkommen«, sagte der große Mann, der der Leiter dieser Gruppe zu sein schien. »Wir werden alles tun, euch dabei zu helfen, so wie wir es zuvor bei anderen getan haben.« 37

Das waren große Neuigkeiten für mich, der ich bisher nicht wußte, daß mein Lehrer schon früher solch ausgedehnte Astralreisen durch außerirdische Bereiche vollbracht hatte. Der kleinere Mann schaute mich an und lächelte. Er bemerkte in der universellen Sprache der Telepathie: »Wie ich sehe, junger Mann, bist du sehr an den Unterschieden unserer äußeren Erscheinungen interessiert.« »Verehrter Vater«, antwortete ich, etwas überrascht über die Leichtigkeit, mit der er meine Gedanken erkundet hatte, Gedanken, die ich zu verbergen gesucht hatte. »Das ist wirklich wahr. Ich wunderte mich über die Verschiedenheit eurer Größen und Körperformen, und es erschien mir, ihr könntet auf keinen Fall Menschen der Erde sein.« »Deine Beobachtung ist richtig«, sagte der kleine Mann. »Wir sind zwar alle Menschen, aber gemäß der unterschiedlichen Entwicklungsprozesse haben wir verschiedene Größen und Formen. Aber kannst du so etwas nicht auch auf eurer Erde beobachten? Bei euch in Tibet gibt es einige Mönche, die ihr als Wächter wegen ihrer Größe über zwei Meter beschäftigt. Ebenso gibt es in einem anderen Land der Erde Menschen, die fast nur halb so groß sind, die ihr Pygmäen nennt. Beide sind von menschlicher Rasse, beide sind fähig, sich miteinander fortzupflanzen, wobei die Größe keine Rolle spielt, denn alle sind Menschen mit Kohlenwasserstoffmolekülen. Hier an diesem besonderen Ort des Universums beruht alles auf der Grundlage von Kohlenwasserstoffmolekülen, denn diese beiden Stoffe sind die Grundbausteine, welche die Strukturen hier bestimmen. Wir, die wir durch das Weltall gereist sind, weiter als der Teil des Nebels hier reicht, wissen,

daß andere Welten andere Bausteine verwenden. Einige Welten verwenden Silikon, andere Gips und andere Elemente als Baustoffe. Aber sie unterscheiden sich vom Leben hier. Und zu unserem Bedauern mußten wir herausfinden, daß sie uns auch in den Denkweisen nicht ähneln.« Danach ließ der Lama Dondup einfließen: »Ich brachte diese beiden jungen Lamas hierher, damit sie die verschiedenen Stufen des Todes und des Zusammenbruches eines Planeten erfahren können.**38**

Zuerst verliert er seine Atmosphäre, indem der Sauerstoff die Metalle verbrennt, bis schließlich alles in äußerst feinem Staub zerfällt.« »Genauso ist es«, sagte der Hüne, »wir werden den jungen Männern gerne zeigen, daß alles, was geboren, auch sterben muß. Alles lebt die eigens bemessene Lebensspanne. Diese als Zahl ist eine Grundeinheit jeglichen Lebens. Denn die Grundeinheit, gleich in welchem Geschöpf, ist der Herzschlag des Lebewesens. Das Leben eines Planeten beträgt 2.700.000.000 Herzschläge, nach denen der Planet stirbt, aber nach seinem Tod wird ein anderer geboren. Auch ein Mensch lebt 2.700.000.000 Herzschläge lang, ebenso das kleinste Insekt. Ein Insekt, das nur 24 Stunden lang lebt, hat in dieser Zeit 2,7 Milliarden Herzschläge. Bei den Planeten ist es genauso - allerdings variiert hier die Dauer der Pausen zwischen den Schlägen. Einer mag einen Schlag alle 27.000 Jahre haben, dann wird der Planet vom nächsten Schlag erschüttert. Alles Leben also«, meinte er weiter, »hat die gleiche Spanne. Nur bezogen auf die Zeit leben einige Geschöpfe länger als andere. So haben auch die Geschöpfe der Erde, zum Beispiel die Schildkröte, die Ameise, der Elefant und der Hund die gleiche Zahl an Herzschlägen, aber bei allen schlägt das Herz unterschiedlich schnell. Nur deshalb scheint das eine Tier länger als das andere zu leben. Oder es erscheint gar als leblos.« Jigme und ich fanden das außerordentlich aufregend. Es erklärte uns so vieles, was wir bereits in Tibet gelernt hatten. Wir hatten im Potala von der Schildkröte gehört, die sehr alt wird, und von den Insekten, die nur einen Sommerabend lang leben. Nun erkannten wir, daß ihre Wahrnehmungsfähigkeit beschleunigt ist, um mit der Geschwindigkeit ihres Herzens Schritt zu halten. Der kleine Mann betrachtete uns aufmerksam und fuhr fort: »Ja, aber dies ist noch nicht alles, denn viele Tiere verkörpern das Organ, das sie besonders spezialisiert haben. Die Kuh beispielsweise, das kann jeder sehen, ist eine wandelnde Milchdrüse, die Giraffe ein Hals.**39**

Ein Hund - nun ja, jeder kann sehen, woran ein Hund ständig denkt - schnüffelt im Wind nach Neuigkeiten, da seine Augen so schlecht sind. Deshalb kann man den Hund als Nase bezeichnen. Andere Tiere kann man genauso ihrem spezialisierten Körperteilen zuordnen. So kann man den Ameisenbären Südamerikas als Zunge betrachten.« Wir unterhielten uns noch eine Weile telepathisch und lernten viel über seltsame Dinge, lernten in der Gedankenschnelle, so wie auf der astralen Ebene üblich. Zu guter Letzt stand der Lama Mingyar Dondup auf und meinte, es sei an der Zeit aufzubrechen. Als wir ankamen, lagen die goldenen Dächer des Potala unter uns, glänzend im frostigen Sonnenlicht. Unsere Körper waren steifgefroren und schwer. Die halberfrorenen Glieder ließen sich kaum bewegen. »Und so«, dachten wir, als wir uns wieder aufrichteten, »haben wir wieder etwas Neues gelernt, eine weitere Reise war beendet. Was wird als nächstes folgen?« Eine Wissenschaft, die wir Tibeter besonders beherrschen, ist das Heilen mit Kräutern. Schon immer, ausgenommen heute, war Tibet für Ausländer verschlossen, und unsere Fauna und Flora wurde bisher nicht von Fremden erforscht. Auf den hohen Plateaus wachsen seltene Pflanzen. Kurare und das »kürzlich entdeckte« Meskalin zum Beispiel sind den Tibetern schon seit Jahrhunderten bekannt. Wir könnten die meisten Beschwerden in der westlichen Welt heilen, vorausgesetzt die Westler würden zuerst vertrauen und daran glauben. Doch die meisten im Westen sind leider sowieso verrückt, warum sollte man sich also um sie kümmern? Jedes Jahr gingen Gruppen von uns Schülern, die ihre Studien besonders gut abgeschlossen hatten, auf eine Lehrfahrt, um Pflanzen zu sammeln. Pflanzen, Pollen, Wurzeln und Samen wurden sorgfältigst gesammelt, behandelt und in Säcken aus Yakhäuten aufbewahrt. Ich liebte diese Arbeit und studierte daher besonders fleißig, um dabeizusein. Nun stelle ich fest, daß es die Pflanzen, die ich so gut kenne, hier im Westen gar nicht gibt.**40**

Schließlich wurde ich körperlich tauglich befunden, mich der Zeremonie des *Kleinen Todes* zu unterziehen, die ich bereits im »*Dritten Auge*« beschrieben habe. Durch besondere Riten wurde ich in einer Höhle weit unter dem Potala in eine Art Starrkrampf versetzt, und ich reiste entlang der Akasha-Chronik durch die Vergangenheit. In diesem Zustand suchte ich

mehrere Länder der Erde auf. Aber ich werde nun beschreiben, was ich dabei fühlte: Der Gang im blanken Felsen, hunderte von Metern unter der gefrorenen Erde war dumpf, feucht und dunkel - dunkel wie ein Grab. Ich bewegte mich vorwärts, so wie ein Hauch, der durch die Dunkelheit geblasen wird. Nachdem ich mit der Schwärze vertraut war, bemerkte ich, das grünliche Phosphoreszieren schimmelnder Vegetation, die an den Wänden emporwuchs. Manchmal, wo das Wachstum besonders fruchtbar und das Licht besonders hell war, konnte ich den gelben Glanz der Goldadern in den felsigen Tunnels entdecken. Ich trieb geräuschlos weiter, ohne Bewußtsein für die Zeit, ohne jeden Gedanken, ausgenommen, daß ich weiter und weiter ins Innere der Erde vorankommen mußte. Denn dies war ein Tag von höchster Wichtigkeit, der Tag an dem ich nach drei Tagen astraler Reise zurückkehren würde. Die Zeit verstrich. Ich kam immer tiefer und tiefer durch die unterirdischen Kammern in wachsender Dunkelheit, die gleichsam zu tönen und zu vibrieren schien. Ich konnte die Welt über mir sehen, zu der ich nun zurückkehren würde, sah die vertrauten Szenen bildhaft vor mir, die noch durch völlige Dunkelheit verdeckt waren. Ich wartete, schwebte in der Luft wie eine reine Rauchwolke in einem Tempel. Langsam, bevor es mir möglich war, etwas zu hören, kroch ein Ton den Gang entlang, der allmählich answoll, anstieg und eindringlicher wurde: Gesang, der Ton silberner Glöckchen, das unterdrückte Schlurfen lederumbundener Füße. Zuletzt, nach unendlich langer Zeit, tanzte wie ein Irrlicht ein matter schleichender Schimmer die Wände des Ganges entlang. Die Geräusche wurden lauter.**41**

Noch immer wartete ich, balancierte auf einer Steinplatte in der Dunkelheit – wartete. Langsam, oh so schrecklich langsam schlichen menschliche Gestalten den Gang entlang. Als sie näher kamen, erkannte ich sie als gelbgewandete Mönche. Sie trugen Fackeln aus dem Tempel, Fackeln aus seltenen Harzen hergestellt. Auch hielten sie Räucherstäbchen. Der Duft mischte sich zu Wohlgeruch und überdeckte die Gerüche von Moder und Verwesung. Helle Lichter vertrieben das Dunkel und machten den Glanz des Moders unsichtbar. Langsam betraten die Priester die unterirdische Kammer. Zwei von ihnen streiften an den Wänden nahe des Eingangs entlang. Sie tasteten sich an den Felsvorsprüngen vorwärts. Dann wurde eine Butterlampe nach der anderen lebendig. Die Kammer wurde heller. Ich

konnte sehen, als wäre ich drei Tage blind gewesen. Die Priester standen um mich herum, sahen mich aber nicht. Sie standen um den Steinsarg und verharrten in der Mitte der Kammer. Die Gesänge, sowie das Klingeln der silbernen Glocken wurden lauter. Schließlich gab ein alter Mönch ein Zeichen, sechs Mönche bückten sich, hoben ächzend den Steindeckel des Sarges. In ihm lag, wie ich von oben sehen konnte, mein eigener Körper, gekleidet mit der Robe eines Lamas. Die Mönche sangen jetzt laut die Worte: »Oh Geist des Lamas, der du über das Antlitz der Erde wandelst, kehre zurück, denn der dritte Tag ist gekommen, der Tag deiner Wiederkehr. Ein erster Räucherstab wird entzündet, deinen Geist herbeizurufen.« Ein Mönch trat hervor, entzündete einen süßlich riechenden Räucherstab von roter Farbe und nahm einen weiteren aus der Schachtel, während die Priester weitersangen: »Oh Geist des Lamas, kehre zurück, eile, denn die Stunde des Erwachens naht. Ein zweiter Räucherstab wird entzündet, deine Rückkehr zu beschleunigen.« Während einer der Mönche einen weiteren Räucherstab hervorzog und entzündete, rezitierte der Priester weiter: **42**

»Oh Geist des Lamas, wir erwarten dich, um deinen irdischen Körper zu beleben. Eile auf deinem Wege, denn die Stunde naht. Mit deiner Wiederkehr ist ein weiterer Abschnitt deiner Erziehung beendet. Ein dritter Räucherstab wird entzündet, dich zurückzurufen.« Als der Rauch langsam nach oben kräuselte, meinen astralen Leib berührte, schüttelte ich mich vor Grausen. Es war, als zögen unsichtbare Hände an meiner Silberschnur, zerrten mich nach unten, zwangen mich in diesen kalten, leblosen Körper. Ich spürte die Todeskälte, das Zittern meiner Rippen, fühlte wie die Fähigkeit des astralen Sehens schwand, dann ließ ein erschütterndes schweres Keuchen meinen Körper unkontrolliert erbeben. Hohe Priester beugten sich über mich, hoben meinen Kopf, meine Schultern und preßten etwas Bitteres durch meine Kinnladen. »Aha«, dachte ich, »zurück in diesem Körper, wieder mal zurückgekehrt in dieses vergängliche Ding.« Mir war, als brenne Feuer durch meine Venen, die seit drei Tagen wie tot waren. Vorsichtig hoben mich die Priester aus dem Sarg, stützten mich, richteten mich auf, halfen mir auf die Füße, gingen mit mir durch die Kammer, auf und ab, knieten sich vor mir nieder, rezitierten Mantras, sangen Gebete und

entzündeten Räucherstäbchen. Sie zwängten Nahrung in mich. Ich wurde gewaschen, abgetrocknet und frisch eingekleidet. Als mein Bewußtsein wiederkehrte, wanderten meine Gedanken seltsamerweise drei Tage zurück, als eine ähnliche Prozedur abgehalten worden war: Man hatte mich in diesen steinernen Sarg gelegt. Einer nach dem anderen hatte mich betrachtet. Dann wurde der Deckel auf den Steinsarg gelegt, die Räucherstäbchen waren gelöscht worden. Ernst hatten sie den Raum durch den steinernen Gang verlassen, hatten die Lichter mit sich genommen, derweil ich ein wenig erschrocken in dem Steinsarg lag, voller Furcht trotz aller Vorbereitung, obwohl ich genau wußte, was geschehen würde. Ich war allein in der Dunkelheit, der Todesstille. Stille? Nein, denn meine Sinne waren geschult, waren so fein, daß ich immer noch ihren Atem hören konnte, Lebenszeichen, die mit ihnen langsam entschwanden.⁴³

Ich hörte wie das Schlurfen der Füße immer leiser und leiser wurde und dann: Ruhe, Dunkelheit, Stille -Nichts. Der Tod selber konnte nicht schlimmer sein, dachte ich. Die Zeit kroch langsam, als wolle sie nie enden; ich lag da, wurde kalt und kälter. Ganz plötzlich explodierte die Welt in einer goldenen Flamme. Ich verließ den irdischen Körper, verließ die Dunkelheit des Steingrabes und die unterirdischen Kammern. Ich erzwang mir den Weg durch die eisig gefrorene Erde hinaus in die kalte, reine, klare Luft - trieb hinweg über den hohen Himalaya, weit über das Land, über die Ozeane, hinaus über die Grenzen der Erde in Gedankenschnelle. Ich wanderte allein, ätherhaft wie ein Geist im Astralen, besuchte Plätze und Paläste überall auf der Erde, mehrte mein Wissen, indem ich andere beobachtete. Nicht einmal die geheimsten Dinge blieben mir verborgen, denn ich wanderte so frei wie die Gedanken, betrat alle Beratungszimmer dieser Welt. Die Ersten aller Länder zogen an mir wie eine gleichförmige Landschaft vorbei, ihre Gedanken nackt vor meinem prüfendem Auge. »Und nun«, dachte ich etwas benommen, noch taumelnd, während die Lamas mich stützten, »muß ich alles berichten, was ich gesehen habe, alle meine Erfahrungen mitteilen. Und dann? Vielleicht werde ich mich schon bald einer ähnlichen Prüfung unterziehen müssen. Danach werde ich in den Westen reisen, um die vorhergesagten Mühsalen zu erdulden.« Jahre später, nach Jahren der Übung und auch vieler Mühen verließ ich Tibet, um weiter zu lernen und natürlich noch mehr zu leiden. Als ich mich zum Abschied umdrehte, bevor ich den Himalaya überquerte, sah ich die frühmorgendlichen Strahlen der Sonne hinter den Bergen hervorlugen. Sie

streiften sanft über die goldenen Dächer der heiligen Gebäude, verwandelten sie zu einem Bild von atemberaubender Schönheit. Das Tal von Lhasa schien zu schlafen, sogar die Gebetsfahnen nickten schläfrig an ihren Masten. Beim Pargo Kaling konnte ich gerade noch einen Yakzug mit Kaufleuten erkennen, Frühaufsteher wie ich, auf ihrem Weg nach Indien, während ich Tschungking zustrebte.**44**

Über die Berggipfel folgten wir den Pfaden der Händler, die schon so oft Tee nach Tibet gebracht hatten, Teeziegel aus China. Tee mit Tsampa war die tägliche Mahlzeit der Tibeter. Es war im Jahre 1927, als wir Lhasa verließen auf unserem Weg nach Cho-tang, einer kleinen Stadt am Flusse Brahmaputra. Weiter ging es nach Kanting hinunter ins Tiefland, durch üppige Wälder, durch wild bewachsene Täler. Wir litten unter Atembeschwerden, denn wir waren an die Höhenluft in 4000 Metern und höher gewöhnt. Die schwere Atmosphäre der Ebenen bedrückte uns, drückte auf unseren Geist, preßte die Lungen, gab uns das Gefühl, an der Luft zu ertrinken. Weiter ging es Tag für Tag, bis wir endlich tausende von Kilometern von zuhause entfernt, die Randbezirke der chinesischen Stadt Tschungking erreichten. Wir lagerten uns zur letzten gemeinsamen Nacht, denn am Morgen würden meine Gefährten wieder nach Hause aufbrechen, zu unserem geliebten Lhasa. Wir unterhielten uns traurig ein letztes Mal. Es verletzte mich sehr, daß mich meine Gefährten, meine Begleiter, bereits wie jemanden behandelten, der praktisch tot ist: ein Mensch, der verdammt ist, in den Städten der Ebenen zu leben. So begab ich mich am Morgen zu der Universität von Tschungking, einer Universität, in der alle Professoren, ja sogar die anderen Bediensteten sich redlich bemühten, daß die Studenten erfolgreich lernen konnten. Sie halfen auf jede erdenkliche Weise. Nur eine verschwindend kleine Minderheit machte Schwierigkeiten, entweder aus mangelndem Gemeinschaftssinn oder aus Fremdenfeindlichkeit. In Tschungking studierte ich und wurde Allgemeinmediziner und Chirurg. Weiter ließ ich mich zum Piloten ausbilden, denn mein Leben war vorgezeichnet, minutiös in jeder Einzelheit beschrieben. Wie ich wußte, was sich auch später bewahrheitete, würde ich mit Luftfahrt und mit Medizin zu tun haben. Auch in Tschungking spürte man bereits das Nahen des Krieges.**45**

Doch die meisten Menschen dieser alten und gleichzeitig modernen Stadt lebten davon unberührt weiter ihren Alltag mit seinen gewöhnlichen Annehmlichkeiten und verrichteten ihre täglichen Pflichten. Dies war mein erster körperlicher Besuch in einer Großstadt, mein erster wirklicher Besuch einer Stadt, Lhasa ausgenommen, obwohl ich bereits in astraler Form so viele Städte der Welt besucht hatte, wie es jeder könnte, der es nur übte. Denn dabei gibt es keine Schwierigkeiten, keinen Hokuspokus. Es ist einfacher als Spaziergehen, leichter als radfahren, weil man dabei nicht das Gleichgewicht halten muß. Im Astralbereich nutzt man nur die Fähigkeiten und Talente, die wir kraft unserer Geburt haben. Während ich noch an der Universität in Tschungking studierte, wurde ich nach Lhasa zurückgerufen, weil der dreizehnte Dalai Lama bald sterben würde. Ich kam rechtzeitig, um den Zeremonien beizuwohnen, die seinem Tode folgten. Nachdem ich Geschäftliches in Lhasa erledigt hatte, kehrte ich wieder nach Tschungking zurück. Bei einem späteren Gespräch mit einem höheren Abt, namens Tai Shu, ließ ich mich überzeugen, daß ich mich der chinesischen Luftwaffe anschließe und nach Schanghai übersiedele. Es war ein Ort, zu dem ich mußte, der aber ansonsten keinerlei Reiz auf mich ausübte. So wurde ich wieder einmal entwurzelt. Hier inszenierten die Japaner am 7.7.1937 einen Zwischenfall an der Marco-Polo-Brücke. Dies war der Anlaß und Beginn des Japanisch-Chinesischen Krieges, der alles nur schlimmer machte. Ich mußte meine einträgliche Praxis in Schanghai verlassen und hatte mich der Schanghaier Stadtverwaltung eine Zeitlang zur Verfügung zu halten. Später setzte ich alles daran, als Pilot in die chinesische Luftwaffe aufgenommen zu werden. Wir flogen zu Orten, wo dringend medizinische Versorgung benötigt wurde, in alten Maschinen, die schon zu allem möglichen verdammt gewesen waren, die aber noch gut genug für jene waren, die nicht kämpften, aber noch Leichen einsammeln konnten. Ich wurde abgeschossen, von den Japanern gefangengenommen, die mich ausgesprochen roh behandelten. **46**

Ich sah nicht wie ein Chinese aus, sie wußten von meinem Aussehen her nicht, wohin sie mich einordnen sollten. Aber aufgrund meiner Uniform und meines militärischen Ranges behandelten sie mich sehr schlecht. Zum Glück konnte ich fliehen und zu den chinesischen Streitkräften

zurückgelangen. Ich hoffte, dort meine Arbeit fortsetzen zu können. Zuerst wurde ich wieder nach Tschungking geschickt, um mich zu erholen, bevor ich wieder eingesetzt würde. Doch Tschungking war eine andere Stadt geworden, anders, als ich sie kennengelernt hatte. Die Gebäude waren teilweise neu oder ausgebessert worden: einige der alten Gebäude hatten neue Außenwände, weil Tschungking zerbombt worden war. Die Stadt war völlig überfüllt, denn allerlei Geschäfte waren jetzt aus anderen chinesischen Städten hierher verlegt worden, in der Hoffnung hier dem Krieg zu entgehen, der ja überall herrschte. Nachdem ich mich etwas erholt hatte, schickte man mich an die Küste, dort war ich dem Kommando von General Yo unterstellt. Zunächst wurde ich als Militärarzt in einem Hospital eingesetzt; aber das »Hospital« bestand nur aus einigen nassen Reismatten. Bald kamen die Japaner, nahmen uns gefangen und töteten alle Kranken, die nicht aufstehen und marschieren konnten. Ich wurde wieder in Gefangenschaft geführt und noch schlechter behandelt, weil die Japaner mich als einen wiedererkannt hatten, der schon einmal geflohen war. Offensichtlich konnten sie Leute, die fliehen, nicht leiden. Nach einiger Zeit wurde ich als Gefangenearzt in einem Lager für Frauen aller Nationalitäten verwendet. Meine Kenntnisse konnte ich hier nutzen. Das Lager war reich an Pflanzen. Mit diesen konnte ich Kranke versorgen, die sonst jede Art von Medizin abgelehnt hätten. Die Japaner dachten wohl, daß ich zuviel für die Gefangenen tue und nicht genügend viele sterben ließe. Deshalb brachten sie mich in ein anderes Lager nach Japan. Es war ein Lager für die Gefangenen, welche nach Ansicht der Japaner Terroristen waren. Wir wurden wie Vieh auf einem lecken Schiff über das Japanische Meer verschickt. Ich wurde gefoltert, eine Lungenentzündung war die Folge.⁴⁷

Man wollte mich nicht sterben lassen. Sie sorgten daher auf ihre Weise für mich und ließen mich eine Zeitlang in Ruhe. Als ich mich wieder erholt hatte - ich ließ sie nicht wissen, wie gut -, bebte die Erde. Zuerst glaubte ich, es sei ein Erdbeben, doch als ich aus dem Fenster blickte, sah ich die Japaner in wilder Panik durcheinander rennen. Der Himmel wurde rot, als ginge die Sonne unter. Obwohl ich es nicht wußte, war dies der 6. August 1945, der Tag, an dem erstmals in der Geschichte eine Atombombe abgeworfen wurde, die Atombombe auf Hiroshima. Jetzt hatten die Japaner keine Zeit mehr für mich, denn jetzt mußten sie sich um sich selbst kümmern. Ich ergatterte eine Uniform, eine Mütze und ein paar schwere Sandalen. Dann schleppte ich mich durch die unbewachten engen Tore aus

dem Lager hinaus, ins Freie und weiter zum Strand, wo ich ein Fischerboot fand. Der Besitzer hatte sich vor Angst offensichtlich aus dem Staub gemacht, als die Bombe gefallen war, denn er war nirgends mehr zu sehen. Das Boot schaukelte und schlingerte sachte an seiner Befestigung. Auf dem Boden lagen ein paar Stücke verdorbenen Fisches, die bereits nach Verwesung rochen. Daneben stand verlassen eine Kanne mit abgestandenem Wasser, es war noch eben trinkbar. Ich löste das zerschlissene Seil, welches das Boot am Ufer hielt, und stach in See. Viele Stunden später gelang es mir, das Segel zu setzen. Der Wind füllte es, das Boot trieb ins Ungewisse. Die Anstrengungen waren noch zu groß für mich, in todesähnlicher Ohnmacht sank ich zu Boden. Sehr viel später erwachte ich in der Abenddämmerung. Wieviel später es war, kann ich nicht sagen, denn die Zeit konnte ich nur am weiteren Zerfall des Fisches messen. Das Boot pflügte weiter, kleine Wellen spritzten über die Wandung. Wegen der Lungenentzündung war ich zu krank, das Wasser auszuschöpfen, so lag ich mit den Schultern und dem Rumpf im Salzwasser mit all dem angespülten Abfällen. Später, als die Sonne blendend sengte, dachte ich, mein Gehirn würde kochen und meine Augen würden herausgebrannt. Meine Zunge fühlte sich an, als wäre sie so dick wie mein Arm, trocken und schmerzhaft.**48**

Meine Lippen und Wangen waren aufgesprungen. Die Schmerzen waren zuviel für mich. Ich dachte, meine Lungen müßten platzen, und ich wußte, daß sie schon wieder entzündet waren. Das Tageslicht schwand langsam. Wieder sank ich bewußtlos ins Bilgenwasser. Zeit hatte keine Bedeutung, Zeit war nur eine Serie von roten Flecken, welche die Dunkelheit unterbrachen. Schmerzeswellen rasten durch mich hindurch. Ich bewegte mich auf der Grenze zwischen Leben und Tod. Plötzlich krachte es. Ein schwerer Stoß - Steine kratzten am Boden des Boots. Der Mast schwang, als stürzte er jeden Moment um. Die letzten Lumpen des Segels flatterten wild in der steifen Brise. Ich kroch auf dem Boden des Bootes nach vorne und fiel bewußtlos in das stinkende Wasser. »Hei, schau mal, Hank, da liegt'n Schlitzaug' aufm Boden vom Boot. Sieht schon steif aus!« Die nasale Stimme reichte aus, um mein Bewußtsein kurz aufflackern zu lassen. Ich lag nur da, konnte mich nicht einmal bewegen und zeigen, daß ich immer noch lebte. »Was'n los mit dir? Schiß vor 'nem Toten? Wir wolln das Boot, häh? Helf' mit! Den schmeißen wir raus!« Schwere Tritte polterten gegen das Boot, drohten meinen Schädel zerplatzen zu lassen. »Mannomann«, sagte

die erste Stimme, »der arme Hund hat sicher 'nen Hitzschlag. Vielleicht schnauft er noch, Hank, was denkst du?« »Frag mir keine Löcher in' den Bauch, der ist so gut wie hin, schmeiß ihn raus. Mach schon!« Starke, harte Hände schnappten mich an Kopf und Füßen schwingen mich hin und her, ließen los; ich segelte übers Boot. Ich fiel mit einem alle Knochen durchschüttelnden Krachen auf die Kiesel des Sandstrandes. Ohne auch nur einen Blick auf mich zu werfen, hievt und schoben die beiden Männer das gestrandete Boot hin zum Wasser. Sie arbeiteten grunzend und fluchend und warfen kleine Steine und Kiesel beiseite. Schließlich lag das Boot frei, nach einem letzten Kratzen schwamm es langsam auf dem Wasser. Die Männer balgten sich wie rasend an Bord und verschwanden mit ungeschickten Ruderschlägen - getrieben von einer Angst, deren Grund ich nicht kannte.

49

Die Sonne brannte weiter. Kleine Tiere im Sand bissen mich; ich ertrug die Folterqualen der Verdammten. Schließlich endete der Tag, die Sonne versank blutrot und bedrohlich. Wasser spülte an meine Füße, stieg langsam zu den Knien und höher hinauf. Mit einem wahnsinnigen Einsatz robbte ich ein paar Zoll vorwärts, grub die Ellenbogen im Sand, drehte mich wie ein Wurm, kämpfte. Dann wurde ich bewußtlos. Stunden später - oder waren es Tage? - erwachte ich. Das Sonnenlicht kroch wärmend an mir höher. Zittrig bewegte ich den Kopf, um mich umzuschauen. Die Umgebung war mir völlig unbekannt. Ich lag in einer Hütte mit nur einem Zimmer. Das Meer schimmerte, es glänzte in einiger Entfernung. Als ich meinen Kopf drehte, sah ich einen alten buddhistischen Priester, der mich beobachtete. Er lächelte, kam zu mir, setzte sich neben mich auf den Boden. Zögernd und mit sichtbarer Anstrengung sprachen wir miteinander. Unsere Sprachen waren ähnlich, aber nicht gleich. Mit großer Mühe, mit vielen Wiederholungen, ersetzten wir Worte und besprachen die Lage. »Schon seit einiger Zeit«, sagte der Priester, »wußte ich, daß mich jemand von hohem Rang besuchen würde, einer mit großen Aufgaben im Leben. Obgleich ich damals schon alt war, machte ich weiter, bis *meine* Aufgabe erfüllt war.« Der Raum war sehr armselig, aber sauber. Der alte Priester war dem Verhungern nahe. Er war ausgemergelt. Seine Hände zitterten vor Alter und Schwäche. Seine zerschlissene, alte Robe war mit zierlichen Stichen geflickt und bestand nur noch aus Fetzen. »Wir sahen, wie du aus dem Boot geworfen wurdest«, meinte er. »Lange dachten wir, du seist tot; der

plündernden Räuber wegen getrauten wir uns nicht zum Strand zu gehen, um nach dir zu schauen. Nach Einbruch der Nacht gingen zwei Männer aus dem Dorf dorthin, die dich zu mir brachten. Das war vor fünf Tagen, du warst sehr krank.**50**

Wir wußten, du würdest überleben, um noch weiterzureisen, einem noch härterem Leben entgegen.« *Härte!* Warum mußten mir alle erzählen, daß mein Leben weiter schwierig bleiben würde? Meinten sie, ich fände das angenehm? Es war tatsächlich schwierig und nie einfach. Ich haßte Schwierigkeiten, wie jeder andere auch. »Dies ist Najin«, fuhr er weiter fort, »wir sind am Stadtrand. Sobald du kannst, mußt du gehen, denn mein eigener Tod ist nahe.« Nach zwei Tagen ging ich schon langsam umher, kam wieder ein wenig zu Kräften, so daß ich die Schläge des Lebens wieder annehmen konnte. Ich war schwach und ausgezehrt. Mir war es fast gleich, ob ich nun leben oder sterben würde. Ein paar alte Freunde des Priesters besuchten mich. Einer schlug vor, was ich tun könnte, um hier wieder wegzukommen. Als ich am dritten Morgen erwachte, lag der alte Priester steif und kalt neben mir. Während der Nacht war er verschieden. Gemeinsam - mit einem seiner alten Freunde - gruben wir ein Loch, ihn zu beerdigen. Ich wickelte den kleinen Rest des Essens in ein Tuch, mit einem festen Stab als Stütze zog ich davon. Nach etwa einer Meile war ich schon erschöpft. Meine Beine wackelten, mein Kopf schien sich zu drehen. Meine Augen flimmerten. Einige Zeit lag ich hinter der Böschung der Küstenstraße, damit ich von den Vorbeigehenden nicht gesehen werden konnte. Denn ich war gewarnt worden, dies sei besonders für Fremde ein gefährliches Gebiet. Hier, so wurde mir gesagt, konnte ein Mann schon sein Leben verlieren, wenn einem der bewaffneten Räuber, die den ganzen Distrikt terrorisierten, das Gesicht nicht gefiel. Schließlich wiederholte ich in Gedanken meine Route und strebte weiter meinem Ziel der Stadt Unggi zu. Meine Informanten hatten mir klare Anweisungen gegeben, wie ich die russische Grenze überqueren könne. Meine Kondition war schlecht, daher legte ich häufig Pausen ein. Bei einer solchen Gelegenheit saß ich wieder hinter der Böschung und beobachtete den Verkehr. Ich musterte eine Gruppe nach der anderen, bis ich fünf schwer bewaffnete russische Soldaten

sah, die drei riesige Bulldoggen bei sich hatten.**51**

Zufällig sah ein Russe gleichzeitig zu mir hin. Ein rascher Wortwechsel mit seiner Gruppe - dann ließ er die Hunde los. Wie rasend stürzten sie auf mich zu. Ihre Mäuler schnappten und geiferten vor wilder Erregung. Die Soldaten rückten näher zu mir - fingerten unruhig an ihren Maschinenpistolen. Ich schickte den heranstürzenden Hunden freundliche Gedanken entgegen. (Tiere machen mir weder Furcht, noch lehne ich sie ab.) Da waren sie schon über mir. Sie wedelten mit den Schwänzen, sabberten mich voll. Vor Freundschaftsbeweisen brachten sie mich fast um, denn ich war noch schwach. Ein scharfes Kommando, schon kauerten sich die Hunde den Soldaten zu Füßen, die nun über mir standen. »Aha«, sagte der Korporal vom Dienst. »Du bist bestimmt ein guter Russe oder ein Einheimischer. Sonst hätten dich die Hunde in Stücke gerissen. Darauf sind sie gedrillt. Wart's nur ab, du wirst es gleich sehen.« Sie gingen davon, zogen die widerstrebenden Hunde mit sich, die lieber bei mir geblieben wären. Ein paar Minuten später schossen die Hunde davon. Sie stürmten für mich unsichtbar in den Graben der anderen Straßenseite. Schreie ertönten, gingen mir durch Mark und Bein, erstickten in einem schäumenden Brodeln. Es raschelte hinter mir - ich fuhr herum. Eine blutende, am Gelenk abgebissene Hand lag vor meinen Füßen, der Hund stand schwanzwedelnd vor mir. »Genosse«, sagte der hinzukommende Korporal, »du mußt wirklich in Ordnung sein, wenn Serge sich so verhält. Wir fahren zurück nach Kraskino zu unserem Lager. Du bist auch auf Achse. Magst du vielleicht mitfahren, mit unseren fünf Leichen?« »Ja, Genosse Korporal, dafür wäre ich sehr dankbar«, erwiderte ich. Er wies mir den Weg, indem er vorausging, während die schwanzwedelnden Hunde an meiner Seite liefen. Wir kamen zu einem Halbkettenfahrzeug mit Anhänger. An der einen Seite des Anhängers tropfte Blut in einem dünnen Rinnsal auf die Erde.**52**

Nach einem kurzen Blick über die aufgestapelten Leichen beobachtete der Korporal sehr interessiert den Todeskampf eines Sterbenden. Er zog den

Revolver, schoß dem Sterbenden durch den Kopf, steckte die Waffe weg und stieg in die Zugmaschine, ohne sich umzudrehen. Ich nahm auf dem Rücksitz des Fahrzeuges Platz. Die Soldaten waren sehr guter Stimmung. Sie prahlten, daß *niemand* die Grenze passieren könne, wenn *sie* Dienst täten. Ihr Zug habe als der Beste den »Orden des Roten Sterns« erhalten. Ich erzählte ihnen, ich sei auf dem Weg nach Wladiwostok, um mir diese große Stadt zum ersten Male anzusehen. Weiter äußerte ich, daß ich hoffte, dort keine Sprachschwierigkeiten zu haben. »Hahaha«, lachte der Korporal laut. »Morgen fährt ein Versorgungslastwagen dorthin, der die Hunde zum Urlaub mitnimmt. Nach zu vielem menschlichen Blut werden sie so wild. Dann haben sogar wir Schwierigkeiten mit ihnen. Fahr doch mit. Kümmere dich um sie und schon bist du in Wladi. Hier in diesem Gebiet versteht man dich gut - schließlich ist das hier nicht Moskau!« So verbrachte ich, ein überzeugter Feind des Kommunismus, die Nacht als Gast bei Soldaten des russischen Grenzschutzes. Man bot mir Wein, Weib und Gesang, aber ich schützte Krankheit und Alter vor. Mit einem sehr guten einfachen Mahl in mir, das beste seit langem, legte ich mich auf den Boden und schlief den Schlaf der Gerechten. Am Morgen ging es weiter nach Wladiwostok, der Korporal, ein anderer Dienstgrad, drei Hunde und ich. Dank der Freundschaft dieser wilden Bestien kam ich ohne Probleme dorthin, mußte nicht zu Fuß gehen und hatte gutes Essen in mir.**53**

KAPITEL 3

Die Straße war staubig und voller Schlaglöcher. Im Vorbeifahren kamen wir an streng bewachten Arbeitsgruppen von Frauen vorbei. Sie besserten die Löcher mit Steinen und Geröll aus. Die Soldaten neben mir gröhlten Anzüglichkeiten, wobei sie eindeutige Handbewegungen machten. Wir fuhren durch dichtbesiedeltes Gebiet. Schließlich kamen wir zu finsternen

Gebäuden, die wohl einst als Gefängnisse gedient hatten. Wir fuhren in einen kopfsteingepflasterten Hof. Niemand war zu sehen. Bestürzt blickten sich die Männer um. Dann, als der Fahrer den Motor abgestellt hatte, hörten wir riesigen Klamaus: Schreie aus Männerkehlen und wildes Hundegebell. Wir hasteten dorthin, ich mitten unter den Soldaten. Durch eine offene Tür in einer hohen Steinmauer rannten wir auf einen Platz. In einem völlig abgeriegelten Zwinger tobten etwa fünfzig riesige Bulldoggen. Schnell sprudelte ein Mann am Rande der Menschenmenge die ganze Geschichte heraus: Die Hunde seien aus Blutgier völlig außer Kontrolle geraten und hätten zwei Aufseher angefallen und zerrissen. Da - eine plötzliche, wellenartige Bewegung der Menschenmenge. Ich sah einen Mann. Er hielt sich hoch oben am Drahtzaun fest. Dann rutschte er ab - stürzte mitten in die Hundemeute. Ein Aufschrei des Entsetzens! - Ein Schrei, der das Blut gefrieren ließ! Dann war nur noch das wirre Knäuel der wilden Hundemeute zu sehen.**55**

Der Korporal schaute mich an: »Hei *du!* *Du* kannst die Hunde wieder zähmen!« Er drehte sich zu einem Soldaten neben sich: »Sag mal dem Genossen Hauptmann, er soll hierher kommen. Sag ihm wir hätten einen Mann, der die Hunde wieder beruhigen kann.« Der Soldat stürzte davon. Mir schwanden fast die Sinne vor Furcht. Was würde da wieder auf mich zukommen? *Ich?* Warum soll immer *ich* für Schwierigkeiten und Gefahren herhalten? Aber als ich mir die Hunde besah, dachte ich: »Warum eigentlich nicht? Diese Hunde sind nicht so wild wie unsere tibetischen Bulldoggen. Die Soldaten hier riechen förmlich nach Angst. Das wittern die Hunde. Deshalb greifen sie an.« Ein arrogant aussehender Hauptmann stolzierte durch die Menge, die sich respektvoll vor ihm teilte. Er hielt ein paar Meter vor mir, musterte mich von oben bis unten, ein höhnisches Grinsen, das nichts Gutes verhieß, zog über sein Gesicht. »Pfui, Korporal«, sagte er hochnäsiger, »was haben wir denn da? Einen ignoranten, einheimischen

Priester?« »Genosse Hauptmann«, erwiderte der Korporal, »dieser Mann hier wurde von unseren Hunden nicht angegriffen. Serge biß einem Grenzgänger die Hand ab und legte sie vor ihm hin. Schick' ihn in den Zwinger, Hauptmann.« Der Hauptmann verzog das Gesicht. Er scharrte mit den Füßen im Sand und biß nervös an den Nägeln. Schließlich schaute er mich an. »Ja, so machen wir es«, sagte er. »Moskau hat befohlen, daß keine Hunde mehr erschossen werden. Aber niemand sagt mir, was ich tun soll, wenn sie wieder nach Blut gieren. Wir versuchen es mit ihm. Wenn er stirbt - na gut, dann war es halt ein Unfall. *Wenn* er es überlebt, was sehr unwahrscheinlich ist, dann werden wir ihn belohnen.« Er drehte sich um, ging eine paar Schritte, blieb stehen und betrachtete die Hunde. Sie nagten an den Knochen der drei Wärter, die sie getötet hatten. Zum Korporal meinte er noch: »Kümmer dich drum, Korporal, wenn es klappt, wirst du Sergeant.« Nach diesen Worten ging er fort.**56**

Einen Moment lang starrte der Korporal mit großen Augen: »*Ich werde Sergeant? Mann!*« Er drehte sich zu mir. »Du zähmst die Bestien, und jeder hier ist dein Freund. Geh rein.« »Genosse Korporal«, erwiderte ich, »ich würde gern die drei Hunde mit mir hineinnehmen. Sie kennen mich und auch die anderen Hunde dort drinnen.« »So soll es sein«, antwortete er. »Komm mit, wir holen sie.« Wir gingen zum Anhänger unseres Fahrzeugs zurück. Ich streichelte die drei Hunde, ließ mich ablecken, damit ich ihren Geruch an mir hatte. Dann ging ich zur verschlossenen Tür des Zwingers, in dem die Hunde wie wild rasten. Bewaffnete Wachen standen daneben, um zu schießen, falls einer entwischen wollte. Schnell wurde die Tür einen winzigen Spalt geöffnet, man stieß mich grob hinein. Aus allen Richtungen stürzten die Hunde auf mich zu. Die schnappenden Kinnladen *meiner* drei Begleiter entmutigten sie, näherzukommen. Da - ein riesiges Ungetüm, offensichtlich der Führer des Rudels, sprang nach meiner Kehle. Darauf war ich gut vorbereitet, ein Judoschlag (oder wie man es heute nennt: Karateschlag) tötete ihn. Der Körper war im Nu von der drängenden Hundemeute bedeckt, schnell sprang ich beiseite. Die schnappenden, schmatzenden Geräusche klangen abscheulich. Ich wartete noch eine Weile, unbewaffnet, verteidigungslos. Dann schickte ich freundliche, gute Gedanken zu den Hunden. Ich sagte ihnen gedanklich, daß ich sie nicht fürchtete und daß ich

ihr Herr sei. Ich fiel fast um vor Entsetzen, als ich das blank abgenagte Skelett des Hundes sah, der noch eben ihr Anführer gewesen war. Die Hunde kamen auf mich zu. Ich setzte mich auf die Erde und *befahl* ihnen, das gleiche zu tun. Sie kauerten sich vor mich im Halbkreis hin, die Pfoten nach vorne gestreckt. Ihre Zungen hingen hechelnd aus den Mäulern, die Schwänze gingen hin und her. Ich stand auf und rief Serge an meine Seite. Meine Hand tätschelte seinen Kopf. Laut sagte ich: »Von nun an, Serge, bist du der Führer dieser Meute. Du wirst mir gehorchen und darauf achten, daß die anderen mir gehorchen.«⁵⁷

Von außerhalb des Zwingers kamen Geräusche spontanen Beifalls. Ich hatte die Soldaten völlig vergessen! Als ich hinschaute, sah ich, daß sie mir freundschaftlich zuwinkten. Der Hauptmann stürzte mit aufgeregtem Gesicht an den Drahtzaun. »Bring die Leichen und Skelette der Aufseher mit raus«, schrie er. Ernst ging ich zur ersten Leiche, eine zerstückelte, blutige Masse mit blankgenagten Brustknochen. Entsetzt hörte ich plötzlich schweres Keuchen hinter mir. - Aber es war nur Serge, der neben mir herging, mit einem Arm im Maul. Schnell entfernte ich alle Leichen, oder was davon übrig geblieben war. Dann, völlig erschöpft von den Strapazen, ging ich zum Tor und wurde herausgelassen. Der Hauptmann stand neben mir. »Du stinkst«, sagte er. »Wisch dir den Dreck von den Leichen ab. Du bleibst einen Monat hier als Hundeaufseher. Nach einem Monat kommen sie wieder zurück zu ihren Patrouillen, dann darfst du gehen. Du wirst als Korporal bezahlt.« Er drehte sich zum Korporal. »Wie versprochen, du bist ab jetzt Sergeant.« Über den Ausgang der Geschichte offensichtlich sehr erfreut ging er davon. Der frischgebackene Sergeant stand freudestrahlend vor mir. »Du bist ein Zauberer! Nie werde ich vergessen, wie du den Hund getötet hast. Nie werde ich den Anblick des Hauptmanns vergessen. Er hüpfte von einem Fuß auf den anderen und hat alles auf Film aufgenommen. Du hast eine Riesentat vollbracht. Beim letzten Hundeaufstand haben wir sechs Männer und vierzig Hunde verloren. Moskau hing bedrohlich nahe am Hals des Hauptmanns. Die haben ihm schon gesagt, was passiert, wenn er noch mehr Hunde verliert. Der wird dich gut behandeln. Du bist jetzt voll bei uns anerkannt. Wir stellen keine Fragen. Aber komm jetzt, der Hauptmann hat recht, du stinkst. Wasch dich. Ich habe Andrei schon gesagt, er ißt zu gut und riecht zu schlecht, jetzt liegt er da in Stücken. Ich wußte, daß ich recht habe.« Ich war so müde, so erschöpft, daß selbst dieser

schwarze Humor mich nicht mehr schockieren konnte.**58**

Im Kasino lachten die Soldaten und Korporale laut und sagten etwas zum Sergeanten. Brüllend vor Lachen kam er zu mir. »Haha! Genosse Priester«, seine Augen glänzten, »die sagen, du hast soviel von Andreis Innerem an deinem Äußeren, daß du auch sein Eigentum haben sollst, wo er jetzt tot ist. Er hat keine Verwandten. Wir nennen dich ab jetzt Genosse Korporal Andrei, solange du hierbleibst. Alles, was ihm gehört, gehört jetzt dir. Und du hast mir viele Rubel gewonnen, denn als du im Zwinger warst, habe ich auf dich gewettet. Du bist mein Freund.« Sergeant Boris war ein herzensguter Mensch. Ungeschlacht, mit rauhen Manieren, die auf keine Erziehung schließen ließen. Er zeigte eine tiefe Freundschaft mir gegenüber, dem er seine Beförderung verdankte. »Ich wäre sonst mein Leben lang Korporal geblieben«, sagte er einmal - und er war mir dankbar für die riesige Menge Rubel, die er gewonnen hatte. Viele hatten gemeint, ich würde nicht lebend aus dem Zwinger kommen. Boris hatte das gehört und gesagt: »Mein Mann ist Klasse. Ihr hättet sehen sollen, was war, als ich die Hunde auf ihn gehetzt habe. Der hat sich nicht mal bewegt. Saß da wie eine Statue. Die Hunde dachten, das ist einer von ihnen. Der kriegt die Meute schon hin, verlaßt euch drauf.« »Wolln wir wetten, Boris!« schrie jemand. »Dazu brauchst du drei Monate, um das bezahlen zu können«, gab Boris zurück. Sein Gesamtgewinn aus den Wetten war enorm, etwa dreieinhalb Jahresgehälter. Nach einem sehr ausgiebigem Abendessen - den Grenztruppen ging es sehr gut - schlief ich in einer warmen Hütte neben dem Hundezwinger. Die Matraze war mit getrocknetem Alfagras dick gestopft, frische Decken hatte ich auch bekommen. Ich hatte jeden Grund, für meine Ausbildung dankbar zu sein, die mir geholfen hatte, die Natur der Tiere zu verstehen. Bei Morgengrauen zog ich mich an und ging hinaus, um nach den Hunden zu sehen. Man hatte mir gezeigt, wo das Futter aufbewahrt wurde; ich stellte fest, daß es von guter Qualität war.**59**

Die Hunde umringten mich sofort, wedelten mit den Schwänzen, und jeder legte mir, so oft er konnte, auf den Hinterbeinen stehend, die Pfoten auf die

Schultern. Bei einer solchen Gelegenheit sah ich mich zufällig um und entdeckte den Hauptmann vor der Einzäunung, wie er mich beobachtete. »Aha, Priester!« meinte er. »Ich kam, um dir zuzuschauen, weil die Hunde so ruhig sind. Während der Fütterung war hier sonst ein wildes Treiben und Kämpfen. Der Aufseher warf das Futter vor die wild kämpfenden Hunde in den Zwinger hinein. Ich stell dir keine Fragen, Priester. Gib mir dein Wort, daß du die vier oder fünf Wochen hierbleibst, bis die Hunde wegmüssen. Dann kannst du dich davonmachen und in die Stadt gehen, wenn du willst.« »Genosse Hauptmann«, erwiderte ich, »gern gebe ich dir mein Wort. Ich bleibe bis zur Abfahrt der Hunde hier. Dann erst mache ich mich auf den Weg.« »Mal was anderes, Priester«, meinte der Hauptmann. »Bei der nächsten Fütterung komm ich mit meiner Filmkamera und dreh ein wenig, um meinen Vorgesetzten zu beweisen, wie gut die Hunde hier behandelt werden. Geh zur Kleiderausgabe, und zieh dir eine neue Korporalsuniform an. Schau dich um, ob du jemanden finden kannst, der dir hilft, den Zwinger ordentlich sauberzumachen. Wenn alle Angst haben, mach's allein.« »Ich mach es am besten allein, Genosse Hauptmann«, sagte ich, »dann regen sich die Hunde nicht so auf.« Der Hauptmann nickte kurz und marschierte sehr glücklich davon, weil er nun beweisen konnte, wie es *ihm* gelungen war, die blutrünstigen Hunde zu besänftigen! In den nächsten drei Tagen war ich nicht mehr als hundert Meter vom Hundekäfig entfernt. Die Männer hier waren schießwütig; sie dachten an nichts anderes, als gelegentlich in die Büsche zu schießen. »Falls sich dort ein Spion versteckt hält«, wie sie sagten. Drei Tage lang erholte ich mich, kam wieder zu Kräften. Ich mischte mich unter die Soldaten, lernte sie kennen und gewöhnte mich an ihr Verhalten. Andrei war etwa gleich groß wie ich gewesen, des halb paßten mir seine Kleider ziemlich gut.**60**

Alles, was ihm gehört hatte, mußte mehrfach gewaschen werden, denn er war nicht gerade für seine Sauberkeit bekannt gewesen. Sehr oft versuchte der Hauptmann mich in ein Gespräch zu verwickeln. Aber gerade weil er sich so sehr für mich interessierte, besann ich mich auf meine Rolle als einfacher Priester, der sich nur auf buddhistische Schriften verstand - und selbstverständlich auf Hunde! Über Religiöses war er erhaben, sagte, es gäbe kein Leben nach dem Tode, keinen Gott, nichts, nur Väterchen Stalin. So zitierte ich aus den Schriften, ohne je zu vergessen, daß ich nicht mehr wußte, als ein armer Dorfpriester wissen könne. Bei einer solchen

Diskussion war Boris zugegen, lehnte lässig am Hundezwinger und kaute achtlos an einem Grashalm. »Sergeant«, rief der Hauptmann aufgeregt, »der Priester war noch nie außerhalb seines Dörfchens. Nimm ihn mal mit, und zeig ihm die Großstadt. Nimm ihn auf Patrouille nach Artem und nach Razdnol'noye, zeig ihm das *Leben*. Er weiß nur über den Tod Bescheid und meint, daß dann erst das richtige Leben beginnt.« Er stampfte auf den Boden, entzündete eine geschmuggelte Zigarette und stolzierte davon. »Klar kommst du mit, Priester. Du warst schon so lange bei den Hunden, daß du schon fast selbst wie einer aussiehst. Du hast sie sehr gut hinbekommen. Du hast mir einen Haufen Geld gewonnen. Soviel, daß ich am liebsten vor Glück davonfliegen möchte. Du mußt mir helfen, es auszugeben, bevor ich sterbe.« Er führte mich zu einem Fahrzeug, stieg ein und forderte mich kopfnickend auf, es ihm gleichzutun. Er startete die Maschine, bewegte den Schalthebel und kuppelte den Gang ein. Ruckelnd fuhren wir über holprige Straßen und durch die engen Gassen von Wladiwostok. Unten am Hafen lagen viele Schiffe, mehr Schiffe als ich je auf dieser Welt vermutet hätte. »Schau, Priester«, meinte Boris, »diese Schiffe hier tragen beschlagnahmte Waren. Die Amerikaner haben sie anderen Völkern geliehen und meinen, die Japaner hätten sie geraubt. Wir verschicken sie nun in Kisten mit der Transsibirischen Eisenbahn nach Moskau.«**61**

Die Parteiführer meinen, sie dürften zuerst auswählen. Tatsächlich haben wir hier zuerst die freie Auswahl. So haben wir es mit den Hafenleuten ausgemacht. Wir drücken ein Auge zu, bei dem, was sie treiben, und sie machen es umgekehrt genauso. Hast du schon je eine Armbanduhrgehabt, Priester?« »Nein«, war meine Antwort, »ich habe bisher nur sehr wenig in meinem Leben besessen. Ich erkenne die Uhrzeit am Stand der Sonne und daran wie die Schatten fallen.« »Du mußt eine Uhr haben, Priester.« Boris beschleunigte das Auto; kurz danach waren wir längsseits eines am Dock befestigten Frachters. Das rostige Schiff funkelte rötlich in seiner Salzkruste. Die Fahrt um das Goldene Horn mußte sehr schwierig und gefährlich gewesen sein. Kräne schwangen ihre Ausleger, entluden die Produkte aus aller Herren Länder. Männer schrien, gestikulierten, zerrten an den Netzen mit den Kisten darin und befestigten Trosse. Boris sprang hinaus, zerrte mich mit sich. Wild rannte er über die Gangway, mich im Schlepptau. »Wir wollen Uhren, Käptn!« brüllte er dem ersten Mann in Uni-

form entgegen. »Armbanduhren!« Ein Mann mit mehr Verzierungen an der Uniform als der erste erschien und deutete auf eine Kajüte. »Armbanduhren, Käptn!« wiederholte Boris laut. »Eine für ihn, eine für mich. Magst du an Land kommen, Käptn? Es ist toll da. Mach was du willst. Frauen, kannst dich betrinken, wir mischen uns nicht ein. Wir wollen bloß *Uhren*.« Der Kapitän goß grinsend Getränke ein. Boris schlürfte geräuschvoll; ich reichte ihm mein Glas. »Der trinkt nichts, Käptn, das ist ein Priester und jetzt Hundeaufseher, ein großartiger Aufseher und ein noch besserer Kumpel«, pries mich Boris an. Der Kapitän bückte sich zu einem Spalt unter seiner Koje und zog eine Schachtel hervor. Er öffnete sie und zeigte uns ein Dutzend Uhren. Fast schneller als man schauen konnte, ergriff Boris zwei goldene Uhren und stülpte sich, ohne sie aufzuziehen, je eine über jede Hand.**62**

»Schnapp dir eine Uhr«, befahl Boris. Ich griff hinein und wählte eine aus Chrom. »Die hier ist besser, Priester«, zeigte der Kapitän. »Die ist aus rostfreiem Stahl, wasserfest, Marke Omega, eine viel bessere.« »Danke, Kapitän, wenn du nichts dagegen hast, schließ ich mich deiner Wahl an«, bestätigte ich. »Na jetzt weiß ich, daß du spinnst, Priester«, gab Boris von sich, »wählst eine Stahluhr, wenn du eine goldene haben kannst!« Ich lachte. »Stahl ist gut genug für mich, einem Korporal auf Zeit. Du bist doch schließlich auch Sergeant.« Wir gingen vom Schiff hinunter zu den Geleisen der Transsibirischen Eisenbahn. Arbeitskolonnen beluden schwitzend die Waggons mit besonders ausgewählten Waren der Schiffe. Von hier begann der Zug seine 10.000 Kilometer lange Reise nach Moskau. Während wir noch dastanden, ruckelte der erste Zug und fuhr davon. Zwei Lokomotiven zogen und schoben eine Unmasse leerer Waggons vor sich her, Ungetüme, die vom Personal so vorzüglich gewartet und behandelt wurden, als wären es Lebewesen. Boris fuhr die Schienen entlang. Unterhalb der Böschung lauerten bewaffnete Wachen, die unter die Wagen spähten, um blinde Passagiere zu entdecken. »Na, ihr sorgt euch wohl sehr, daß ja niemand illegal mit den Zügen fährt?« fragte ich Boris. »Das kann ich überhaupt nicht verstehen. Was macht es denn schon aus, wenn ein paar harmlose Leute mitfahren?« »Priester«, meinte Boris traurig, »du kennst das Leben nicht, genau wie es der Hauptmann gesagt hat. Feinde der Partei, Saboteure

und kapitalistische Spione schleichen sich sonst in unsere Städte. Kein ehrlicher Russe reist, wenn sein Kommissar es ihm nicht befiehlt.« »Aber gibt es denn so viele, die versuchen mitzufahren? Was macht ihr denn mit ihnen, wenn ihr sie entdeckt?« **63**

»Was wir mit ihnen *machen*? Warum? Erschießen, selbstverständlich! Hier gibt's nicht so viele Ausreißer, aber morgen fahre ich nach Artem und nimm dich mit. Du wirst sehen, wie wir mit diesen subversiven Elementen umspringen. Wenn die Zugbegleiter da jemanden erwischen, fesseln sie ihm die Hände, binden eine Schlinge um den Hals und werfen ihn runter vom Zug. Das gibt zwar eine Sauerei auf den Schienen und ermutigt eigentlich nur die Wölfe.« Boris schlüpfte auf den Fahrersitz. Seine Augen folgten den schwer bepäckten Waggons, die fortuckerten. Wie elektrifiziert setzte er sich plötzlich aufrecht und trat aufs Gas. Der Wagen sprang nach vorne und sauste zur Spitze des Zuges. Boris bremste scharf, sprang heraus, schnappte seine Maschinenpistole und versteckte sich neben dem Jeep. Langsam rumpelte der Zug vorbei. Ich sah jemanden zwischen zwei Waggons sitzen. Dann ertönte das stotternde Gebelfer der Maschinenpistole. Die Leiche fiel auf die Schwellen der Geleise. »Hab ihn erwischt!« triumphierte Boris, während er sorgfältig eine Kerbe in den Holzstutzen der Waffe schnitzte. »Jetzt sind hier dreiundfünfzig Feinde des Staates eingekerbt.« Mit schwerem Herzen drehte ich mich weg, ängstlich bedacht, es nicht zu zeigen, denn Boris würde mich genauso schnell erschießen wie eben den Mann, wenn er merkte, daß ich kein gewöhnlicher Dorfpriester war. Der Zug fuhr vorbei. Boris ging zu dem aufgerissenen, blutenden Körper hin. Er packte die Leiche an den Füßen und wälzte sie herum. Als er das Gesicht sah, sagte er: »Den kenn ich, er war Bahnarbeiter. Er hätte halt nicht so fahren sollen. Am besten schieß ich nochmal in sein Gesicht, um unnötige Fragen zu vermeiden.« Kaum gesagt, hielt er die Pistolenöffnung vor das Gesicht des Toten und drückte ab. Wir gingen zum Auto, fuhren davon und ließen eine Leiche ohne Kopf zurück. »Ich bin noch nie mit dem Zug gefahren, Boris«, meinte ich. »Nun ja«, sagte er, »morgen sind wir in Artem

bei den Güterzügen. Du kannst dich da mal umtun. Ich hab da ein paar gute Freunde, die ich mal wieder treffen will, jetzt wo ich Sergeant bin.**64**

«Seit langem hatte ich schon die Idee gehegt, mit dem Schiff nach Amerika zu kommen. So schnitt ich auch dieses Thema Boris gegenüber an. »Boris«, setzte ich das Gespräch fort, »du verbringst doch schon die ganze Zeit damit, Leute an der Grenze aufzuhalten und auch blinde Passagiere auf den Güterzügen zu entdecken. Aber auf all den Schiffen, da kann doch *jeder* ganz leicht an Bord klettern und einfach mitfahren?« Boris warf vor Lachen den Kopf nach hinten. »Oh Priester«, glückte er, »was bist du für ein Einfaltspinsel! Die Wasserpolizei kommt nach ein paar Kilometern an Bord und überprüft alle Leute. Dann schließen sie alle Öffnungen, Luftlöcher und Ritzen und sprühen Zyankaligas in alle Löcher und Räume. Sie lassen nicht einmal die Rettungsboote aus. Das bringt 'ne Menge steife Leichen von Reaktionären, die davon nichts ahnen können.« Mir wurde schlecht von der Gleichgültigkeit dieser Männer, die das Ganze wie einen Sport betrieben. Schnellstens schob ich den Gedanken beiseite, mit dem Schiff zu fliehen. Jetzt war ich hier in Wladiwostok. Mir war prophezeit worden: Zuerst käme ich nach Amerika, dann nach England und schließlich wieder nach Nordamerika. Das wichtigste Problem hieß jetzt, von hier zu verschwinden. Ich beschloß, so viel wie möglich über die Transsibirische Eisenbahn zu erfahren, was Kontrollen, Durchsuchungen und die Ankunft des Zuges in Moskau betraf. Am nächsten Tag stand ich schon sehr früh auf und fütterte die Hunde. Nachdem sie gut gepflegt waren, verließ ich mit Boris und drei anderen Wachen das Gelände. Wir fuhren etwa achtzig Kilometer zu einer Station. Dort lösten die drei Wachen, die mit uns fuhren, andere ab. Die ganze Fahrt über schnitten die vier damit auf, wieviele »Flüchtlinge« sie erschossen hatten. Dadurch bekam ich eine Menge Informationen. Ich erfuhr den Namen des Orts, hinter dem keine Kontrollen mehr stattfanden und überdies, daß man mit einiger Vorsicht bis zu den Vororten Moskaus kommen konnte, ohne ertappt zu werden.**65**

Wie ich erkannte, schien Geld das Hauptproblem zu sein. Ich verdiente es mir, indem ich für andere Dienst leistete und ihre Krankheiten heilte. Dank

ihrer Empfehlungen behandelte ich bald auch die reicheren Parteigenossen in der Stadt. Wie alle anderen suchte ich die Schiffe auf und bekam meinen Anteil an der Beute aus den Ladungen. Meine gesamten »Prämien« setzte ich in Rubel um. Ich bereitete mich darauf vor, Rußland zu durchqueren. Nach etwa fünf Wochen teilte mir der Hauptmann mit, daß die Hunde wieder zu ihren Streifen zurückkämen. Ein neuer Kommissar sei angekündigt, und ich müßte zuvor verschwinden. Wohin ich denn wolle, wollte er wissen. Ich kannte meine Pappenheimer und erwiderte: »Ich bleibe hier in Wladiwostok, Genosse Hauptmann, mir gefällt es hier.« Er schaute abweisend. »Du mußt hier aus der Gegend verschwinden und das noch morgen.« »Aber Genosse Hauptmann, ich weiß nicht, wohin ich gehen soll, und ich habe auch kein Geld«, sagte ich. »Wir werden dir Geld, Essen und Kleidung geben, und wir schaffen dich aus diesem Bezirk.« »Aber Genosse Hauptmann«, redete ich auf ihn ein, »ich weiß nicht, wohin ich überhaupt gehen soll. Ich habe hier schwer gearbeitet und *möchte* doch so gerne hier bleiben.« Doch der Hauptmann blieb unerschütterlich. »Morgen schicken wir Leute zur äußersten Grenze des Bezirkes, zur Grenze nach Woroschilow. Sie nehmen dich mit, und du bleibst dort. Ich werde dir ein Schreiben mitgeben, daß du uns geholfen hast und daß du mit unserer Erlaubnis fortgehst. Dann wird die Polizei dich in Woroschilow nicht festnehmen.« Das war weit besser, als ich zu hoffen gewagt hatte. Ich *wollte* nach Woroschilow, denn dort beabsichtigte ich den Zug zu besteigen. Ich wußte, wenn ich erst die andere Seite der Stadt erreicht hatte, würde ich ziemlich gefahrlos reisen können.66

Am nächsten Tag bestieg ich mit einigen anderen Männern einen schnellen Truppentransporter, schon donnerten wir über die Straße nach Woroschilow. Diesmal trug ich bessere Kleidung und hatte einen großen Rucksack, vollgestopft mit Sachen. Weiter hatte ich eine Schultertasche voller Essen. Der Gedanke, daß diese Kleider einem toten blinden Passagier gehört hatten, machte mir keine Gewissensbisse. »Ich weiß nicht, wohin du gehst, Priester«, sagte Boris, »aber der Hauptmann hat erzählt, *er* hätte die Hunde trainiert. Deshalb mußt du gehen. Du kannst heute nacht bei dem

Außenposten schlafen und dich morgen auf den Weg machen.« In der Nacht war ich sehr unruhig. Ich hatte es satt und war es leid, ständig von Ort zu Ort zu ziehen, hatte genug davon, den Tod ständig an meinen Knochen knabbern zu spüren. Ich war völlig allein unter diesen Leuten, die mir so fremd und einem friedlichen Leben gegenüber so feindlich eingestellt waren. Am Morgen nach dem Frühstück verabschiedete ich mich von Boris und den anderen, schulterte mein Gepäck und stapfte davon. Kilometer über Kilometer ließ ich rüstig hinter mir, vermied dabei die Hauptstraßen und umkreiste Woroschilow. Plötzlich dröhnte ein fahrender Wagen hinter mir. Bremsen quietschten schrill, ich schaute in den Lauf einer Maschinenpistole. »Wer bist du? Wohin gehst du?« schnarrte ein finsterer Korporal. »Ich bin auf dem Weg nach Woroschilow«, sagte ich. »Hier habe ich einen Brief vom Genossen Hauptmann Wassili.« Ich zerrte den Brief aus der Tasche, den er schnell aufriß. Er las ihn mit vor Anstrengung verzogenem Gesicht. Dann ging das Gesicht freundlich in die Breite. »Wir kommen gerade vom Sergeanten Boris, steig ein, wir nehmen dich mit nach Woroschilow und lassen dich raus, wo du willst.« Welche Behinderung! Ich versuchte doch, die Stadt unbedingt zu *umgehen*! Ich kletterte in das Streifenfahrzeug, wir rasten nach Woroschilow. In der Nähe des Polizeipräsidiums stieg ich aus.**67**

Kaum war das Auto aus der Garage hinausgefegt, trabte ich wieder stadtauswärts. Ich wollte noch so weit wie möglich kommen, bevor es dunkelte. Neben den Schienen wollte ich einen Tag und eine Nacht lagern, um alles genau zu beobachten, bevor ich wegfuhr. In Woroschilow wurden die Personenzüge angehalten und durchsucht. Güterzüge hingegen wurden nur außerhalb der Stadt kontrolliert, damit die Bevölkerung nicht erfährt, wieviele Flüchtlinge erschossen werden. Ich beobachtete alles sehr gründlich. Meine einzige Chance war, einen Zug zu erwischen, der gerade herausgezogen würde. In der zweiten Nacht hielt solch ein sehnsüchtig erwarteter Zug, ein Zug, der bis zum Dach mit »organisierten« Sachen gefüllt war, wie mich meine Erfahrung gelehrt hatte. Laß den bloß nicht entwischen, dachte ich mir, als ich entlangschlich und vorsichtig nach unten spähte. Leise prüfte ich verschlossene Türen, öffnete unverriegelte geräuschlos. Hin und wieder knallte ein Schuß in der Nähe, dem der dumpfe

Aufprall eines Körpers folgte. Hunde wurden hier nicht eingesetzt, aus Angst, sie könnten unter die Räder kommen. Ich wälzte mich im Staub, machte mich so schmutzig wie möglich, um mich zu tarnen. Die Wachen schritten vorbei, wobei sie gründlich den Zug musterten. Sie sprachen laut miteinander und ließen starke Lampen aufblitzen. Niemand dachte daran, hinter den Zug über die Böschung zu schauen. Nur der Zug selbst wurde genauestem überprüft. Ich lag bäuchlings hinter ihnen. *Meine Hunde* wären aufmerksamer, die hätten mich sofort aufgespürt, dachte ich. Zufrieden mit ihrer Suche entfernten sich die Soldaten. Ich rollte seitwärts hin zum Zug und landete zwischen den Rädern eines Waggons. Schnell kletterte ich auf die Achse und warf mein Seil, in das ich eine sich zusammenziehende Schlinge geknüpft hatte. Kaum hielt es an der anderen Seite, zog ich mich daran hoch. Ich band mich platt unter den Boden des Waggons. Das war die einzige Art, prüfenden Blicken zu entgehen. Es lief alles wie geplant. Ruckend zog der Zug an, daß ich fast abrutschte. Wie wenn ich es geahnt hätte, leuchtete die Besatzung eines Jeeps mit ihren Scheinwerfern die Achsenstangen im Vorbeifahren ab. **68**

Ich zog mich noch fester an den Boden, fühlte mich wie ein nackter Mann vor einer Versammlung von Nonnen! Der Jeep raste dahin, wendete, kehrte wieder. Dann fuhr er vorbei, bis er aus meiner Sicht und meinem Leben verschwunden war. Der Zug ratterte weiter. Die nächsten acht bis zehn Kilometer klammerte ich mich in dieser schmerzhaften Lage fest. Als ich überzeugt war, der Gefahr entronnen zu sein, löste ich langsam das Seil. Das Gleichgewicht haltend, rutschte ich die Achsen entlang. Ich spürte Schmerzen in meinen gequetschten Rippen. Langsam und vorsichtig glitt ich zum Ende des Waggons hin. Es glückte mir, eine Stahlstange zu fassen. Eine halbe Stunde etwa saß ich auf der Kupplung. Dann zog ich mich auf die schwingende Plattform, krabbelte blind weiter aufwärts bis zum Dach. Es war fast dunkel, nur die Sterne leuchteten. Der Mond war noch unter dem Horizont. Ich ahnte, wie sehr ich mich noch mühen mußte, um ins Wageninnere zu gelangen, damit mich kein kontrollierender Eisenbahner entdeckte. Auf dem Dach band ich ein Stück Seil um mich. Ich befestigte es hier oben mit dem anderen Ende an einer Stange. Vorsichtig rutschte ich die andere Seite herunter, wobei ich mich am Seil Stück für Stück herunterhangelte. Dumpf klopfte mein Körper an den Wagen. Er schrubhte an den rauhen Kanten entlang. Es gelang mir, schnell die Tür aufzuschließen, denn dafür hatte ich mir in Wladiwostok eigens einen Schlüssel besorgt - dieser

T. Lobsang Rampa Die Rampa Story. 1960

paßte zu allen Waggons. Es erwies sich als ungeheuer schwer, die Tür zu bewegen, weil ich dabei wie ein Pendel hin und her schlug. Die ersten Strahlen des Mondlichtes ließen mich meine Bemühungen verstärken. Die Tür glitt auf. Völlig entkräftet kroch ich hinein. Ich ließ das Ende los, zog und ruckte solange, bis das gesamte Seil neben mir lag. Erschöpft schaukelte und schlingerte ich. Dann drückte ich die Tür in die Falle - fiel zu Boden.

Zwei oder drei Tage später - man verliert unter solchen Bedingungen leicht das Zeitgefühl - spürte ich wie der Zug langsamer wurde. Ich stürzte zur Tür, öffnete diese einen Spalt, durch den ich hinauslugte. **69**

Weit und breit nur Schnee! Ich huschte zur anderen Seite. Dort sah ich Wachen hinter einer Gruppe von Flüchtenden herjagen. Offensichtlich war ein großer Suchtrupp unterwegs. Mit meinen Habseligkeiten ließ ich mich hinaus in den Schnee fallen. Durch Hüpfen und Wälzen verwischte ich die Schneespuren. Währenddessen zuckelte der Zug wieder an. Verzweifelt schnappte ich gerade noch die erste beste, völlig vereiste Kupplung. Glücklicherweise konnte ich noch eine andere erwischen. Da hing ich an meinen Armen. Mit den Füßen schwang ich solange in der Luft, bis es mir nach einem kräftigem Ruck gelang hinaufzuklettern. Im Aufstehen erkannte ich, daß ich am Ende eines Wagens stand. Er war mit steifgefrorenen Planen bedeckt. Die Knoten der Seile waren vereist, die Planen so schwer, als wären sie aus Eisen. Ich stand auf der schwingenden, eisglatten Kupplung, die gegen die Knoten schlug. Durch Anhauchen versuchte ich diese aufzuweichen. Doch selbst mein Atem gefror, der gar die Eisschicht noch verdickte. Daher rieb ich das Seil gegen das Metall des Waggons. Dunkelheit zog auf, als endlich die letzte Faser riß. Unter erheblichen Schwierigkeiten hob ich eine Ecke des Ölzeugs an. Ich kletterte hinein. Kaum drinnen fiel ich zu Boden. Ein Mann sprang auf mich zu. Mit einem scharfen Stück Stahl zielte er nach meinem Hals. Instinkt und Gewohnheit retteten mich. Der Mann betastete jammernd seinen gebrochenen Arm. Zwei andere Männer kamen lauernd näher. Einer war mit einer Eisenstange bewaffnet. Der andere hielt einen abgeschlagenen Flaschenhals. Für jemand mit meiner Ausbildung war das kein Problem. Im Nu waren sie entwaffnet. Hier herrschte das Gesetz des Dschungels, der Stärkste war der König! Kaum hatte ich sie besiegt, schon waren sie meine Diener. Der Wagen war

T. Lobsang Rampa Die Rampa Story. 1960

mit Getreide beladen, wir aßen es, so wie es war. Zum Trinken sammelten wir Schnee oder lutschten Eis, das wir von der Plane abbrachen. Wir konnten uns nicht aufwärmen, weil es nichts Brennbares gab. Obendrein hätte Rauch nur die Aufmerksamkeit des Zugpersonals auf uns gezogen. Ich konnte die Kälte verwinden, nicht so der Mann mit dem gebrochenen Arm.**70**

Über Nacht erfror er, und wir wälzten ihn hinaus. Sibirien ist nicht nur eine Schneelandschaft. Teils ist es gebirgig wie die Kanadischen Rockies, teils so grün wie Irland. Doch jetzt bereitete uns der Schnee Schwierigkeiten, denn es war die Jahreszeit, in der man am schlechtesten reisen konnte. Das Getreide bekam uns schlecht. Es blähte uns auf und machte die Ausscheidung zu einem Problem. Bald waren wir so geschwächt, daß wir uns wenig darum kümmerten, ob wir nun leben oder sterben würden. Schließlich hatten wir kaum noch Stuhlgang und ertrugen die aufschießenden Schmerzen des Verhungerns. Ich ließ mich an meinem Seil herab, um das Schmierfett aus den Achskästen zu kratzen. Das aßen wir, obwohl es uns bis zum Erbrechen würgte. Der Zug ratterte weiter. Er umrundete den Baykalsee in Richtung Omsk. Hier, so wußte ich, würde wieder rangiert und der Zug neu zusammengestellt. Ich mußte den Zug verlassen, bevor wir die Stadt erreichten. Ein anderer Zug würde mich aus dieser Gegend wieder weg bringen. (Es führt hier zu weit, Einzelheiten zu schildern, wie man einen Zug verläßt und heimlich besteigt.) Doch schließlich gelangten wir - ich in Begleitung eines Russen und eines Chinesen - auf einen schnellen Güterzug nach Moskau. Der Zug war in bestem Zustand. Mein sorglich bewahrter Schlüssel öffnete einen Wagen. Im Schutz der Dunkelheit kletterten wir hinein. Der Waggon war so voll beladen, daß wir uns gewaltsam hineinzwängen mußten. Kein Schimmer Licht war zu sehen. Wir hatten keine Ahnung, womit er beladen war. Am Morgen erlebten wir eine Überraschung - ein Wunder. Wir waren fast am Verhungern, doch am anderen Ende des Wagens sah ich Rot-Kreuz-Pakete. Sie waren, wie man sehen konnte, *nicht* ans Ziel gekommen, sondern von den Russen »beschlagnahmt« worden. Nun ging es uns gut. Schokolade, Essen in Büchsen, Kondensmilch, alles war vorhanden. Wir fanden sogar einen kleinen Ofen und ein Paket mit rauchlosem Benzin.**71**

In den Ballen fanden wir Kleidung und andere Waren, wie man sie in den Geschäften Schanghai finden kann: Kameras, Brillen, Uhren. Wir kleideten uns neu ein, denn unsere Kleider waren nur noch wie Fetzen. Immer noch litten wir unter Wassermangel. Wir mußten mit dem Schnee auskommen, den wir von den Balken schabten. Nach vier Wochen und seit Wladiwostok etwa 10.000 zurückgelegten Kilometern näherte sich der Zug Noginsk, etwa fünfzig bis sechzig Kilometer vor Moskau. Wir drei besprachen die Lage. Es schien uns klüger zu sein, abzuspringen, bevor sich die Zugbesatzung an die Arbeit machte - wir hörten sie bereits übers Dach laufen. Wir betrachteten uns gegenseitig, ob keiner verdächtig aussah, dann wählten wir uns jeder eine gute Ration Essen und *Schätze* für den Tauschhandel. Der Chinese verschwand als erster. Kurz nach dem Schließen der Tür hörten wir Gewehrfeuer. Drei oder vier Stunden später sprang der Russe ab. Eine halbe Stunde danach folgte ich. Ich stapfte durch die Dunkelheit. Den Weg kannte ich genau, denn der Russe, ein gebürtiger Moskauer, der nach Sibirien verbannt worden war, hatte uns sorgfältig vorbereitet. Am nächsten Morgen hatte ich schon dreißig Kilometer zurückgelegt. Meine Beine, im Gefangenenlager zerschunden, bereiteten mir starke Schmerzen. An einer Essensausgabestelle legte ich meine Papiere als Korporal der Grenztruppen vor. Die Papiere stammten von Andrei. Als ich seine Sachen erhielt, hatte niemand daran gedacht hinzuzufügen: »Ausgenommen sind die amtlichen Papiere und der Ausweis«. Die Angestellte musterte mich zweifelnd. Sie rief einen Polizisten, der auf der Straße stand. Er kam zu mir, und es gab ein Palaver. Nein, ich hätte keine Essensmarken, ich hätte sie versehentlich in Wladiwostok gelassen. Das Essen sei für Grenztruppen nicht rationiert. Der Polizist fächelte mit meinen Papieren. »Du mußt dich auf dem Schwarzmarkt um Essen kümmern, bis du beim Versorgungsbüro warst und neue Marken hast. Die müssen sich zuerst mit Wladiwostok in Verbindung setzen.« Damit drehte er sich um und ging. **72**

Die Kellnerin zuckte mit den Achseln. »Such dir, was du brauchst, Genosse, es kostet dich fünfmal mehr als offiziell.« Sie brachte mir saures Schwarzbrot und eine eklig aussehende Paste, die sogar noch übler schmeckte, als sie aussah. Mein Zeichen für *Trinken* verstand die Bedienung falsch. Sie reichte mir Fusel, den ich auf der Stelle ausspie. Ein Schluck

davon und ich dachte, ich sei vergiftet. Dieser Schluck hatte mir gereicht. Doch die Kellnerin berechnete mir sogar das Wasser, obwohl sie selbst diese eklige Brühe in sich hineinschlürfte, für die ich soviel bezahlt hatte. Als ich ging, wartete draußen der Polizist auf mich. Er begleitete mich beim Weitergehen. »Das ist sehr auffällig, Genosse, besonders dein Rucksack. Ich frage mich, ob ich dich nicht zum Verhör auf die Wache bringen soll. Hast du eine Armbanduhr für mich übrig, Genosse, daß ich meine Pflicht vergessen kann?« Vorsichtig zog ich eine aus meiner Tasche. Der Polizist nahm sie, prüfte sie und meinte: »Moskau - immer weiter geradeaus. Wenn du die Hauptstraßen meidest, wirst du durchkommen.« Dann drehte er sich um und verschwand. Ich benutzte die Seitenstraßen, um Polizisten aus dem Weg zu gehen, die vielleicht wieder eine Uhr verlangen würden. Nach meinen Erfahrungen verspüren die Russen einen unbändigen Drang nach *Armbanduhren*. Die meisten können die Zeit zwar nicht ablesen, aber schon der alleinige Besitz einer Uhr befriedigt sie eigenartigerweise. Vor mir stolperte eine ausgemergelter Mann, brach plötzlich seitlich aus und fiel direkt mit seinem Gesicht auf einen Gully am Straßenrand. Ich wollte schon zu ihm, als ein alter Mann direkt hinter mir murmelte: »Achtung, Genosse Fremdling! Wenn dich die Polizei sieht, denkt sie, du willst plündern. Er ist sowieso tot; verhungert. So ergeht es hier täglich Hunderten.« Dankbar nickte ich. Beim Weitergehen dachte ich: »Das ist ja ein *schreckliches* Land, hier heißt es, jeder gegen jeden. Das kommt sicherlich daher, weil sie keine Religion haben, die sie leiten könnte.«73

In dieser Nacht schlief ich hinter der allmählich zerfallenden Wand einer schäbigen Kirche in Gesellschaft dreihundert anderer. Mein Rucksack war mein Kopfkissen. Während der Nacht bemerkte ich tastende Hände, die die Schnalle lockern wollten. Ein kurzer Schlag auf den Hals des Möchte-gern-Diebes ließ ihn ächzen und nach hinten fallen. Danach belästigte mich niemand mehr. Am Morgen kaufte ich auf dem offiziellen Schwarzmarkt ein, den in Rußland die *Regierung* betreibt. Dann ging ich weiter. Der Russe im Zug hatte mir geraten, mich wie ein Tourist zu benehmen, indem ich mir eine der Kameras um den Hals hängte. Ich besaß weder einen Film, noch wußte ich damals, was bei einer Kamera vorne oder hinten ist. Bald befand ich mich in einem der besseren Viertel Moskaus, das gewöhnlich die

Touristen zu sehen bekommen. Denn in die ärmeren Viertel, dort, wo Armut, Krankheit und Tod herrschen, dürfen sie nicht. Die Moskwa lag vor mir. Ich schlenderte am Ufer entlang, bis ich zum Roten Platz abbog. Der Kreml und das Lenin-Mausoleum beeindruckten mich nicht. Ich war ja an den herrlichen, vor glänzender Schönheit strahlenden Anblick des Potala gewöhnt. Neben einem der Kremleingänge wartete apathisch eine kleine Gruppe von Menschen. Sie wirkten schlampig, wie eine Herde zusammengetriebenen Viehs. Drei riesige, schwarze Limousinen fuhren geräuschvoll aus der Einfahrt über den Platz. Sie verschwanden in einer der Straßen. Als die Leute müde in meine Richtung schauten, nahm ich die Kamera halb hoch. Plötzlich schoß ein gewaltiger Schmerz durch meinen Kopf. Einen Moment lang glaubte ich, mir sei das Gebäude auf den Kopf gefallen. Ich stürzte zu Boden. Die Kamera zerschmetterte. Wie Türme standen Sowjetsoldaten über mir. Einer trat mir gezielt in die Rippen, um mich zum Aufstehen zu bewegen. Halb betäubt wie ich war, fiel mir das schwer. Zwei griffen nach mir und zerrten mich auf meine Füße. Fragen schossen auf mich ein, aber sie sprachen so schnell, daß ich kein Wort des Moskauer Akzentes verstand.⁷⁴

Schließlich waren sie es leid, mir Fragen zu stellen, ohne Antworten zu bekommen. Sie führten mich über den Roten Platz, je ein Polizist an meiner Seite. Einer ging hinter mir, der mir seinen riesigen Revolver schmerzhaft in mein Rückgrat drückte. Bald standen wir am Eingang eines abscheulich aussehenden Gebäudes, das wir durch die Kellertür betraten. Roh wurde ich hineingestoßen, so wie man Kohlen hineinschaufelt. Ich fiel einige Steinstufen hinunter in einen winzigen Raum. Dort saß ein Offizier an einem Tisch, hinter ihm zwei bewaffnete Wachen postiert. Der Ranghöhere der Streifenpolizisten holte zu einer längeren Erklärung aus, dabei warf er den Rucksack neben mich auf den Fußboden. Der Offizier schrieb etwas, offensichtlich eine Empfangsbestätigung für mich und meine Habe. Dann drehte sich der Polizist um und ging. Ich wurde in einen angrenzenden Raum gestoßen, der sehr groß war. Ich stand links vor einem ausladenden Schreibtisch, an dessen Seiten je ein Wachposten stand. Kurz darauf betraten drei Männer den Raum. Sie setzten sich hinter den Schreibtisch und durchsuchten meinen Rucksack. Einer klingelte nach einem Gehilfen, dem er meine Kamera unter brüskten Anweisungen reichte. Der Mann ging

hinaus. Die wehrlose Kamera trug er spitzfingrig, als sei es eine Bombe, die gleich explodierte. Fragen prasselten auf mich ein, die ich nicht verstand. Man rief einen Übersetzer, dann einen anderen und noch einen, bis sie schließlich einen hatten, der mich verstehen konnte. Ich mußte meine Kleider ausziehen, ein Arzt untersuchte mich. Alle Säume der Kleidung wurden geprüft und teils aufgerissen. Meine Kleider wurden mir wieder zugeworfen, ohne Knöpfe, ohne Gürtel, ohne Schnürsenkel. Auf ein Kommando hin führte mich die Wache aus dem Raum. Sie trugen meine Kleider und zerrten mich durch die Korridore. Weder ein Geräusch noch unsere Schritte waren zu hören, denn sie trugen Fellschuhe. Sie sprachen kein Wort miteinander, schon gar nicht mit mir. Auf unserem lautlosen Marsch er tönte plötzlich ein Geräusch, das mir das Blut aufwirbelte. **75**

Es endete genauso abrupt, erstickt in dem sonst stillen Gebäude. Unwillkürlich ging ich langsamer. Sofort sprang der Soldat hinter mir so gewaltsam gegen meine Schulter, daß ich glaubte, mein Genick würde brechen. Endlich hielten wir vor einer roten Tür. Ein Wächter schloß auf - schon flog ich kopfüber drei Steinstufen hinab. Die Zelle war dunkel und dumpf. Sie war etwa zwei auf vier Meter groß. Eine verfaulte stinkende Matratze lag auf dem Fußboden. Eine unbestimmte Zeit stand ich in der Dunkelheit, wurde immer hungriger und sann darüber nach, warum die Menschen eine solch grausame Natur haben. Nach sehr langer Zeit wurde mir ein Kanten sauren Schwarzbrot, samt einem leinernen Gefäß mit brakem Wasser hineingereicht. Die Wache forderte mich mit Gesten auf zu trinken. Kaum hatte ich einen Schluck getrunken, wurde mir das Gefäß vom Munde weggerissen. Das Wasser wurde auf die Erde geschüttet. Die Tür schloß sich geräuschlos. Kein Laut durchbrach die Stille. Gelegentliche Schreie wurden sofort gewaltsam erstickt. Ich war hungrig und hätte alles sofort gegessen, nur nicht dieses Brot. Es stank, als sei es zuvor in einen Misthaufen getunkt worden. Viel später, so spät, daß ich schon befürchtete, man hätte mich vergessen, kamen Bewaffnete in meine Zelle. Ohne Worte, nur mit Gesten, befahlen sie mir mitzukommen. Ich hatte keine andere Wahl. Wieder ging es durch endlose Korridore, so daß ich den Eindruck hatte, wir gingen im Kreis, um mich dadurch in Angst und Schrecken zu versetzen. Endlich führte man mich in einen langen Raum. Eine Wand war besonders hell gestrichen. Roh fesselten die Wächter meine Hände hinter dem Rücken. Sie zwangen mich, die Wand zu betrachten. Lange geschah

nichts. Dann wurde ein starkes Licht angeschaltet. Es war so grell, daß es mich fast betäubte. Mir war, als würden selbst bei geschlossenen Augen meine Augäpfel verbrannt. Die Wachen trugen schwarze Brillen. Das Licht blendete in Wellen. Ich litt, als würden mir Nadeln in die Augen getrieben.⁷⁶

Leise wurde eine Tür geöffnet, dann ebenso leise geschlossen. Stühle scharrten, Papier raschelte. Tiefe Stimmen führten ein Gespräch, dessen Inhalt ich nicht verstand. Dann - nach einem Schlag mit einem Gewehrkolben zwischen meine Schultern - begann das Verhör. Warum war in der Kamera kein Film? Woher hatte ich die Papiere des Grenzsoldaten aus Wladiwostok? Wie? Warum? Wann? Stunde auf Stunde die gleichen eintönigen Fragen. Das Licht blendete mich. Ich hatte Schmerzen, als würde der Schädel gespalten. Ein Schlag mit dem Gewehrkolben, wenn ich nicht antwortete. Nur eine Pause, wenn sich die Verhörenden alle zwei Stunden ablösten, denn auch sie waren durch das Licht erschöpft. Danach, was unendlich lange schien, aber in Wirklichkeit nicht mehr als sechs Stunden gewesen sein konnte, brach ich auf dem Boden zusammen. Gleichgültig stachen mich die Wachen mit ihren Bajonetten. Es war schwer, mich mit auf dem Rücken gefesselten Händen vom Boden aufzuraffen. Ich versuchte es wieder und wieder - wurde ohnmächtig. Ein Eimer stinkenden Wassers wurde über mich geschüttet. Das Verhör ging stundenlang weiter. Meine Füße schwollen. Die Knöchel wurden dicker als die Oberschenkel. Die Körperflüßigkeit sammelte sich und schwemmte sie auf. Immer wieder die gleichen Fragen, immer wieder die gleiche Brutalität. Sechzig Stunden - siebenzig Stunden stehen. Die Welt war nur noch ein roter Nebel. Halbtot stand ich da. Kein Essen, keine Pause. Gewaltsam wurde mir etwas eingeflößt: Drogen, die den Schlaf verhindern sollten. Fragen. Fragen. Fragen. Zweiundsiebzig Stunden, ich konnte nichts mehr hören, sah nichts mehr. Die Fragen, das Licht, die Schmerzen - alles verschwand, es gab nur noch Dunkelheit. Nach einer unbestimmten Zeit kam ich schmerzhaft wieder zu Bewußtsein. Ich lag flach auf dem kalten, nassen Boden einer stinkenden Zelle. Ich konnte mich nicht rühren, mein Fleisch schien durchweicht, mein Rückgrat aus gesplittertem Glas. Kein Geräusch bezeugte Leben, kein Lichtschimmer zeigte Tag oder Nacht an. Nichts - nur die Ewigkeit aus Schmerzen, Hunger und Durst.⁷⁷

Schließlich ein wenig Licht, als die Wache grob einen Teller Essen, samt einer Kanne Wasser über den Boden stieß. Die Tür wurde geschlossen. Wieder war ich allein mit meinen Gedanken im Dunkel. Viel später kamen die Wachen wieder. Man schleifte mich - ich konnte nicht mehr laufen - zum Verhörzimmer. Da mußte ich nun sitzen und meine Lebensgeschichte schreiben. Fünf Tage lang das gleiche: Man schleppte mich ins Zimmer, gab mir einen Bleistiftstummel, Papier und hieß mich alles aufzuschreiben. Drei Wochen blieb ich in dieser Zelle, wo ich mich sehr langsam erholte. Wieder einmal wurde ich aus dem Raum geführt, dort stand ich vor drei hohen Funktionären. Einer betrachtete die anderen, schaute auf die Papiere in seiner Hand, dann sagte er, gewisse einflußreiche Leute hätten bestätigt, daß ich in Wladiwostok anderen geholfen hätte. Jemand anderer hätte bezeugt, daß ich seiner Tochter geholfen hatte, aus dem japanischen Kriegsgefangenenlager zu fliehen. »Sie werden freigelassen«, sagte er, »und kommen nach Stryj in Polen. Ein Sonderkommando wird dorthin abgestellt. Sie fahren mit.« Ich kam zurück in die Zelle - diesmal in eine bessere -, um für die Reise wieder neue Kräfte zu sammeln. Endlich schritt ich durch ein Tor aus dem Lubianka-Gefängnis in Moskau auf meinem Weg in den Westen.**78**

KAPITEL 4

Vor der Lubianka warteten drei Soldaten. Die Gefängniswache, die mich

durch das Tor führte, drückte dem diensthabenden Soldaten, einem Korporal, Papiere in die Hand. »Unterschreib hier, Genosse. Du bestätigst nur den Empfang eines Zwangsverschickten.« Der Korporal kratzte sich zweifelnd den Kopf, leckte den Bleistift und trocknete seine Handflächen an den Hosenbeinen. Widerstrebend kritzelte er seinen Namen hin. Die Gefängniswache kehrte wortlos um. Das Tor der Lubianka wurde zugeworfen - glücklicherweise stand ich diesmal draußen. Der Korporal blickte mich finster an. »Wegen dir mußte ich etwas unterschreiben. Nur Lenin weiß, was geschehen wird. Genauso wie du kann ich vielleicht einmal in der Lubianka landen. Komm mit, los gehts. *Marsch!*«

Der Korporal schritt vor mir her, mir zur Seite wieder je ein Soldat. So marschierte ich durch Moskau zum Bahnhof. Ich mußte nichts tragen, denn alles, was ich besaß, trug ich am Leib: meine Kleider. Alles andere, mein Rucksack, meine Uhr und alles, was ich sonst noch an Kleidung besessen hatte, behielten die Russen. Und diese Kleider? Schwere Schuhe mit Holzsohlen, Hosen, eine Jacke. Das war alles. Keine Unterwäsche, kein Geld, kein Essen. Nichts! Doch da war etwas! Bei mir trug ich ein Papier, das besagte: Ich würde aus Moskau deportiert. Es sei mir freigestellt, ins sowjetisch-besetzte Deutschland zu reisen. Dort müßte ich mich bei der nächsten Polizeiwache melden. Am Bahnhof setzten wir uns hin und warteten in der eisigen Kälte. **79**

Die Soldaten wechselten sich miteinander ab, um Weggehen zu können. Ich saß vor Kälte zitternd auf dem steinernen Bahnsteig. Ich war hungrig, fühlte mich krank und schwach. Viel später kam ein Sergeant an der Spitze von etwa hundert Soldaten. Der Sergeant marschierte über den Bahnsteig. Er musterte mich. »Wollt ihr ihn umbringen?« bellte er den Korporal an. »Wir müssen ihn lebend in Lwow abliefern. Schaut zu, daß er etwas ißt. Wir müssen noch Stunden warten, bis der Zug fährt.« Der Korporal und ein gewöhnlicher Soldat zogen mich an je einem Arm auf die Füße. Der

Sergeant schaute mir ins Gesicht. »Hmm, kein schlechter Mensch. Hör zu, mach uns keinen Ärger, und wir machen dir auch keinen.« Er las meine Papiere, die ihm der Korporal gab. »Mein Bruder war auch in der Lubianka«, sagte er, nachdem er sich vergewissert hatte, daß ihn niemand hören konnte. »Er hat auch nichts getan. Sie haben ihn nach Sibirien geschickt. Jetzt werde ich veranlassen, daß man dich zum Essen mitnimmt. Iß gut, denn bis wir nach Lwow kommen, bist du auf dich selbst gestellt.« Er drehte sich um. »Kümmert euch um ihn, schaut zu, daß er soviel zu essen und zu trinken bekommt, wie er will«, befahl er zwei Korporalen. »Er muß uns in guter Verfassung verlassen, sonst wird der Kommissar uns beschuldigen, wir würden unsere Gefangenen umbringen.« Müde ging ich mit den beiden Korporalen davon. An einer kleinen Essensausgabe außerhalb des Bahnhofs befahl einer der beiden, große Schüsseln mit Kohlsuppe und Schwarzbrot zu bringen. Das Gereichte war verfault und stank. Ich schlang es dennoch hinunter, hungrig wie ich war. Dabei dachte ich an die »Suppe«, die man uns im japanischen Lager vorgesetzt hatte, in der Knorpelstücke schwammen und die aus den gesammelten Essensresten bestanden hatte. Nach dem Essen, bevor wir wieder weggingen, bestellte ein Korporal mehr Brot und drei Ausgaben der Prawda. Wir wickelten das Brot in die Zeitungen. Zuvor schauten wir nach, ob kein Bild von Stalin darinnen war, um es nicht zu entweihen. Danach gingen wir zum Bahnhof zurück. **80**

Das Warten war schrecklich. Sechs Stunden saßen wir in der eisigen Kälte auf einer steinernen Bahnsteigkante. Schließlich wurden wir in einen armseligen Zug verladen, dann ging es nach Kiew. In dieser Nacht war ich zwischen zwei schnarchenden Soldaten eingeklemmt. Zum Liegen war nicht genügend Platz in dem Waggon, denn wir waren sehr eng eingepfercht. Die harten Holzsitze drückten so unangenehm, daß ich wünschte, ich könnte auf der Erde sitzen. Ruckend und knirschend hielt der Zug unterwegs, immer gerade dann, wenn ich eingeknickt war. Sehr spät in der folgenden Nacht, nach einer etwa 160 Kilometer langen Reise, fuhren wir in den zweitklassigen Bahnhof von Kiew ein. Hier herrschte großer Lärm. Unter großem Geschrei marschierten wir alle zur örtlichen Kaserne, um dort die Nacht zu verbringen. Ich wurde in eine Zelle gesperrt. Nach einigen Stunden wachte ich auf, als ein Kommissar mit seinem Assistenten hereinkam. Sie fragten mich aus, endlose Fragen, nach etwa zwei oder

zweieinhalb Stunden gingen sie wieder. Eine Zeitlang wälzte ich mich hin und her, um Schlaf zu finden. Brutale Hände schlugen mir ins Gesicht. Jemand schrie: »Wach auf, wach auf, oder bist du tot? Hier ist Essen. Beeil dich - du hast wenig Zeit, gleich gehts weiter!« Essen? Noch mehr Kohlsuppe . Noch mehr saures Schwarzbrot und etwas Wasser zum Trinken. Ich würgte den Fraß hinunter, voller Angst, gehen zu müssen, bevor ich dieses widerliche Essen beendet hätte. Dann wartete ich, wartete *stundenlang*. Spät am Nachmittag kamen zwei Militärpolizisten herein, verhörten mich nochmals, nahmen mir wieder die Fingerabdrücke. Dann sagten sie: »Wir sind spät dran. Zu spät zum Essen. Vielleicht kriegst du noch etwas am Bahnhof.« Vor den Kasernen warteten drei Truppenlastwagen. Vierzig Soldaten und ich wurden - fast unglaublich - auf einen einzigen verladen. Der Rest bestieg die zwei anderen Fahrzeuge, und los ging es.**81**

Die Fahrt zum Bahnhof war halsbrecherisch. Wir standen so dicht gedrängt, daß wir kaum atmen konnten. Der Fahrer unseres Lastwagens schien wahnsinnig zu sein. Wir fuhren viel schneller als die anderen. Er raste als seien alle Teufel des Kommunismus hinter ihm her. Wir wurden hin und her geschüttelt und auf dem Laderaum herumgestoßen. Alle standen, denn zum Sitzen war kein Platz. Wir stießen aneinander wie Billardkugeln. Plötzlich kreischten die Bremsen! Zu hastig bedient! Der Wagen brach seitlich aus. Genau vor mir riß die Seite auf. Splitter regneten. Wir prallten gegen eine dicke Steimauer. Schreien, Rufen und Fluchen, Blut spritzte. Ich flog durch die Luft. Im Flug sah ich unter mir den verwüsteten Lastwagen. Er brannte lichterloh. Ein Gefühl des Fallens, ein zerschmetterndes *Bersten* und – Dunkelheit. »Lobsang!« sagte eine geliebte Stimme, die Stimme meines Lehrers, des Lama Mingyar Dondup. »Du bist sehr krank, Lobsang. Dein Körper ist zwar noch auf der Erde, aber du bist hier in einer Welt noch über der astralen Ebene. Wir versuchen dir zu helfen, denn deine Lebensaufgabe ist noch nicht erfüllt.« Mingyar Dondup? Lachhaft! Er wurde von den Kommunisten getötet, als er versucht hatte, für Tibet eine friedliche Lösung auszuhandeln. Er war von hinten erstochen worden, ich hatte seine schrecklichen Wunden gesehen. Danach war er mir noch mehrfach erschienen, nachdem er von uns in die himmlischen Gefilde gegangen war.

Das Licht schmerzte in meinen geschlossenen Augen. Ich glaubte wieder, auf die Wand in der Lubyanka zu starren und daß mich bald wieder Soldaten mit den Gewehrkolben zwischen die Schultern schlagen würden. Aber dieses Licht war anders, es schmerzte *nicht* in meinen Augen. Das waren wohl nur meine Assoziationen, dachte ich trübe. »Lobsang, öffne deine Augen, sieh mich an!« Die freundliche Stimme meines Lehrers wärmte mich und ließ wohlige Schauer durch mein gesamtes Sein strömen. Ich öffnete die Augen und sah mich um. Über mich gebeugt stand der Lama.**82**

Sein Gesicht war zeitlos, seine Aura war aus den reinsten Farben, ohne Spuren des Erdenleids. Seine safranfarbene Robe war aus keinem irdischem Material. Sie leuchtete, als lebte sie selbst. Er lächelte mich an. »Mein armer Lobsang, die Menschen waren noch grausamer und unmenschlicher zu dir als sonst. Denn das, was du überlebt hast, hätte andere mehrfach getötet. Erhole dich, Lobsang. Ruhe dich hier aus, wir nennen es *das Land des goldenen Lichtes*. Hier sind wir jenseits der Ebene, auf der die Wiedergeburt noch wirkt. Hier helfen wir den Wesen aller Welten, nicht nur den Menschen der Erde. Deine Seele ist beschädigt, dein Körper zerschmettert. Wir werden dir Linderung verschaffen, Lobsang, damit du deine Aufgabe beenden kannst, denn für dich gibt es keinen Ersatz.« Ich sah mich um. Dies glich einem Hospital. Von meinem Lager aus konnte ich in einen wundervollen Park schauen. In der Ferne grasten und spielten Tiere. Ich sah Rehe und Löwen, sowie andere Tiere, die sonst nicht miteinander leben können, friedlich vereint. Sie bildeten eine Gemeinschaft, eine Familie und schienen vor Freude zu tanzen. Eine rauhe Zunge leckte meine rechte Hand, die schlaff aus dem Bett hing. Als ich hinsah, entdeckte ich Sha-Lu, den riesigen Kater, einen Wächter des Chakpori, einen Freund von mir. Er *blinzelte* mir zu und ich bekam eine Gänsehaut, als er sagte: »Ah, mein Freund Lobsang, ich bin froh dich wiederzusehen, sei es auch nur kurz. Denn du mußt nochmals zur Erde zurück. Doch bald wirst du für immer hierher zurückkehren.« Eine sprechende *Katze*? Gut, telepathisches Sprechen mit Katzen war mir bekannt, und ich verstand sie auch. *Dieser* Kater aber sprach wirklich, mit Worten, nicht mit Gedanken. Ich hörte Gelächter und sah zu meinem Lehrer hin. Er war höchst erfreut – auf meine Kosten, dachte ich. Meine Kopfhaut kribbelte wieder; Sha-Lu stand auf den Hinterbeinen neben dem Bett. Seine Vorderpfoten lagen ruhend neben mir.

Er und der Lama schauten erst mich an, dann sich beide gegenseitig, dann lachten beide. *Beide* lachten, ich schwöre es!**83**

»Lobsang«, meinte mein Lehrer, »du *weißt*, es gibt keinen Tod. Du weißt, daß das Ich sich nur auf eine andere Ebene begibt, wenn man *stirbt*. Dort ruht es einige Zeit, bevor es sich auf die Wiedergeburt vorbereitet. Diese Pause bietet Gelegenheit, neue Lektionen zu lernen und sich auf die Weiterentwicklung vorzubereiten. Hier befinden wir uns in einem Bereich, nach dem keine Wiedergeburt mehr folgt. Wir leben hier in Einklang und Frieden, wie du sehen kannst, und mit der Fähigkeit, überallhin und in jede Zeit zu reisen. Wir nennen es *superastral* zu reisen. Tiere und Menschen und auch andere Lebewesen sprechen hier mit Worten ebenso gut wie telepathisch miteinander. In der Nähe verwenden wir die Sprache, für die Ferne die Telepathie.« Aus der Ferne erklang Musik, Musik, die selbst ich verstehen konnte. Meine Lehrer im Chakpori hatten sich oft über meine Unfähigkeit zu singen oder zu musizieren beklagt. Bis tief ins Herz wären sie jetzt erfreut, dachte ich, wenn sie erleben könnten, daß ich *diese* Musik liebte. Farben flirrten über den strahlenden Himmel, bewegten sich im Klange der Musik. Hier in diesem gesegneten Land war das Grün noch grüner und das Wasser noch blauer als auf der Erde. Kein Baum wuchs knorrig vor Leid, keine Blätter welkten. Alles war vollkommen. *Vollendung?* Was machte ich dann hier? Wie ich nur zu gut wußte, war ich davon schmerzlich weit entfernt. »Du hast den guten Kampf gekämpft, Lobsang. Du bist hier, dich zu erholen und ermutigt zu werden.« Mein Lehrer lächelte mir wohlwollend zu. Ich lehnte mich zurück, doch sofort richtete ich mich wieder ängstlich auf. »Mein Körper, wo ist jetzt mein irdischer Körper?« »Erhole dich, Lobsang, ruhe dich aus«, erwiderte der Lama. »Ruhe, und wir werden dir vieles zeigen, wenn du wieder bei Kräften bist.« Sanft veränderte sich das Licht von Gold zu einem beruhigenden purpurnen Schleier. Ich spürte eine kühle, starke Hand auf meiner Stirn und eine weiche Pfote auf meiner rechten Handfläche, dann wußte ich nichts mehr.**84**

Mir träumte, ich sei wieder auf der Erde. Unbewegt beobachtete ich, wie russische Soldaten den zerstörten Lastwagen durchstöberten. Sie zogen verbrannte Leichen und Leichenteile heraus. Ich sah einen Mann, der nach oben deutete. Köpfe folgten seiner Geste; ich sah gleichfalls dorthin. Auf einer hohen Mauer wippte mein gebrochener Körper hin und her. Blut floß aus Mund und Nase. Mein Körper wurde von der Mauer heruntergeholt und in einen Krankenwagen gelegt. Während der Fahrt schwebte ich mit und beobachtete weiter. Meine Silberschnur war noch in Ordnung, wie ich bemerkte. Sie glänzte wie blaue Morgennebel in den Tälern. Russische Sanitäter holten, ohne besonders vorsichtig zu sein, eine Trage. Stoßend und schaukelnd schleppten sie diese in den Operationssaal, wo sie den Körper auf einen Tisch kippten. Schwestern schnitten meine blutverklebten Kleider vom Leib und warfen sie in einen Abfallkübel. In der Röntgenabteilung wurden Bilder gemacht. Ich erkannte drei gebrochene Rippen, eine hatte meinen linken Lungenflügel durchbohrt. Mein linker Arm war an zwei Stellen gebrochen, mein linkes Bein wieder einmal am Knie und am Knöchel. Das zerbrochene Ende eines Bajonetts hatte meine linke Schulter durchbohrt, knapp neben einer lebenswichtigen Arterie. Die Chirurgen seufzte laut auf und wußte nicht, wo sie beginnen sollte. Ich schwebte über dem OP-Tisch, beobachtete sie, wobei ich mich fragte, ob ihre Geschicklichkeit ausreichte, mich wieder zusammenzuflicken. Ein sanftes Ziehen an der Silberschnur, schon war mir als flösse ich durch die Decke. In den oberen Stockwerken lagen Patienten in ihren Betten. Höher und höher ging es, durch den Weltraum, hinweg über endlose Sterne, über die astrale Ebene hinaus, durch mehrere ätherische Ebenen, bis ich schließlich das »Land des Goldenen Lichtes« erreichte.**85**

Ich erwachte und versuchte durch den purpurnen Nebel zu sehen. »Er ist wieder da«, sagte eine sanfte Stimme. Der Nebel riß und wich dem herrlichen Licht. Der Lama Mingyar Dondup stand neben mir und betrachtete mich. Sha-Lu lag schnurrend neben mir auf dem Bett. Zwei weitere hochgestellte Personen waren anwesend. Als ich sie entdeckte, blickten sie gerade aus dem Fenster und beobachteten Leute, die etliche

Meter tiefer dahinschlenderten. Als ich erstaunt schnaubte, drehten sie sich um. Sie lächelten mir zu. »Du warst sehr krank«, sagte der eine. »Wir befürchteten, daß dein Körper das nicht überlebt.« Der andere, den ich trotz seiner außerordentlichen Stellung auf der Erde persönlich gekannt hatte, nahm meine Hände zwischen die seinen. »Du hast vieles erdulden müssen, Lobsang. Die Welt war grausam zu dir. Wir haben darüber gesprochen und gedacht, daß du dich vielleicht gerne deinen Aufgaben entziehen möchtest. Denn du müßtest noch viel mehr ertragen, wenn du weitermachtest. Du darfst dich von deinem Körper trennen und ewig hier bleiben. Möchtest du das?« Mein Herz hüpfte vor Freude. Endlich Frieden nach all dem Leiden, Leiden, die ohne mein spezielles, hartes Training bereits früher beendet gewesen wäre. Ein ganz besonderes Training. Ja, aber wozu? Damit ich die Aura der Menschen sehen konnte und die Erforschung der Aura vorantreiben würde. Gäbe ich auf - wer würde damit weitermachen? »Die Welt war grausam zu dir. Es ist keine Schande, wenn du aufgibst.« Darüber mußte ich gründlich nachdenken. Keine Schande - würden andere denken, aber die ganze Ewigkeit müßte ich mit dem Bewußtsein leben, aufgegeben zu haben. Was war schon das Leben auf der Erde? Nur ein paar Jahre Elend. Noch ein paar Jahre Not, Leiden und Mißverständnisse, dann - vorausgesetzt ich hätte alles getan, was ich konnte -, hätte ich Frieden. Für alle Ewigkeit. »Verehrter Herr«, gab ich zurück, »ihr habt mich vor die Wahl gestellt. Ich werde solange weitermachen, wie mein Körper bestehen bleibt.« »Er ist augenblicklich schon ziemlich am Ende«, fügte ich hinzu. Die Gesichter der Anwesenden überflutete ein glückliches, zustimmendes Lächeln.**86**

Sha-Lu schnurrte laut und biß mich spielerisch zart. »Dein irdischer Körper ist, wie du selbst sagst, durch das ertragene Elend in einem beklagenswerten Zustand«, sagte der bedeutende Mann. »Aber bevor du dich endgültig entscheidest, müssen wir noch etwas anderes erwähnen. Wir haben einen Körper in England gefunden, dessen Besitzer sehr begierig ist, ihn zu verlassen. Seine Aura harmonisiert grundsätzlich mit der deinen. Später, wenn es notwendig wird, kannst du diesen Körper übernehmen.« Vor Schreck fiel ich fast aus dem Bett. *Ich* sollte einen anderen Körper übernehmen? Mein Lehrer lachte: »Na, Lobsang, wo bleibt deine Ausbildung? Es ist doch genauso einfach, wie die Kleider zu wechseln. Nach sieben Jahren würde *dir* der Körper sowieso gehören, denn Molekül für Molekül wären von *dir* gebildet. Er hätte dann genau die gleichen

Schrammen, an die du dich so gewöhnt hast. Zuerst wird es etwas merkwürdig sein, so ähnlich wie damals, als du deine ersten westlichen Kleider angezogen hattest. Daran kann ich mich noch gut entsinnen, Lobsang.« Die hohe Persönlichkeit unterbrach nochmals. »Du kannst frei wählen, Lobsang. Du kannst bei vollem Bewußtsein deinen Körper aufgeben und hierbleiben. Aber solltest du zur Erde zurückkehren, mußt du deinen Körper nicht gleich tauschen. Bevor du dich entscheidest, will ich dir noch weiter mitteilen, falls du zurückkehren solltest, mußt du dich weiter gegen Not, Unverständnis, Unglauben und tiefsten Haß behaupten. Denn die Kraft des Bösen versucht zu verhindern, daß die Menschheit sich dem Guten verbindet und weiterentwickelt. Du mußt dich weiter gegen das Üble durchsetzen.« »Ich habe mich bereits entschieden«, sprach ich. »Ihr habt mich wählen lassen. Ich werde weitermachen, bis meine Aufgabe erledigt ist. Sollte es nötig sein, daß ich einen anderen Körper benötige, so möge das geschehen.«**87**

Heftige Schläfrigkeit überkam mich. Obwohl ich mich dagegen wehrte, fielen mir meine Augen zu. Die Szene schwand dahin, ich fiel in Ohnmacht. Die Welt um mich schien sich zu drehen. Etwas gellte in meinen Ohren. Ich hörte Stimmen plappern. Ich konnte mir das nicht erklären, denn ich war gefesselt. War ich wieder im Gefängnis? Hatten mich die Japaner wieder gefangengenommen? War meine Reise durch Rußland nur ein Traum gewesen, war ich *wirklich* im »Land des Goldenen Lichtes« gewesen? »Er kommt zu sich«, bemerkte ein grobe Stimme. »Heh! AUFWACHEN!« schrie mir jemand in die Ohren. Betäubt öffnete ich meine schmerzenden Lider. Finster starrte mir eine Russin ins Gesicht. Neben mir saß eine fette Ärztin und glotzte mit versteinertem Gesicht durchs Krankenzimmer. Krankenzimmer? Ich war zusammen mit etwa vierzig oder fünfzig Männern in diesem Raum. Schmerz raste plötzlich durch meinen Körper. Er war ein einziges Flammenmeer an Schmerzen. Ich konnte kaum atmen und mich fast nicht bewegen. »Ach, der wird schon wieder werden«, sagte die Ärztin kalt, während sie mit der Schwester den Raum verließ. Keuchend lag ich da, der Atem kam in kurzen schmerzhaften Stößen aus meiner linken Lunge. Schmerzlindernde Medizin wurde hier nicht verabreicht. Entweder

überlebte man aus eigener Kraft oder man starb. Man fand weder Zuneigung noch Erleichterung, nur Apathie gegenüber dem Leiden der Mitmenschen. Dicke Schwestern stampften herbei, ließen das Bett während ihrer Behandlung wackeln und ächzen. Jeden Morgen rissen grobe Finger die Verbände auf und brachten neue. Für die sonstigen Bedürfnisse war man auf den guten Willen der Mitpatienten angewiesen, die gehen konnten. Zwei Wochen verbrachte ich hier, die Schwestern vernachlässigten mich, ebenso die Ärzte. Hilfe leisteten mir die anderen Patienten, so gut es eben ging. Gegen den Tod kämpfte ich ohne medizinische Hilfe. Nach diesen zwei Wochen kam die Ärztin mit dem steinernen Gesicht wieder, samt ihrer übergewichtigen Schwester.**88**

Roh rissen sie mir die Pflaster von Arm und Bein. Noch nie zuvor hatte ich erlebt, daß Patienten so behandelt wurden. Als es schien, ich falle hin, packte mich die robuste Schwester an meinem verletzten Arm. Während der nächsten Woche hüpfte ich auf einem Bein herum und half den anderen, so gut ich konnte. Meine Kleidung bestand lediglich aus einer Decke. Woher ich neue bekommen sollte, wußte ich nicht. Am zweiundzwanzigsten Tag meines Aufenthaltes kamen zwei Polizisten zu mir. Sie rissen mir die Decke weg, warfen mir Kleider zu und befahlen: »Beeil dich, du wirst deportiert. Seit drei Wochen sollst du schon weg sein.« »Aber wie hätte dies möglich sein sollen, ich kann doch nichts dafür, daß ich ohnmächtig war?« fragte ich. Ein Schlag ins Gesicht war die einzige Antwort. Der zweite Polizist lockerte drohend seine Pistole. Sie zerrten mich die Treppe hinunter ins Büro des Politikommissars. »Du hast nicht erzählt, daß du deportiert werden sollst, als du hier eingeliefert worden bist«, sagte er wütend. »Du bist hier unter Vortäuschung falscher Tatsachen behandelt worden und wirst dafür bezahlen müssen.« »Genosse Kommissar«, erwiderte ich, »man hat mich hierbewußtlos eingeliefert. Ich war schwer verletzt. Die schlechte Fahrweise eines russischen Soldaten hat den Unfall verursacht. Ich habe deshalb große Schmerzen ertragen müssen.« In Gedanken verloren strich sich der Kommissar über sein Kinn. »Hmm, woher willst du das wissen, wenn du ohnmächtig warst? Ich muß mir das genau überlegen.« Er drehte sich zu einem der Polizisten. »Nimm ihn mit und steck ihn in eine Zelle, bis du wieder von mir hörst«, befahl er. Wieder einmal wurde ich als Verhafteter durch belebte Straßen abgeführt. Wieder einmal wurden mir die

Fingerabdrücke auf der Wache genommen. Man steckte mich in eine Zelle tief unten im Keller. Lange Zeit geschah nichts, dann brachte mir ein Wächter Kohlsuppe, Schwarzbrot und Kaffee aus Eicheln gebraut.**89**

Das Licht im Flur brannte Tag und Nacht. Deshalb konnte man weder die Tage noch die Stunden zählen. Schließlich führte man mich in ein Zimmer. Ein ernster Mann durchwühlte Papiere, dabei musterte er mich über sein Brillen hinweg. »Man hat dich für schuldig befunden«, sagte er, »unerlaubt in Rußland geblieben zu sein, obwohl du zur Ausreise verurteilt worden bist. Es stimmt zwar, daß du einen Unfall hattest. Doch hättest du die Hospitalleitung auf dich aufmerksam machen müssen, sobald du wieder zu Bewußtsein gekommen warst. Deine Behandlung hat den Staat eine Menge gekostet, aber Rußland ist großzügig. Du kannst dies wiedergutmachen. Du wirst zwölf Monate lang in Polen beim Straßenbau arbeiten, um die Behandlung abzubezahlen.« »Aber ich müßte doch bezahlt werden«, sagte ich wütend. »Ein russischer Soldat hat den Unfall verschuldet.« »Der Soldat ist nicht hier. Er kann sich nicht verteidigen. Er war unverletzt und ist erschossen worden. Dein Urteil steht fest. Morgen kommst du nach Polen, dort wirst du arbeiten.« Ein Wächter ergriff meinen Arm und brachte mich in die Zelle zurück. Am nächsten Morgen verließen ich und zwei weitere Männer die Zellen. Wir wurden zum Bahnhof abgeführt. Dort bewachten uns Polizisten. Später kam ein Trupp Soldaten. Der wachhabende Polizist ging zu einem Sergeanten und gab ihm ein Papier zum Unterschreiben. Wieder einmal unterstand ich dem Schutz der russischen Armee! Viel später bestiegen wir einen Zug, der uns endlich nach Lwow in Polen bringen sollte. Lwow war ein düsterer Ort. Die Gegend war mit Ölbohrtürmen überzogen. Die Straßen waren in einem schrecklichen Zustand. Im Krieg waren sie durch darüberfahrende Panzer zerstört worden. An den Straßen arbeiteten Männer und Frauen. Sie brachen Steine, füllten Löcher und versuchten Leib und Seele bei diesen Hungerrationen zusammenzuhalten. Die beiden mit mir in Kiew Entlassenen unterschieden sich gänzlich.**90**

Jakob war ein gemeiner Mensch, der alles, was er wußte, den Aufsehern meldete, um sich hervorzutun. Josef war sehr ernst. Er läßt sich am besten als jemand beschreiben, *der seine Last trug*. Weil meine Füße so schlecht waren und ich nicht lange stehen konnte, wurde mir eine Arbeit zugeteilt, bei der ich neben der Straße sitzen durfte, um Steine zu brechen. Einen Monat lang ertrug ich es, nur für mein Essen zu schufteln. Selbst den Frauen bezahlte man hier zwei Zloty für jeden Kubikmeter gebrochener Steine. Am Monatsende brach ich zusammen und hustete Blut. Josef kam herbei. Er half mir, als ich neben der Straße lag, wobei er die Befehle der Aufseher mißachtete. Einer der Soldaten hob sein Gewehr und schoß Josef durch das Genick, zum Glück ohne einen lebenswichtigen Teil zu treffen. Wir lagen nebeneinander auf der Straße, bis ein Bauer mit seinem Pferdewagen vorbeikam. Ein Wächter zwang ihn anzuhalten. Man hob uns darauf, wir polterten auf die Ladung aus Flachs. Ein Wächter setzte sich neben den Bauern, wir zuckelten zum Gefängnis Krankenhaus. Wochenlang lag ich auf Holzbrettern, die mir als Bett dienten. Dann teilte mir der Gefängnisarzt mit, daß ich entlassen würde. Es sei bald aus mit mir, meinte er, dann habe er nichts als Ärger, wenn noch ein Gefangener stürbe, denn er habe sein Soll an Leichen schon überschritten. Es kam zu einer ungewöhnlichen Beratung in meiner Zelle. Der Gefängnisdirektor, der Doktor und der Kommandeur der Wachen nahmen teil. »Du kommst nach Stryj«, sagte der Direktor. »Dort geht es nicht so streng zu, und auf dem Land ist es gesünder.« »Aber Direktor«, erwiderte ich, »warum sollte ich fort von hier? Ich bin grundlos im Gefängnis, denn ich habe nichts getan. Warum sollte ich dann über das Geschehene schweigen? Ich werde jedem erzählen, was passiert ist.« Die Stimmen sprachen durcheinander, man zankte sich. Zum Schluß schlug ich - der Gefangene - die Lösung vor. »Direktor«, sagte ich, »ihr wollt, daß ich gehe und nichts weitererzähle. Wenn man mich nicht wieder einsperrt, dann schweige ich über alles.**91**

Wenn ihr mich zum Schweigen bringen wollt, dann laßt Josef Kochino und mich frei. Wir gehen nach Stryj. Gebt uns unauffällige Kleider und etwas Geld, damit wir uns Essen kaufen können. Wir schweigen über alles und begeben uns direkt über die Karpaten.« Der Direktor grunzte und fluchte. Alle verließen die Zelle. Am nächsten Tag kam der Direktor allein. Er sagte,

er hätte meine Akten studiert und festgestellt, ich sei ein *ehrenwerter* Mann, wie er hinzufügte, der ungerecht eingesperrt worden sei. Es würde geschehen, was ich vorgeschlagen hätte. Eine Woche lang geschah nichts; ich erfuhr auch nichts mehr. Am achten Tag um drei Uhr morgens kam ein Aufseher herein, weckte mich unsanft und sagte, ich würde *im Büro* erwartet. Schnell schlüpfte ich in meine Kleider und folgte ihm ins Büro. Er stieß mich hinein. Dort saß ein Aufseher mit zwei Armeetonnistern und Kleidern für zwei Leute. Etwas Essen stand auf dem Tisch. Er deutete mir, ruhig zu bleiben und näher zu kommen. »Man wird euch nach Stryj fahren«, flüsterte er. »Wenn ihr dort seid, frage den Wächter - es ist nur einer -, ob er euch noch weiter fährt. Wenn ihr auf einer einsamen Straße seid, entwaffnet ihn, fesselt ihn und laßt ihn dort. Du hast mir geholfen, als ich krank war. Deshalb verrate ich dir, daß es abgesprochen ist, euch angeblich auf der Flucht zu erschießen.« Die Tür wurde geöffnet, Josef kam herein. »Eßt euer Frühstück und beeilt euch«, befahl der Wächter. »Hier habt ihr etwas Geld für unterwegs.« Es war eine große Summe. Der Plan war offensichtlich: Der Gefängnisdirektor würde behaupten, wir hätten ihn beraubt und seien geflohen. Nach dem Essen gingen wir zum Auto, einem Jeep. Ein mürrischer Polizist saß am Steuer, auf dem Beifahrersitz lag sein Revolver. Er deutete höflich nach hinten, wir sollten einsteigen. Er kuppelte ein und raste aus dem Gefängnis hinaus. Nach sechzig Kilometern - etwa acht Kilometer vor Stryj - dachte ich, es sei Zeit zu handeln. Schnell griff ich nach vorne und gab dem Fahrer einen Karateschlag. Gleichzeitig ergriff ich mit der anderen Hand das Lenkrad. Der Wächter purzelte vornüber, den Fuß noch immer schwer auf dem Gaspedal. **92**

Ich lenkte das Fahrzeug an den Straßenrand, während ich den Schlüssel abdrehte. Mit offenem Mund starrte Josef auf das Treiben. Flugs berichtete ich ihm von der Falle. »Schnell Josef«, sagte ich. »Runter mit den Kleidern, zieh seine an. Du wirst den Wächter spielen.« »Aber Lobsang«, wimmerte Josef, »ich kann nicht fahren, und du siehst nicht wie ein Russe aus.« Wir schoben den Wächter beiseite. Ich setzte mich ans Steuer, betätigte die Zündung. Wir fuhren, bis wir zu einem Feldweg kamen, der voller Furchen war. Nach kurzer Zeit hielten wir. Langsam regte sich der Wächter wieder. Wir setzten ihn hin, den Revolver drückte ich ihm dabei in die Seite. »Wächter«, drohte ich, so grimmig ich konnte, »wenn dir dein Leben lieb ist, wirst du tun, was wir dir sagen. Du fährst uns um Stryj herum in Richtung Skol'ye. Dort läßt du uns raus.« »Ich tu alles, was ihr wollt«,

jammerte er, »aber wenn ihr über die Grenze wollt, dann nehmt mich mit, denn sonst werde ich erschossen.« Auf der Rückbank tätschelte Josef das Gewehr, wobei er voll Verlangen den Nacken des Wächters betrachtete. Ich saß neben dem Fahrer. Falls er versuchen würde uns hereinzulegen, würde ich von der Straße fahren oder den Zündschlüssel wegwerfen. Wir rasten weiter und mieden die Hauptstraßen. Die Gegend wurde immer hügeliger, je weiter wir in die Karpaten hineinkamen. Die Bäume wuchsen dichter und boten mehr Schutz. Wir hielten an einem geeigneten Platz, um uns die Beine zu vertreten. Dann teilten wir unser Essen mit dem Wächter. Bei Velikige-Ber'oznyj mußten wir halten, denn wir hatten kein Benzin mehr. Wir versteckten den Jeep. Zu Fuß, den Wächter in unserer Mitte, gingen wir vorsichtig weiter. Hier im »Grenzgebiet« mußten wir sehr vorsichtig sein. Jeder, der über eine Grenze muß, kann sie jederzeit passieren. Man braucht dazu nur etwas Einfallsreichtum und Unternehmungslust. Ich hatte nie die geringsten Schwierigkeiten, eine Grenze illegal zu überqueren.⁹³

Nur wenn ich einen gültigen Ausweis hatte, hatte ich Probleme. Pässe bereiten unschuldigen Reisenden nur Komplikationen und zwingen sie, sich der lächerlichen Bürokratie zu unterwerfen. Das Fehlen eines Passes hat noch *niemanden* am Grenzübertritt hindern können. Natürlich muß es Pässe geben, damit man einen harmlosen Reisenden belästigen kann und um einer Horde höchst unangenehmer Beamter Arbeit zu geben. Dies soll keine Abhandlung darüber werden, wie man eine Grenze illegal umgeht, so will ich also nur feststellen, daß wir drei das Gebiet der Tschechoslowakei betraten. Der ehemalige Wächter trennte sich von uns, wir gingen jeder unseres Weges. »Ich bin in Levice zu Hause«, sagte Josef, »ich möchte heim. Du kannst bei uns bleiben, solange du willst.« Zusammen kamen wir durch Kosice, Zvolen und weiter nach Levice, zu Fuß, als Anhalter oder per Bahn. Josef kannte sein Heimatland sehr gut und wußte, wo es Kartoffeln, Rote Bete oder sonst etwas Eßbares gab. Endlich gingen wir über eine Nebenstraße von Levice auf ein kleines Haus zu. Josef klopfte. Niemand öffnete; er klopfte wieder. Sehr langsam und vorsichtig wurde ein wenig der Vorhang bewegt. Der heimliche Beobachter erkannte Josef wieder. Die Tür schwang auf, er wurde ins Haus gezogen. Genau vor meiner Nase fiel sie wieder ins Schloß. Unruhig ging ich draußen auf und ab. Schließlich wurde

die Tür wieder geöffnet. Josef kam heraus, er schaute noch trauriger drein, als ich es mir je hätte vorstellen können. »Meine Mutter will dich nicht haben«, erklärte er. »Sie sagt, es gibt zu viele Spione. Wenn es herauskommt, daß wir jemanden hier verstecken, dann würden wir alle verhaftet. Tut mir leid.« Damit drehte er sich voller Scham um und ging ins Haus zurück. Lange Zeit stand ich noch wie betäubt. Ich hatte dafür gesorgt, daß Josef aus dem Gefängnis entkommen ist, hatte ihn vor dem Erschießen gerettet. Nur durch meine Hilfe war er hierher gekommen. Jetzt hatte er mich meinem weiteren Schicksal überlassen.⁹⁴

Traurig drehte ich mich um, ging über die Straße hinweg ins Ungewisse. Kein Geld, kein Essen - ich verstand nicht einmal die Sprache. Wie blind marschierte ich weiter, war traurig, daß jemand den ich *Freund* genannt hatte mich so behandelt. Stundenlang zog ich auf der Hauptstraße weiter. Die wenigen vorbeifahrenden Autos beachteten mich nicht. Es gab zuviele Fußgänger, als daß ich Aufmerksamkeit erregt hätte. Wenige Kilometer später stillte ich meinen Hunger mit ein paar aufgelesenen Kartoffeln, die ein Bauer seinen Schweinen vorgeworfen hatte. Durst bedeutete kein Problem, denn es gab überall Flüsse. Ich hatte gelernt, daß das Wasser von Fließchen und Bächen trinkbar war und daß nur die größeren verschmutzt waren. Weit vor mir auf der Straße sah ich etwas Massives. Aus der Ferne wirkte es wie ein Polizeiwagen oder wie eine Straßensperre. Sofort versteckte ich mich im Straßengraben und spähte dorthin. Kein Anzeichen von Polizei oder Soldaten, also ging ich vorsichtig weiter. Beim Näherkommen sah ich einen Mann, der versuchte, etwas am Motor zu reparieren. Er sprach zu mir, doch ich verstand ihn nicht. Er versuchte es in einer anderen Sprache und schließlich in noch einer anderen. Endlich konnte ich ungefähr verstehen, was er wollte. Der Motor hatte ausgesetzt, er bekam ihn nicht zum Laufen. Ob ich etwas von Motoren verstünde? Ich schaute in den Motorraum, fingerte herum, prüfte die Kontakte und den Anlasser. Benzin war auch noch genügend da. Ich betrachtete die Kabel unter der Verkleidung. Dort entdeckte ich die Stellen, an denen die Isolation abgeschabt war. Der Zündstrom war unterbrochen worden, als der Wagen wohl über ein Schlagloch gefahren war. Dann hatten sich die zwei blanken Kabel kurzgeschlossen. Ich hatte weder Isolierband noch Werkzeug, aber es

war eine Sache von Sekunden, die Drähte mit Stoffasern zu umwickeln, um sie sicher zu verbinden. Der Motor ließ sich wieder starten und schnurrte gemütlich. »Etwas stimmt hier nicht«, dachte ich. »Die Maschine läuft zu gut, als daß sie einem armen Bauern gehören könnte.«**95**

Der Mann hüpfte vor Freude auf und ab. »Bravo, bravo«, rief er freudig. »Sie haben mich gerettet.« Verwirrt schaute ich ihn an, womit hatte *ich* ihn »gerettet«? Indem ich sein Auto wieder in Gang gebracht hatte? Er musterte mich gründlich. »Ich habe Sie schon einmal gesehen«, wußte er. »Sie sind zusammen mit einem anderen über die Hron-Brücke in Levice gegangen.« »Ja«, gab ich zu, »aber jetzt bin ich alleine auf Wanderschaft.« Mit Gesten forderte er mich zum Einsteigen auf. Während der Fahrt erzählte ich ihm, was mir widerfahren war. Denn aus seiner Aura konnte ich lesen, daß er vertrauenswürdig und gutwillig war. »Der Krieg hat mich aus meinem Beruf herausgerissen«, meinte er, »und ich muß eine Familie versorgen. Sie kennen sich mit Autos aus; ich brauche einen Fahrer, der sich zu helfen weiß, wenn der Wagen mit einer Panne liegenbleibt. Wir befördern Lebensmittel und ein paar Luxusartikel von Land zu Land. Sie müssen nur fahren und den Wagen warten können.« Zweifelnd schaute ich vor mich hin. Schmuggel? So etwas hatte ich noch nie zuvor gemacht. Der Mann sah mich an. »Keine Drogen, keine Waffen, nichts Gefährliches. Nur Essen, um die Menschen am Leben zu erhalten; ein paar Luxusartikel für Frauen, daß auch sie ein wenig glücklich sind.« Das alles kam mir merkwürdig vor, denn die Tschechoslowakei machte auf mich nicht den Eindruck, als sei sie ein Land, aus dem man Lebensmittel und Luxusartikel exportieren könnte. Ich sprach ihn darauf an. Er pflichtete mir bei. »Sie haben vollkommen recht, das kommt natürlich alles aus einem anderen Land. Wir befördern es nur weiter. Die Russen stehlen fast alles aus den besetzten Ländern, berauben sie aller Güter. Alles, was wertvoll ist, verladen sie in Züge und lassen es für die hohen Funktionäre nach Rußland transportieren. Wir halten diese Züge auf, die das beste Essen mit sich führen und lenken es in andere Länder um, die in Not sind. Alle Grenzsoldaten machen mit. Sie müssen mich nur chauffieren.«**96**

»Gut«, erklärte ich, »lassen Sie mich den Lastwagen durchsuchen. Wenn es hier keine Drogen gibt oder sonst etwas Gefährliches, dann fahre ich Sie, wohin Sie wollen.« Lachend meinte er: »Steigen Sie hinten auf. Schauen Sie, soviel Sie wollen. Mein Fahrer, der sonst unterwegs ist, ist krank, und ich dachte, ich könnte den Wagen selbst fahren. Leider kann ich es nicht, denn von der Technik habe ich keine Ahnung. Ich war früher Anwalt in Wien, bevor mich der Krieg um meine Stelle gebracht hat.« Ich durchsuchte die Ladung. Wie er schon gesagt hatte, waren nur Lebensmittel und ein paar Seidenstoffe für Frauen aufgeladen. Schließlich sagte ich: »Ich bin einverstanden. Ich werde Sie fahren.« Er deutete auf den Fahrersitz, und wir fuhren los. Unsere Fahrt ging durch Bratislava, nach Österreich, durch Wien und Klagenfurt, und schließlich nach Italien, wo in Verona die Fahrt beendet war. Unterwegs hielten uns die Grenzer auf, um die Fracht eingehend zu untersuchen. Sie winkten uns weiter, nachdem wir ihnen ein kleines Päckchen in die Hand gedrückt hatten. Einmal überholte uns ein Polizeiwagen, bremste und zwang mich zu einer Vollbremsung. Zwei Polizisten stürzten mit gezogenen Revolvern auf uns zu. Nachdem sie in unsere Papiere geschaut hatten, kehrten sie um, schienen sehr verstört und murmelten Entschuldigungen. Mein neuer Arbeitgeber schien sehr mit mir zufrieden. »Ich kann Sie mit jemanden zusammenbringen, der LKW's in die Schweiz nach Lausanne bringen läßt«, sagte er. »Wenn er genauso zufrieden ist mit Ihnen, wie ich es bin, kann er Sie an jemanden in Deutschland weiterempfehlen.« Eine Woche lang faulenzten wir in Venedig. Unsere Fracht wurde entladen, dafür wurden andere Güter aufgeladen. Nach dieser erschöpfenden Fahrt brauchten wir eine Pause. Venedig war eine schreckliche Stadt, denn in der Ebene fällt mir das Atmen schwer.**97**

Der Ort wirkte zudem auf mich wie eine einzige offene Kloake. Von Venedig fuhren wir mit einem anderen Fahrzeug weiter nach Padua, Vicenza und nach Verona. Unterwegs behandelten uns alle Beamte wie Wohltäter der Menschheit; ich fragte mich, ob mein Arbeitgeber das nicht wirklich war. Seine Aura zeigte - und die Aura kann nicht lügen -, daß er ein guter Mensch war. Ich stellte ihm keine Fragen, denn ich war nicht näher

interessiert. Alles was ich wollte, war weiterkommen, weiterkommen auch mit meiner Lebensaufgabe. Denn wie ich wußte, konnte ich nicht eher damit beginnen, bevor ich mich nicht fest niedergelassen hatte. Mein »Chef« kam in Verona in mein Hotelzimmer. »Heute nachmittag kommt jemand, der Sie kennenlernen möchte. Ach, Lobsang, es wäre besser, wenn Sie keinen Bart hätten. Amerikaner hassen Bärte, und der, dem Sie vorgestellt werden, ist einer. Er hätte Lastwagen und Autos zu reparieren und braucht jemanden, der sie für ihn fährt. Wie wäre es damit?« »Na hören Sie mal«, entgegnete ich, »auch wenn die Amerikaner oder sonstwer meinen Bart nicht mögen, sie werden damit leben müssen. Meine Kinnbacken sind von japanischen Stiefeln zerschmettert worden, und ich trage den Bart, um meine Narben zu verbergen.« Wir unterhielten uns weiter. Als wir uns schließlich trennten, gab er mir Geld und versicherte mir, jeder von uns beiden hätte seinen Anteil am Geschäft erhalten. Der Amerikaner war ein zappelndes Etwas, ständig in Bewegung rollte er eine dicke Zigarre zwischen den Lippen hin und her. Seine Zähne leuchteten, denn sie waren reichlich mit Gold gefüllt. Seine Kleidung schillerte in den grellsten Farben. Besondere Aufmerksamkeit genoß er von einer künstlichen Blondine, deren knappe Bekleidung kaum ihre Formen verbarg, wie es doch sonst nach westlicher Sitte üblich ist. »Sag mal«, quiekte sie, als sie mich sah. »Ist er nicht süß? Wie eine *Puppe!*« **98**

»Ach halt die Klappe, Baby«, sagte ihr Begleiter und Geldgeber. »Mach dich dünn, geh spazieren. Das hier is' geschäftlich.« Sie zog einen Schmollmund und schaukelte gefährlich, so daß alles zitterte, was beweglich war. Mit dem Flitter-Flutter ihrer Kleidung wackelte das »Baby« auf der Suche nach etwas Alkoholischem aus dem Raum. »Wir ham'nen piekfeinen Mercedes draußen«, sprach der Amerikaner. »Kein Verkauf hier möglich, bringt woanders 'nen Haufen Geld, 's gehörte 'nem Bonzen von Musso'. Wir ham'n schon bemalt, und ich hab 'ne tolle Verbindung nach Karlsruhe in Deutschland. Wenn Sie'n hinschaffn, gibts 'n Päckchen Geld.« »Warum fahren Sie nicht selber«, fragte ich, »ich kenne weder die Schweiz noch Deutschland.« »*Ich* und fahrn? Ich hab's schon zu oft gemacht, alle Grenzer kennen mich.« »Dann wollen Sie wohl, daß *ich* geschnappt

werde?« fragte ich. »Ich bin schon sehr weit gekommen, das ist mir zu gefährlich. Ich möchte nicht wieder aufgehalten werden. Nein, den Job will ich nicht.« »Ach Mann! Das is'n Kinderspiel für Sie. Sie sehn ehrlich aus und ich besorg Papiere, daß der Schlitten Ihnen gehört und Sie'n Tourist sind. Ganz sicher, ich geb Ihnen alle Papiere.« Er fischte in seiner großen Brieftasche, die er mit sich trug, und warf mir lässig ein paar Papiere und Urkunden zu. Gemächlich schaute ich sie durch. Ich sah, daß sie einem Mann gehörten, der ihn als Schiffsmaschinist auswies: seine Gewerkschaftskarte und sonst alles mögliche. *Schiffsmaschinist!* Hätte ich diese Papiere, dann könnte ich zur See fahren. Ich hatte in Tschungking Maschinenbau, Allgemeinmedizin und Chirurgie studiert, hatte ein naturwissenschaftliches Studium abgeschlossen, war ein qualifizierter Pilot ... meine Gedanken rasten wie wild. »Gut, aber ich mag den Job nicht«, sagte ich, »zu riskant. Diese Papiere sind ohne Fotografie. Woher soll ich wissen, daß der wirkliche Besitzer der Papiere nicht im Unrechten Moment erscheint?«**99**

»Der Typ is' tot, tot und beerdigt. Er war betrunken und fuhr seinen Fiat zu schnell. Denk, er is' eingeschlafen; egal, er is' an 'ne Betonbrücke geklatscht. Ham davon gehört und die Papiere aufgelesen.« »Und wenn ich zustimme, was zahlen Sie? Kann ich die Papiere behalten? Sie würden mir über den Atlantik helfen.« »Klar, Kumpel, sicher. Ich geb Ihnen 250 Piepen und Ihre Spesen, und Sie behalten die Papiere. Wir kleben Ihr Foto hinein. Ich hab Beziehungen. Wir machn alles *klar!*« »Sehr gut«, stimmte ich zu, »ich fahre das Auto für Sie nach Karlsruhe.«

»Nimm das Mädchen mit, sie kann gut Gesellschaft leisten, dann hab ich se von der Pelle. Ich hab was frisches auf gerissen.« »*Nein!*« rief ich. »Ich will diese Frau nicht dabei haben. Mit der verbringe ich keine Sekunde in dem Auto. Wenn Sie mir nicht trauen, dann wollen wir die Sache vergessen. Oder schicken Sie einen oder von mir aus zwei Männer mit, aber keine Frau.« Er schaukelte mit seinem Stuhl nach hinten und brüllte vor Lachen, riß dabei seinen Mund weit auf, daß mich dieses Schaufenster voller Gold an die Figuren erinnerte, die genauso in den Tempeln Tibets prunken. Seine Zigarre fiel zu Boden und erlosch in einem Spukregen. »Diese Dame«,

meinte er, während er nach Luft schnappte, »kostet mich fünfhundert Kohlen die Woche. Ich biet se für die Reise an, und Sie wolln se nich'. Das is'n Hammer!« Zwei Tage später waren die Papiere fertig. Meine Fotos waren in die Papiere genietet worden. Befreundete Beamte hatten sie sorgfältig geprüft und mit den nötigen amtlichen Siegeln versehen. Der große Mercedes glänzte in der Sonne. Ich prüfte wie gewöhnlich Benzin, Wasser, Öl, stieg ein und startete den Motor. Als ich wegfuhr, winkte mir der Amerikaner hinterher. An der Grenze zur Schweiz überprüften die Zöllner meine Papiere sehr sorgfältig. Dann widmeten sie ihre gesamte Aufmerksamkeit meinem Auto. Sie steckten eine Sonde in den Tank und stellten fest, daß es keine zweite zusätzliche Kammer gab. **100**

Sie klopfen die Karosserie ab, um sich zu vergewissern, daß es keine Verstecke unter dem Blech gab. Zwei Grenzer krochen unter den Wagen, schauten unter das Armaturenbrett, ja sogar unter den Motor. Nachdem sie mir zugewinkt hatten, daß ich weiterfahren könne, und ich schon weitergefahren war, ertönten plötzlich Schreie von hinten. Schnell bremste ich. Ein Grenzer rannte zu mir. Er japste atemlos. »Können Sie jemanden mit nach Martigny nehmen? Er hat es sehr eilig und muß eine dringende Aufgabe erledigen.« »Ja«, sagte ich, »wenn er reisefertig ist, nehme ich ihn mit.« Der Beamte winkte, ein Mann eilte aus der Grenzstation. Er verbeugte sich vor mir, öffnete die Wagentür und setzte sich neben mich. An seiner Aura erkannte ich, daß er ein Beamter und sehr mißtrauisch war. Offensichtlich wunderte er sich darüber, daß ich allein ohne weibliche Begleitung reiste. Er war ein großer Redner, aber er ließ sich zuerst genügend Zeit, mich mit Fragen auszuhorchen, Fragen, die ich beantworten konnte. »Keine Dame dabei, mein Herr?« fragte er, »wie ungewöhnlich. Haben Sie vielleicht andere Interessen?« Ich lachte. »Hier denkt jeder nur an Sex. Sie glauben wohl, ein Mann, der ohne Frau reist, muß ein Verrückter sein, auf jeden Fall jemand sehr Verdächtiger. Ich bin Tourist und betrachte mir die Sehenswürdigkeiten. Frauen kann ich überall betrachten.« Während ich weiter sprach, nickte er mir zu. »Ich will Ihnen eine wahre Geschichte erzählen. Es ist eine andere Version der Paradies-Legende.« »Im Laufe der Geschichte gab es in allen Religionen Legenden, an die einige glaubten. Andere mit etwas größerer Einsicht durchschauten diese Legenden, die eine

tieferer Wahrheit in sich verbergen, denn sie ist nicht für jeden bestimmt. Manches Wissen kann in den falschen Händen gefährlich werden. Solch eine Geschichte ist die von Adam und Eva im Paradies, in der Eva von der Schlange versucht und verführt wird, eine Frucht vom Baum der Erkenntnis zu essen.**101**

Darauf betrachteten sie sich und erkannten, daß sie nackt waren. Nachdem sie dieses verbotene Wissen erlangt hatten, durften sie nicht mehr im Paradies bleiben. Der Garten Eden ist selbstverständlich das gesegnete Land der Unkenntnis. Hier muß niemand etwas fürchten, weil niemand etwas versteht. Jeder ist unschuldig in seinen Absichten. Unsinn! - Ich erzähle jetzt die esoterische Version der Geschichte. Männer und Frauen sind nicht nur eine bloße Masse von Protoplasma oder Fleisch, das auf ein Knochengerüst aufgezo-gen ist. Die Menschen sind oder können etwas viel Größeres werden als das. Hier auf der Erde sind wir nichts als Puppen in der Hand unseres Höheren Selbsts, dem Höheren Selbst, das gelegentlich auf der Astralebene verweilt. Durch den fleischlichen Körper, der Puppe eben, sammelt es Erfahrungen, so daß der Körper nichts anderes als ein Instrument für die astrale Ebene darstellt. Physiologen haben den menschlichen Körper untersucht und haben ihn zu einer Ansammlung von Fleisch und Knochen herabgewürdigt. Sie sprechen über diesen und jenen Knochen. Sie kennen die verschiedenen Organe, aber eben nur das Stoffliche. Bis jetzt haben sie weder die geheimen Dinge entdeckt, noch nach ihnen gesucht, nach dem Nichtgreifbaren, wovon die Inder, die Chinesen und die Tibeter schon viele Jahrhunderte vor der Christenheit Bescheid wußten. Das Rückgrat ist tatsächlich ein wichtiges Gebilde. Es verbirgt und schützt das Rückenmark. Wenn es beschädigt wird, ist man gelähmt, oder man stirbt. Aber auch sonst ist das Rückenmark sehr wichtig. Mitten im Zentrum der Spinalnerven des Rückenmarks gibt es einen wichtigen Kanal, der uns mit anderen Dimensionen verbindet. Es ist eine Röhre, durch welche die Kraft, die als Kundalini bekannt ist, reisen kann, wenn sie einmal erweckt worden ist. Am Sockel des Rückgrats ist das, was wir im Osten das Schlangengefeuer nennen. Es ist der Sitz des Lebens selbst. Im durchschnittlichen Menschen des Westens schlummert diese Kraft. Sie schläft, weil sie durch Mißbrauch gelähmt wird.**102**

Tatsächlich ist sie wie eine Schlange am unteren Ende des Rückgrats eingewickelt, eine Schlange voll unermesslicher Kraft, die sich aber aus bestimmten Gründen nicht frei entfalten kann, bevor ihre Zeit gekommen ist. Diese mystische Figur der Schlange ist als Kundalini bekannt. Im erwachten Menschen des Ostens kann sich diese Kraft durch den Kanal der Spinalnerven erheben, sich bis zum Gehirn und darüber hinausbewegen, bis hin zur astralen Ebene. Einmal erweckt, aktiviert diese ungeheure Kraft jedes der Chakren - auch Kraftfelder genannt. Als da sind: der Nabel, die Kehle und verschiedene andere mehr. Wenn diese Felder erweckt sind, wird dieser Mensch lebendig, kraftvoll und ragt weithin sichtbar über sich hinaus. Wenn man diese Schlangenkraft vollständig beherrscht, kann man wirklich alles erreichen. Man kann Berge versetzen, über das Wasser laufen, sich in die Luft erheben oder in einem versiegelten Grab beerdigt werden, aus dem man zu gegebener Zeit wieder unversehrt herauskommen kann. In unserer Legende können wir es so verstehen, als sei Eva von der Schlange verführt worden. Mit anderen Worten, Eva hat Kundalini entdeckt. Es war ihr möglich, die Schlangenkraft zu befreien, die am Sockel des Rückgrats zusammengerollt lag. Diese Kraft erhob sich, loderte durch das Rückgrat empor, erweckte Evas Gehirn und gab ihr neues Wissen. So wie es in der Legende beschrieben ist, kann man wirklich sagen, sie aß von dem Baum der Erkenntnis oder von dessen Frucht. Sie hatte dieses Wissen erlangt. Somit konnte sie die Aura sehen, das Kraftfeld, das den menschlichen Körper umstrahlt. Sie konnte Adams Aura, seine Gedanken und Absichten erkennen, und Adam, durch sie verführt, erweckte *seine* Kundalini. Er konnte Eva daher so erkennen, wie sie wirklich war. Die Wahrheit ist, daß jeder, der die Aura des anderen betrachtet, dessen nackte astrale Gestalt erkennen kann. Dies ist die wahre Gestalt, die nicht durch den menschlichen Körper verhüllt ist. So sieht man alle Gedanken, Sehnsüchte, Wünsche und Erkenntnisse und das sollte bei dem Stand der Entwicklung von Adam und Eva noch nicht geschehen. **103**

Die Priester wußten früher, daß unter bestimmten Bedingungen die Aura sichtbar wurde. Sie wußten, daß Kundalini durch Sex erweckt werden kann. Deshalb erklärten die Priester, daß Sex voller Sünde und die Wurzel allen

Übels sei. Weil Eva Adam verführt hatte, bezeichneten sie den Geschlechtsverkehr als den Sündenfall der Welt. Sie lehrten das, weil manchmal Sex die Kundalini-Kraft wachrütteln kann, die bei den meisten Menschen schläft. Kundalini ist eine ungeheure Kraft, gespannt wie die Feder einer Uhr, die gleichfalls zusammengerollt ist. Sie kann genauso wie eine Uhrfeder zerstört werden, wenn sie plötzlich aufspringt. Diese Kraft am unteren Ende des Rückenmarks befindet sich teilweise auch in den Geschlechtsorganen. Die Völker des Ostens haben das erkannt. Manche Hindus verwenden Sex in ihren religiösen Feierlichkeiten. Durch die unterschiedliche Verwendung von Formen der Sexualität und eine andere Stellung beim Geschlechtsverkehr erwecken sie Kundalini. Ihre Vorfahren hatten Jahrhunderte zuvor den Sex verehrt. Sie kamen auch zu phallischen Feiern zusammen. Es gab bestimmte Zeremonien in den Tempeln, um Kundalini zu entfalten. Dadurch wurden sie hellseherisch, beherrschten Telepathie und andere esoterische Kräfte. Sex richtig angewendet und eine bestimmte Art der Liebe kann die Schwingungen erhöhen. Man erreicht damit das, was im Osten auch das Öffnen der Lotosblume genannt wird. Damit kann man die Welt des Geistes umarmen. Kundalini wird entflammt und erweckt gewisse Kraftfelder. Sex und Kundalini sollten daher nie mißbraucht werden, sondern ein gegenseitiges sich ergänzen und vervollständigen bleiben. Die Religionen, die den Geschlechtsverkehr zwischen Mann und Frau verbieten wollen, beruhen auf einem tragischen Fehler. Das wird besonders von den mehr zweideutigeren Sekten des Christentums verfochten. Die römisch-katholische Kirche kommt der Wahrheit recht nahe, wenn sie Mann und Frau rät, sexuelle Erfahrungen miteinander zu sammeln. **104**

Aber sie empfiehlt es, ohne zu wissen, warum, und meint, es dient nur dem Zweck, Kinder zu zeugen. Das ist nicht die Hauptbedeutung der Sexualität, obwohl das die meisten glauben. Die Religionen, die verlangen, man sollte keine sexuellen Erfahrungen haben, begehen einen tragischen Fehler. Sie versuchen damit die individuelle Entwicklung und somit die Evolution der Menschheit insgesamt zu verhindern. So wirkt Kundalini also: durch Magnetismus erzeugt man einen starken Magneten, indem man Moleküle eines Materials in nur eine Richtung lenkt. Normalerweise sind zum Beispiel in einem Stück Eisen die Moleküle ungerichtet. Das heißt, sie

zeigen in verschiedene Richtungen wie eine undisziplinierte Herde. Wenn aber eine bestimmte Kraft darauf einwirkt (im Falle des Eisens eine magnetische), zeigen alle Moleküle in eine Richtung. Auf diese Weise erzielt man die großartige Kraft des Magnetismus, ohne die es keine Elektrizität gäbe. Es gäbe weder Radios, noch Kraftfahrzeugverkehr, weder Eisenbahnen noch die Luftfahrt. Wenn Kundalini im Menschen erwacht, wenn das Schlangenfeuer lebendig wird, dann zeigen auch hier alle Moleküle des Körpers in eine Richtung, denn die Kraft der Kundalini richtet alle Moleküle aus. Dann schwingt der gesamte Körper voller Leben und Gesundheit. Man wird mächtig durch Wissen und kann alles erkennen. Es gibt verschiedene Arten, Kundalini vollständig zu erwecken, aber diese sollten nicht bei jedem angewendet werden, ausgenommen bei denen, die entsprechend weit entwickelt sind. Wegen ihrer gewaltigen Kraft und Macht, die eine vollständig entfaltete Kundalini geben würde, könnte sie mißbraucht oder für etwas Schlechtes verwendet werden. Nur teilweise erweckt, kann Kundalini bestimmte Felder bei einem sich liebenden, verheirateten Paar lebendig machen. In wirklicher Ekstase werden die Körpermoleküle so ausgerichtet, daß viele von ihnen in eine Richtung zeigen. Diese Menschen können dann eine große Antriebskraft entwickeln.**105**

über Sex beseitigt würden, wird sich der Mensch dereinst zu einem großartigen Geschöpf erheben. Wieder einmal würde der Mensch in der Lage sein, sich als Reisender zu den Sternen zu erheben.« **106**

KAPITEL 5

Das Auto fuhr weiter über die Berge. Der Motor schnurrte gleichmäßig und hatte Kräfte, die kein Bergpaß aufhalten oder behindern konnte. Mein Reisegefährte saß still neben mir, sprach nur gelegentlich, um auf die Natur und ihre überwältigende Schönheit hinzuweisen. Wir erreichten die Stadtgrenze von Martigny. Dort sagte er: »Als scharfsinniger Mensch, der Sie sind, haben Sie gewiß schon erkannt, daß ich ein Regierungsbeamter bin. Würden Sie mir die Ehre erweisen, mit mir das Abendessen einzunehmen?« »Ich bin sehr erfreut, mein Herr«, gab ich zur Antwort. »Eigentlich hatte ich vor, ohne Aufenthalt bis Aigle durchzufahren. Stattdessen will ich hier übernachten.« Wir fuhren weiter, er lotste mich zu einem besonders vornehmen Hotel. Mein Gepäck wurde hineingetragen, während ich das Auto in die Garage fuhr. Das Abendessen war vorzüglich. Mein ehemaliger Mitreisender, nun der Gastgeber, war ein interessanter Erzähler, nachdem er sein Mißtrauen mir gegenüber aufgegeben hatte. Gemäß der alten tibetischen Weisheit, daß »der am meisten lernt, der am besten zuhört«, überließ ich ihm das Reden. Er besprach Zollangelegenheiten und erzählte von einem Fall, der sich jüngst ereignet hatte. In einem teuren Auto wurden

verborgene Fächer in der Karosserie entdeckt, in denen Narkotika transportiert worden sind. »Ich bin ein gewöhnlicher Tourist«, sagte ich, »und am meisten verabscheue ich Drogen. Wollen Sie meinen Wagen untersuchen lassen, ob er Geheimfächer enthält?«**107**

Sie haben mir doch gerade erzählt, daß der Besitzer davon nichts geahnt hatte.« Auf mein Drängen hin wurde das Auto zur örtlichen Polizeistation gefahren und dort über Nacht zur Untersuchung belassen. Am Morgen begrüßte man mich wie einen alten und geachteten Freund. Das Auto war schärfstens untersucht worden, Zentimeter für Zentimeter, es wurde nichts gefunden. Meiner Ansicht nach war die Schweizer Polizei sehr höflich und angenehm und sehr hilfsbereit gegenüber Touristen. Ich fuhr alleine weiter. Dabei überlegte ich, was die Zukunft mir wohl bringen würde. Mehr Schwierigkeiten und Elend, wie ich wußte. Die Wahrsager hatten es mir regelrecht eingebleut! Im Gepäckraum hatte ich das Gepäck von jemanden, dessen Papiere ich übernommen hatte. Er hatte keine Verwandten. Genau wie ich schien er allein auf der Welt gewesen zu sein. In seinen - oder jetzt meinen - Koffern lagen ein paar Bücher über Schiffsbau. Ich hielt an und entnahm das Handbuch. Im Weiterfahren wiederholte ich mir selbst einige Regeln, die ich als Schiffsmaschinist wissen mußte. Sein Logbuch würde mir zeigen, welche Schiffe ich besser mied, um nicht entlarvt zu werden. Hinter mir schnurrten die Kilometer ab: Aigle, Lausanne. Bald war ich an der Grenze nach Deutschland. Die deutschen Zöllner waren sehr gründlich, durchsuchten alles, überprüften sogar die Motornummer. Sie waren obendrein völlig humorlos und stur. Weiter und weiter fuhr ich. In Karlsruhe fuhr ich zu der angegebenen Adresse. Dort sagte man mir, ich müsse nach Ludwigshafen fahren, weil der Mann, den ich suchte, dort sei. Schließlich traf ich den Amerikaner im besten Hotel. »Ah, sieh da, Kumpel«, sagte er, »ich kann das Auto nich' über die Berge fahrn, zu schlechte Nerven, zuviel Fusel getrunken, denk ich.« Genau das gleiche dachte ich auch. Sein Hotelzimmer war wie eine exklusive Bar eingerichtet,

komplett mit einer Bardame! Diese hatte mehr vorzuzeigen als die andere, die er in Italien zurückgelassen hatte. Ihre Gedanken umkreisten nur drei Dinge:**108**

Deutsche Mark, Alkohol, Sex - und zwar in dieser Reihenfolge. Der Amerikaner war sehr mit dem Zustand des Autos zufrieden. Es hatte keinen Kratzer und war makellos sauber. Er bezeugte seine Zufriedenheit mit einer reichlichen Menge amerikanischer Dollars. Ich arbeitete noch drei weitere Monate für ihn, fuhr riesige Lastwagen in verschiedene Städte und brachte andere Autos aus diesen wieder zurück, die repariert oder neu ausgebaut werden mußten. Ich wußte nicht genau, was da vor sich ging - ich weiß es bis heute nicht -, aber ich wurde gut bezahlt und hatte genügend Zeit, die Bücher über Schiffsbau zu studieren. In allen Städten besuchte ich die Museen, dort besah ich mir die Modelle von Schiffen und deren Motoren besonders gründlich. Drei Monate später kam der Amerikaner in den armseligen, winzigen Raum, den ich gemietet hatte, warf sich auf das Bett und stänkerte alles mit seiner Zigarre ein. »He, Kumpel«, sagte er, »du machst dir nix aus Luxus, häh? 'ne Knastzelle in den Staaten is' gemütlicher als das hier. Ich habn Job für dich, 'nen tollen Job. Willst'n?«

»Gerne, wenn er mich nur näher zum Meer hin bringt, nach Le Havre oder nach Cherbourg«, sagte ich. »Der bringt dich nach Verdun und is' völlig legal. Ich hab'n Fuhrwerk, mit mehr Rädern als 'ne Raupe Beine hat. Geht *verrückt* zu fahr'n. Aber's steckt'n *Hauf'n* Zaster drin.« »Erzähl mir mehr darüber«, forderte ich ihn auf. »Ich habe dir gesagt, ich fahre alles, was es gibt. Hast du die Einfuhrpapiere dafür nach Frankreich?« »Klar«, meinte er, »wart seit drei Monaten drauf. Wir ham dich aufs Eis gelegt und dir nur Taschengeld gegeben. Hab nie geglaubt, daß du in so 'nem Loch haust, wie hier.« Er stand auf und winkte mir, ihm zu folgen. Vor der Tür wartete sein Auto samt Freundin. »Du fährst«, sagte er, während er mit der Frau auf den Rücksitz kroch. »Ich sag dir'n Weg.« Außerhalb von Ludwigshafen, wo es aussah wie auf einem ausgedienten Flughafen, ließ er mich anhalten.**109**

In einem riesigen Schuppen stand die ulkigste Maschine, die ich je gesehen habe. Sie bestand hauptsächlich aus gelben Trägern, die auf einer Anzahl von etwa 2,50 Meter hohen Rädern ruhten. Lächerlich hoch über der Erde war ein kleines, verglastes Führerhaus. Am Hinterteil dieses merkwürdigen Dings war eine ganze Reihe von Gitterträgern und eine riesige Stahlschaufel angebracht. Behutsam kletterte ich zum Fahrersitz hoch. »Sag mal«, schrie der Amerikaner, »willste nich' das Handbuch?« Er griff hinter sich und reichte mir die Anleitung für dieses Fahrzeug. »Ich hatte mal einen«, sagte er, »der'ne Straßenkehrmaschine ausgeliefert hat, 'ne neue. Der wollte das Buch nich' lesen. Als er ankam, stellte er fest, daß er die ganze Zeit die Bürstn draußn hatte und sie ruiniert hat. Du sollst nich' die Straßn von hier nach Verdun zertrümmern.« Ich blätterte im Buch und brachte bald den Motor zum Laufen. Er machte so einen Lärm wie ein Flugzeug beim Abheben. Vorsichtig legte ich den Gang ein. Das Mammut kroch aus dem Hangar zur ehemaligen Rollbahn. Ich fuhr ein paarmal auf und ab, um mich an die Kontrollinstrumente zu gewöhnen. Als ich zurück in die Halle fahren wollte, kam ein deutscher Polizeiwagen daher. Ein Polizist stieg aus. Er sah aus, als hätte er sein Gestapo-Abzeichen verloren. »Sie dürfen das Ding hier nur mit Begleiter fahren«, bellte er. »Begleiter?« dachte ich, »meint er, ich brauche einen *Aufpasser*?« Ich drehte neben ihm ab. »Was wollen Sie hier? Das ist Privateigentum. *Verswinden Sie!*« schrie ich. Zu meiner äußersten Verwunderung tat er das! Er stieg in sein Auto und fuhr vom Gelände herunter. Der Amerikaner lief zu ihm hinüber. »Was hat'n dich gebissen, Mann?« fragte er. »Ich wollte Ihnen bloß sagen, daß die Maschine nur mit einem Begleiter auf den Straßen zugelassen ist. Der Beifahrer muß nach hinten schauen, um den überholenden Verkehr zu beobachten. Es darf nur nachts gefahren werden, es sei denn, davor und dahinter fährt ein Polizeifahrzeug.« Einen Moment lang glaubte ich, er sagt jetzt »Heil Hitler«. Dann drehte er sich um, stieg wieder ein und fuhr weg.**110**

»Puh!« meinte der Amerikaner, »besser als Hahnenplustern. *Sicher!* Ich kenn einen Deutschen, heißt Ludwig, ...« »Nicht für mich«, schrie ich erregt dazwischen. »*Keinen* Deutschen, die kann ich nicht ausstehen.« »Is' ja gut, Mann, is' ja gut. Dann halt keinen Kraut. Nimm's leicht, reg dich nich' auf. Ich kenn'nen kleinen Franzosen, den wirste mögen. Marcel heißt er. Komm mit, wir fahrn zu ihm.« Ich parkte die Maschine in der Halle, kontrollierte, ob alles abgeschaltet war, kam heraus und schloß die Tür zur Halle.

»Verlierste nie die Fassung?« fragte der Amerikaner, »dann fahr uns mal.« Marcel mußte in einer Bar aufgelesen werden. Im ersten Moment, als ich sein Gesicht sah, dachte ich, er müsse einmal von einem Pferd getreten worden sein. Auf den zweiten Blick erkannte ich, sein Gesicht würde *besser* aussehen, wenn er wirklich von einem Pferd getreten worden wäre. Marcel war *häßlich*. Sehr häßlich, doch hatte etwas an sich, das mich ihn sofort mögen ließ. Wir saßen eine Weile im Auto und besprachen die Einzelheiten. Dann fuhr ich zum Flughafen zurück, um das Monstrum zu fahren und mich daran zu gewöhnen. Als ich mit der Maschine langsam heruntuckerte, sah ich ein zerbeultes altes Auto näher kommen. Marcel stieg wild winkend aus. Ich brachte die Maschine neben ihm zum Halten. »Ich hab's, ich hab's«, schrie er aufgeregt. Mit großen Gesten ging er zu seinem Auto - und rammte sich seinen Kopf an dem niedrigen Dach. Er rieb sich den Kopf, murmelte Flüche gegen die Hersteller und Konstrukteure kleiner Autos, rumorte auf dem Rücksitz und kroch mit einem riesigen Paket in der Hand wieder heraus. »Sprechfunk«, schrie er. Er schrie immer, selbst wenn er nur wenige Zentimeter von jemandem entfernt stand. »Sprechfunk, wir sprechen. Ja? Du da, ich hier, Draht dazwischen. Wir sprechen die ganze Zeit. Gut?« Er sprang auf das Ungetüm, schrie dabei mit größter Lautstärke, wickelte den Draht ab und verteilte ihn. »Willst du Kopfhörer, heh?« brüllte er, »du hörst mich so viel besser.111

Ich, ich hab's Mikrofon.« Aus dem Aufruhr, den er veranstaltete, schloß ich, daß kein Sprechfunk nötig sei. Seine Stimme übertönte selbst den Motorenlärm. Ich fuhr weiter umher, übte Kurven und machte mich mehr und mehr mit der Maschine vertraut. Marcel tollte umher, kroch von vorne nach hinten und plapperte die ganze Zeit, während er die Träger wirr mit Draht umwickelte. Er kam zum »Kommandoturm«, schlug mir auf die Schulter. »Die Kopfhörer, zieh sie an, ja? Du hörst dann gut. Wart, ich geh nach hinten«, schrie er. Er krabbelte die Träger entlang, klemmte sich auf seinen Sitz am hinteren Ende, wobei er in das Mikrofon blökte: »Du hörst gut? Ja? Ich komme!« In der Aufregung hatte er ganz vergessen, daß ich auch ein Mikrofon hatte. Kurz bevor ich nach dieser Brüllerei fast wieder zu Verstand kam, hämmerte er gegen mein Fenster. »Gut? Gut? Du hörst gut?« »Hört mal«, meinte der Amerikaner. »Ihr Burschen fahrt heut nacht los.

Hier sind alle Papiere. Marcel weiß, wie er dich nach Paris bringt, um'n paar Francs unterwegs zu verdienen. War nett dich zu kennen.« Der Amerikaner ging davon, verschwand aus meinem Leben. Ich betrat mein Einzelzimmer. Marcel zog los *zu einem öffentlichen Lokal der Erfrischung*. Den Rest des Tages verschlief ich. Bei Einbruch der Dunkelheit aß ich zu Abend und nahm ein Taxi zum Flughafen. Dort verstaute ich mein Gepäck, das auf das Nötigste beschränkt war, hinter meinem Sitz. Ich startete die Maschine, der Druck war zufriedenstellend. Die Benzinuhr zeigte: Voll. Die Beleuchtung funktionierte. Ich ließ die Maschine ins Freie kriechen und fuhr das Rollfeld hinauf, um sie aufzuwärmen. Der Mond stieg langsam immer höher. Kein Zeichen von Marcel! Ich stellte die Maschine ab und lief unruhig hin und her. Endlich fuhr ein Auto auf das Rollfeld. Marcel stieg aus. »Party«, röhre er, »Abschiedsfest. Wir fahren nun, ja?«**112**

Angeekelt schaltete ich den Motor und die starken Scheinwerfer wieder an und rollte hinaus auf die Straße. Marcel schrie so viel, daß ich die Kopfhörer herunternahm und nur um den Hals legte. Einige Kilometer später stoppte mich ein Polizeiauto. »Sie sehen schläfrig aus. Sie verstoßen gegen die Gesetze, weil Sie ohne Begleitung fahren.« Marcel kam näher heran. »*Ich* soll schläfrig sein? Sie sehen wohl nicht richtig, Herr Polizist. Nur weil ich bequem sitze, brauchen Sie nicht Ihren Dienst zu übertreiben.« Der Polizist kam näher, er roch nach meinem Atem. »Nee, das ist ein Heiliger«, sagte Marcel, »der trinkt nicht, keine Frauen«, fügte er nach einigem Nachdenken hinzu. »Ihre Papiere«, befahl der Polizist. Sorgfältig prüfte er sie und suchte einen Vorwand, um uns Schwierigkeiten zu machen. Dann sah er in meinen Papieren, daß ich amerikanischer Schiffsmaschinist sei. »So, Sie sind Amerikaner? Gut, wir wollen keinen Ärger mit Ihrem Konsul. Fahren sie weiter.« Er reichte mir die Papiere, als wären sie mit Pestbazillen verseucht, hastete zu seinem Auto und raste davon. Ich sagte Marcel, was ich von ihm hielt. Ich schickte ihn zurück auf seinen Platz, und weiter ging es durch die Nacht. Bei dreißig Stundenkilometern, die wir fahren mußten, schienen die 110 Kilometer bis zur französischen Grenze unendlich lang. Kurz vor Saarbrücken hielten wir neben der Straße an, um den Verkehr nicht zu

behindern. Nach dem Essen ging ich mit unseren Papieren zur Ortspolizei, um den Grenzübertritt vorzubereiten. Mit je einem Polizeimotorrad, das uns voraus und einem, das uns hinterher fuhr, krochen wir auf Nebenstraßen zur Grenzstation. Marcel war in seinem Element, als er mit seinen Landsleuten sprechen konnte. Dabei erfuhr ich, daß er und einer der Grenzsoldaten, den er in der »Resistance« kennengelernt hatte, ganz allein den Krieg gewonnen hatten! Nach der Kontrolle durften wir auf französisches Staatsgebiet fahren. Der freundliche Zöllner nahm Marcel für den Rest des Tages mit. Ich rollte mich neben einen Träger unseres Fahrzeuges zusammen und schlief.**113**

Tatsächlich - sehr, sehr spät kam Marcel mit zwei Polizisten im Schlepptau. Sie winkten mir einen Gruß zu, während sie ihn zu seinem Sitz trugen. Er war tot für die Welt. Dann lotsten sie mich auf die Straße. Die riesige Maschine unter mir dröhnte weiter durch die Nacht, während hinter mir ein betrunkenener »Ausguck« schlief. Die ganze Zeit über schaute ich mich nach Polizeiautos um. Eines kam herangeflüzt, ein Polizist lehnte sich aus dem Fenster, machte eine bezeichnende Geste in Richtung Marcel und brauste davon. Metz lag hinter uns - immer noch kein Lebenszeichen von Marcel. Ich fuhr an den Straßenrand, stieg aus und ging nach hinten, um nach ihm zu sehen. Er schlief fest. Alles Schütteln wäre vergebens gewesen, um ihn zu wecken, also fuhr ich weiter. Im Morgengrauen erreichte ich Verdun und fand den großen Parkplatz, der mein Ziel war. »Lobsang«, rief eine schläfrige Stimme von hinten, »wenn du nicht bald fährst, kommen wir zu spät.« »Zu spät?« fragte ich, »wir sind in Verdun!« Totenstille - dann wie eine Explosion: »Verdun?« »Hör zu, Marcel, man brachte dich besinnungslos betrunken. Man legte dich auf deinen Sitz. Ich habe die ganze Arbeit gemacht und mußte den Weg alleine finden. Jetzt gehst du los das Frühstück holen. Beeil dich!« Ein sehr zerknirschter Marcel torkelte die Straße entlang, um vielleicht irgendwann einmal mit dem Frühstück wiederzukommen. Fünf Stunden später fuhr ein kleiner, dunkler Mann vor und stieg aus einem alten Renault. Ohne ein Wort zu sagen, ging er um den »Earthmover« und untersuchte ihn gründlich. Er suchte nach Kratzern oder einen Vorwand, um sich beschweren zu können. Seine dicken Augenbrauen trafen sich wie Balken über der Nasenwurzel, über einer Nase, die schon einmal gebrochen und schlecht verheilt war. Schließlich kam er zu uns.

»Wer von euch ist der Fahrer?« »Ich«, sagte ich. »Du nimmst das wieder zurück nach Metz«, befahl er. »Nein«, antwortete ich, »man hat mich dafür bezahlt, es hierher zu bringen. Alle Papiere sind für hier ausgestellt. Ich bin fertig damit.«**114**

Sein Gesicht verzog sich in Wut. Zu meiner Überraschung zog er ein Klappmesser aus seiner Tasche. Ich konnte ihn leicht entwaffnen. Das Messer flog über meine Schulter, der finstere Mann lag auf dem Rücken. Als ich mich wieder umsah, bemerkte ich überrascht eine Menge Arbeiter, die gerade hinzugekommen waren. »Er hat den Boss umgehauen«, sagte einer. »Er muß ihn zufällig erwischt haben«, murmelte ein anderer. Der Mann auf der Erde bebte wild wie ein tanzender Gummiball. Er verschwand in einem Arbeitsschuppen. Dann hielt er eine Stahlstange mit einer Klammer am Ende in der Hand, ein Eisen zum Kistenöffnen. Fluchend sprang er heraus, zielte nach mir und versuchte meinen Hals aufzuschlitzen. Ich ließ mich fallen, schnappte sein Knie und zog. Er schrie wie am Spieß. Mit einem gebrochenen linken Bein krachte er zu Boden. Das Eisen fiel aus seiner Hand, schlitterte über den Boden und klirrte gegen etwas Metallenes. »Hör zu, Boss«, sagte ich, als ich wieder aufstand. »Mein Boss bist du nicht, kapiert? Entschuldige dich, oder du kriegst noch etwas ab. Du wolltest mich ermorden.« »Holt einen Arzt, holt einen Arzt«, grunzte er, »ich sterbe.« »Erst entschuldigst du dich«, schrie ich ihn wütend an, »oder du brauchst einen Totengräber.« »Was ist hier los? Häh? Was gibt's?« Zwei französische Polizisten schoben sich durch die Menge. Als sie den »Boss« auf der Erde sahen, lachten sie laut. »Hahah!« brüllte der eine vor Lachen. »Endlich hat er mal' nen Stärkeren getroffen! Das ist den Ärger wert, den wir immer mit ihm hatten.« Respektvoll betrachtete er mich, dann verlangte er meine Papiere. Er war damit zufrieden, hörte die Berichte der Zuschauer, dann gingen die beiden weg. Der »Ex«-Boss entschuldigte sich mit Tränen der Todesangst in den Augen. Ich kniete mich neben ihn hin, renkte sein Bein ein und befestigte zwei Bretter einer Kiste als Schiene. Marcel war verschwunden. Er war vor den Schwierigkeiten und aus meinem Leben davongerannt.**115**

Meine beiden Koffer waren schwer. Ich nahm sie aus dem Fahrzeug und ging damit die Straße entlang. Ich hatte keinen Job und kannte hier niemanden. Marcel hatte sich als zerbrochenes Schilfrohr erwiesen, mit einem in Alkohol eingelegten Gehirn. Verdun gefiel mir ganz und gar nicht. Deshalb fragte ich Vorbeikommende, wo der Bahnhof sei, um dort meine Koffer aufzubewahren. Doch alle meinten, ich sollte besser die Schlachtfelder besichtigen, als den Bahnhof zu suchen. Schließlich erfuhr ich die Richtung. Mühselig ging ich die Rue Poincare entlang und mußte das Gepäck häufig absetzen. Ich überlegte, was ich wegwerfen sollte, um es leichter zu machen. Bücher? Nein, die mußte ich aufbewahren. Die Uniform der Handelsmarine? Ganz sicher nicht. Ich sah also ein, daß ich nur das Nötigste dabei hatte. Ich schleppte mich bis zum Place Chervert. Dort bog ich nach rechts zum Quai de la Republique ab. Unterwegs betrachtete ich den Verkehr auf der Meuse und entschied, eine Weile zu rasten. Ein großer Citroen kam leise herbei, er hielt neben mir. Der Insasse, ein großer, dunkelhaariger Mann, betrachtete mich eine Weile. Er stieg aus. »Sind Sie der Mann, dem wir zu Dank verpflichtet sind, weil er *den Boss* zusammengeschlagen hat?« fragte er. »Der bin ich«, gab ich zur Antwort. »Braucht er noch ein bißchen mehr?« Der Mann lachte. »Seit Jahren hat er uns hier schon terrorisiert, sogar die Polizei fürchtet ihn. Er hätte Großartiges im Krieg vollbracht, behauptet er. Brauchen Sie einen Job?« Ich musterte den Mann gründlich, bevor ich sagte: »Ja, aber nur, wenn er legal ist.« »Der Job, den ich Ihnen anbieten kann, ist sogar *sehr* legal«, meinte er lächelnd. »Schauen Sie, ich weiß alles über Sie. Marcel hatte den Auftrag, Sie zu mir zu bringen. Ich weiß über Ihre Reise durch Rußland und Ihre weitere Reiseroute Bescheid. Marcel hat einen Brief von dem *Amerikaner* über Sie mitgebracht. Er ist mir genau wie Ihnen davongelaufen.«**116**

Was für ein gewieftes Verteilernetz, dachte ich. Na gut, überlegte ich weiter, sie machen die Dinge anders als wir im Osten. Der Mann nickte mir zu. »Laden Sie Ihre Kisten auf das Auto. Wir gehen zuerst mal Mittagessen. Dabei können wir uns weiter unterhalten.« Das gab der Sache tatsächlich Sinn. Schließlich würden diese scheußlichen Kästen mal eine Zeitlang nicht

mehr an meinen Armen zerren. Froh hievte ich sie in den Gepäckraum, dann setzte ich mich auf den Beifahrersitz. Er fuhr zum besten Hotel, dem »Du Coq Hardi«, wo er augenscheinlich bestens bekannt war. Nach großen, lautstarken Einwänden gegen meine bescheidene Bestellung im Speisesaal kam er zur Sache. »Ich kenne da zwei ältere Damen, eine ist vierundachtzig, die andere neunundsiebzig«, erzählte er, nachdem er sich umgesehen hatte. »Sie haben beide vor, den Sohn der einen, der in Paris wohnt, zu besuchen. Beide haben aber Angst vor der Reise. Sie fürchten Banditen - alte Leute haben solche Ängste, denn sie haben bereits zwei Kriege hinter sich. Deshalb suchen sie jemanden, der sie beschützen kann. Sie bezahlen auch sehr gut.« Frauen? Alte Frauen? Besser als junge, dachte ich. Aber ich konnte mich mit dem Vorschlag immer noch nicht so sehr anfreunden. Dann erinnerte ich mich meiner beiden schweren Kisten und dachte daran, wie ich sonst weiter nach Paris kommen sollte. »Es sind zwei großzügige alte Damen«, redete der Mann mir zu. »Es gibt nur eine einzige Bedingung, Sie dürfen nicht schneller als 60 Stundenkilometer fahren.« Aufmerksam betrachtete ich den Saal. *Zwei alte Damen!* Da saßen sie, drei Tische weiter. »Beim Zahn des heiligen Buddhas«, dachte ich, »auf was hab ich mich da eingelassen?« Ein Bild ihres Gepäcks formte sich in meiner Vorstellung. Schwere Koffer, so schwer, daß ich sie kaum heben könnte. Geld, natürlich, je mehr Geld ich hätte, desto einfacher würde ich in Amerika leben können, solange ich mich dort noch nach Arbeit umschauchen mußte.**117**

Ich seufzte ergeben. »Sie bezahlen gut, sagen Sie, und was ist mit dem Auto? Ich habe nicht vor, es wieder hierher zurückzufahren.« »Ja, mein Freund, sie zahlen außerordentlich gut. Die Gräfin ist eine vermögende Frau. Das Auto? Es ist ein neuer Fiat, den sie ihrem Sohn schenken will. Kommen Sie mit, ich möchte Sie vorstellen.« Er stand auf und ging zu den beiden alten Damen vor mir her. Er verbeugte sich tief, so daß ich an die Pilger auf dem Heiligen Weg in Lhasa erinnert wurde. Die Gräfin betrachtete mich von oben herab durch ihre Lorgnette. »Sie halten sich für befähigt, uns sicher zu chauffieren, guter Mann?« Ebenso hochmütig betrachtete ich sie. »Madame, ich bin nicht *Ihr guter Mann*. Nur zur Sicherheit noch eine Frage, denn mir ist mein Leben genauso wichtig, wie Ihnen das Ihrige. Man hat mir bisher nur *vorgeschlagen*, die Fahrt mit Ihnen

zu besprechen, aber nun habe ich so meine Zweifel«, erwiderte ich. Einen Moment lang starrte sie mich eisig an, dann entspannte sich die steinerne Härte ihrer Backenknochen. Sie kicherte wie ein kleines Mädchen. »Ah!« lachte sie. »Ich *mag* es, wenn jemand geistreich ist! Man findet das so selten in dieser schwierigen Zeit. Wann können wir abfahren?« »Wir haben weder etwas ausgemacht, noch habe ich das Auto gesehen. Wann würden Sie denn gerne fahren, falls ich zustimme? Und warum würden Sie *mich* nehmen? Es gibt sicher genügend Franzosen, die das gerne tun würden?« Das Angebot, das sie mir nun machte, war großzügig, auch ihre Gründe waren einleuchtend. »Ich bevorzuge einen *tapferen* Mann, einen Mann mit Geist, einen, der die Welt und das Leben kennt. Wann können wir fahren? Hoffentlich paßt es Ihnen bald.« Ich gab ihnen zwei Tage, dann fuhren wir in einem Fiat der Spitzenklasse los. Wir wollten zunächst bis nach Reims, das etwa 130 km entfernt ist, um dort zu übernachten. Auf der Fahrt dorthin krochen wir mit etwa 50 bis 60 km/h dahin. Das gab mir Gelegenheit, mich an der Landschaft zu erfreuen und meine Gedanken zu ordnen. **118**

Bisher hatte ich kaum Gelegenheit, mit der Geschwindigkeit meiner bisherigen Reisen mitzuhalten. Am folgenden Tag ging es gegen Mittag weiter. Zur Teezeit kamen wir in Paris an. Das Haus des Sohnes war in einem Vorort. Ich fuhr das Auto in die Garage und ging mit meinen beiden Koffern in der Hand davon. Die Nacht verbrachte ich in einer preiswerten Pension in Paris. Am nächsten Morgen hielt ich Ausschau nach einer Gelegenheit, um nach Cherbourg oder Le Havre zu fahren. Autohändler, war mein erster Einfall, brauchen die vielleicht jemanden, der ein Auto dorthin überführt? Ich klapperte Kilometer um Kilometer einen Händler nach dem anderen ab. Nein, keiner brauchte meine Dienste. Am Abend ging ich zur Pension zurück. Dort geriet ich in ein neues Abenteuer. Ein Mann wurde gerade von einem Polizisten und einem Gast ins Haus getragen. Ein klappriges Fahrrad mit völlig verdrehtem Vorderrad lag am Randstein. Der Mann, der gerade von der Arbeit heimfahren wollte, hatte über seine Schulter geschaut. Sein Vorderrad hatte sich in einem Gully verfangen, er war über den Lenker geflogen. Der rechte Fußknöchel des Mannes hatte eine starke Prellung. »Ich verliere meinen Job, ich verliere meinen Job«, jammerte er. »Ich muß morgen nach Caen Möbel abliefern.« Caen? Der

Name kam mir bekannt vor. *Caen*? Ich sah nach. Es war eine Stadt etwa 200 km von Paris entfernt auf der Strecke nach Cherbourg, etwa 120 km davor. Ich dachte darüber nach, dann ging ich zu ihm hin. »Ich muß weiter nach Cherbourg oder Le Havre«, sagte ich ihm. »Ich würde mit dem Möbelwagen mitfahren und Ihren Job übernehmen, wenn es jemanden gibt, der den Wagen wieder hierher zurückfährt. Das Geld dafür können Sie haben. Mir reicht die Mitfahrgelegenheit.« Freudig schaute er mich an. »Aber ja, so können wir es machen. Mein Kollege fährt. Wir laden hier die Möbel aus einem großen Haus ein, fahren damit nach Caen und entladen dort.« Gesagt, getan. Im Morgengrauen fuhr ich als Gehilfe des Umzugsunternehmens, allerdings ohne Bezahlung. **119**

Henri, der Fahrer, hätte jederzeit einen Orden für völlige Unfähigkeit verdient. In einer Sache war er freilich ein Könnler: Er kannte jede nur erdenkliche Ausrede, um sich vor Arbeit zu drücken. Kaum waren wir außerhalb der Sichtweite des Hauses, hielt er an. »Du fährst, ich bin zu müde.« Mit diesen Worten ging er nach hinten, legte sich so bequem hin, wie er konnte, und schlief, während ich fuhr. In Caen meinte er: »Fang schon mal an abzuladen, ich muß die Papiere hier abzeichnen lassen.« Als er wiederkam, war schon alles im Haus, außer den Möbeln, die man zu zweit tragen mußte. Er schlurfte davon und kehrte mit dem Gärtner wieder, der mir beim Hineintragen half. Er »dirigierte« uns, damit die Wände nicht verschrammt würden! Als das Auto entladen war, setzte ich mich auf den Fahrersitz. Henri setzte sich, ohne nachzudenken, daneben. Ich drehte und fuhr zum Bahnhof, den ich unterwegs bemerkt hatte. Dort hielt ich an, nahm meine beiden Koffer und sagte zu Henri: »Jetzt fährst *du*!« Damit ging ich zum Bahnhof. In etwa zwanzig Minuten fuhr ein Zug nach Cherbourg. Ich kaufte eine Fahrkarte, aß eine Kleinigkeit, dann fuhr der Zug schon ein. Ratternd fuhr er in die Dämmerung hinaus. Ich ließ meine beiden Koffer am Hauptbahnhof in Cherbourg, wanderte zum Quai de l'Entrepot und suchte ein Quartier. Endlich fand ich etwas, eine Pension für Seeleute. Ich bekam ein sehr bescheiden ausgestattetes Zimmer, bezahlte im Voraus und holte mein Gepäck. Müde stieg ich ins Bett und schlief. Am Morgen bemühte ich mich, soviel wie möglich von den anderen hier unter gebrachten Seeleuten zu lernen, die auch auf Schiffe warteten. Glücklicherweise konnte ich während der nächsten Tage die Maschinenräume verschiedener großer

Schiffe im Hafen besichtigen. Die ganze Woche über sprach ich bei allen Schiffsagenten vor, auf der Suche nach einem Vertrag, der mir half, über den Ozean zu kommen. Die Agenten blätterten in meinen Papieren, prüften meine Zeugnisse und meinten: »So, das ganze Geld im Urlaub ausgegeben? Und am besten nur eine einfache Fahrt?**120**

Okay, wir werden an Sie denken und Sie benachrichtigen, falls es etwas gibt.« Ich mischte mich unter die Seeleute, eignete mir ihre Ausdrucksweise an und studierte ihre Mentalität. Zuerst lernte ich, je weniger man sprach und je mehr man zuhörte, umso eher bekam man das Ansehen, ein intelligenter Mensch zu sein. Nach zehn Tagen endlich wurde ich zu einer Agentur gerufen. Ein kleiner, stämmiger Mann saß beim Agenten. »Können Sie heute nacht losfahren, wenn man Sie nimmt?« fragte der Agent. »Ich kann sogar jetzt schon losfahren«, erwiderte ich. Der kleine Mann musterte mich gründlich. Dann feuerte er einen Schwall von Fragen auf mich ein in einem Akzent, dem ich schwer folgen konnte. »Der Chef hier ist Schotte, sein dritter Maschinist ist krank geworden und liegt im Krankenhaus. Er möchte, daß Sie sofort mit ihm an Bord gehen«, übersetzte der Agent. Nur mit größter Konzentration konnte ich dem weiteren Redefluß des Schotten folgen und ihm seine Fragen befriedigend beantworten. »Schnapp dein Langholz«, sagte er abschließend, »und komm an Bord.« Im Seemannsquartier bezahlte ich meine Rechnung, holte mein Gepäck und nahm ein Taxi, das mich zum Schiff fuhr. Es war ein böse zugerichteter alter Kahn, von Rost angefressen, der dringend einen neuen Anstrich gebraucht hätte und erbärmlich klein für eine Atlantiküberfahrt wirkte. »Aye, aye«, sagte der Mann, der zum Dock schaute, »die erste Fahrt hat sie schon hinter sich, weißte. Auf offener See wälzt sie sich so gut, daß de meinst, sie leiert dir die Eingeweide heraus!« Ich hastete die Planken hinauf, ließ mein Gepäck neben der Kombüse und kletterte die Stahlleiter zum Maschinenraum hinunter, wo »MacChef« schon wartete. Er zeigte mir die Maschinen und war mit meinen Antworten zufrieden. »Okay, Bürschchen«, sagte er schließlich, »wir gehn rauf und erledigen die *Paragraphen*. Der Steward zeigt dir deine Kabine.« Wir gingen zum Reedereibüro, *unterschrieben die Paragraphen*, und zurück ging es zum Schiff. »Du hast sofort Dienst, Bürschchen«, sagte Mac. So geschah es wohl zum ersten Mal in der Geschichte, daß sich ein tibetischer Lama als Amerikaner ausgab, um an Bord eines Schiffes seine Wache als Maschinist anzutreten.**121**

Die ersten acht Stunden Dienst auf dem noch vertäuten Schiff waren ein Segen für mich. Mein intensives Lesen wurde nun durch praktische Erfahrung ergänzt, und ich war sehr zufrieden. Die Schiffsglocke läutete, zischend strömte der Dampf ab. Die glänzenden Antriebsstangen bewegten sich hin und her. Schneller und schneller drehten sich die Räder, erweckten das Schiff zum Leben. Da war der Geruch von erhitztem Öl und heißem Dampf. Ein fremdes Leben für mich, genauso fremd wie das Leben in einem Lama-Kloster wohl für Mac gewesen wäre. Der stand wie ein Fels, die Pfeife zwischen die Zähne gebissen, eine Fland leicht auf dem glitzernden, stählernen Steuerrad. Die Glocke tönte wieder, die Wählscheibe zeigte *halb-achtern*. Mac wirbelte, ohne hinzuschauen, das Rad und schnellte einen Hebel. Die Maschine dröhnte lauter, der ganze Rumpf vibrierte leicht. »Stopp«, befahl der Telegraph, wenig später, »halbe Kraft voraus.« Kaum daß Mac das Rad drehen konnte, ertönte die Glocke wieder für »volle Kraft«. Zielstrebig drückte das Schiff vorwärts. Mac kam zu mir: »Ah, Bürschchen«, meinte er, »deine acht Stunden sind rum. Fort mit dir. Sag dem Steward, ich will meinen Kakao.« Kakao? Essen! Mir fiel ein, daß ich seit mehr als zwölf Stunden nichts gegessen hatte. Hastig erklimmte ich die Stahlleitern, erreichte das Deck und atmete frische Luft. Sprühwasser regnete über den Bug. Das Schiff planschte ein wenig, als wir hinaus auf offene See kamen. Hinter mir verschwanden sanft die Lichter der französischen Küste in der Dunkelheit. Eine scharfe Stimme brachte mich rasch in die Gegenwart zurück: »Wer bist'n du, Mann?« Ich drehte mich um. Der Erste Offizier stand neben mir. »Dritter Maschinist, Sir«, antwortete ich.

»Warum tragen Sie dann keine Uniform?« »Ich bin Aushilfsmaschinist, Sir, in Cherbourg angeheuert und gleich auf Wache.«**122**

»Hmm«, räusperte sich der Offizier. »Besorgen Sie sich sofort'ne Uniform, hier herrscht Ordnung.« Damit stolzierte er davon, als sei er der Erste Offizier der königlichen Flotte, statt auf einem verdreckten, rostigen, alten Trampschiff. An der Kombüse Luke gab ich Mac's Bestellung auf. »Bist du

der neue Dritte?« fragte eine Stimme hinter mir. Ich drehte mich um und sah den zweiten Maschinisten, der gerade hereinkam. »Ja, Sir«, erwiderte ich. »Ich bin grad auf dem Weg, hole meine Uniform und will dann essen.« Er nickte. »Ich komm mit. Der erste Offizier hat sich gerade beschwert, weil du ohne Uniform bist. Dachte, du wärst ein blinder Passagier. Sagte ihm, du hättest grad angeheuert und gleich Wache geschoben.« Er ging hinter mir und erklärte, daß meine Kabine gleich gegenüber der seinen läge. »Ruf, wenn du fertig bist«, sagte er, »und wir gehen zusammen essen.« Ich mußte die Uniform ändern lassen, damit sie paßte. Nun, gekleidet als Offizier der Flandelsmarine, überlegte ich, was wohl mein Lehrer, Lama Mingyar Dondup, sagen würde, wenn er mich so sähe. Ich mußte vor Lachen glucksen, als ich daran dachte, was es für eine Sensation wäre, wenn ich so gekleidet nach Lhasa käme. Ich rief den zweiten Maschinisten. Gemeinsam gingen wir in das Offizierskasino zum Essen. Der Kapitän saß an seinem Tisch. Er betrachte uns grollend unter buschigen Augenbrauen. »Pfui«, sagte der zweite Maschinist, als der erste Gang vor uns stand, »was für ein ekliger Schweinefraß. Wird sich das hier nie ändern?« »Sie da!« Die Stimme des Kapitäns hob uns fast von den Sitzen. »Sie! Immer beschweren Sie sich, wechseln Sie besser in New York das Schiff.« Jemand wieherte los, der sich aber gleich in Husten verschluckte, als der Kapitän wütend in diese Richtung schaute. Der Rest des Essens vollzog sich schweigend, bis endlich der Kapitän fertig war und hinausging. »Höllenschiff«, sagte ein Offizier. »Der Alte war *Hänschen-der-Erste* in der britischen Kriegsmarine im letzten Krieg.123

Der war auf einem Truppentransportschiff und kommt nie mehr aus diesem Fahrwasser.« »Ah, ihr Jungs seid Hohlköpfe, immer nur meckern«, sagte eine andere Stimme. »Nein«, wisperte der Zweite mir zu. »Der eben ist kein Amerikaner, nur ein Puertoricaner, der hat zuviel Filme gesehen.« Ich war müde und ging noch einmal über Deck, bevor ich zu meiner Kajüte hinunterging. Direkt über der Leeseite schippten Männer die dampfenden Kohleaschen ins Meer und entfernten so auch den Dreck, der sich im Hafen angesammelt hatte. Das Schiff schlingerte ein wenig, während ich zu meiner Kabine ging. Die Wände waren mit Pin-up-Girls übersät. Ich riß sie ab und warf sie in den Papierkorb. Als ich mich ausgezogen hatte und in die Koj

getaumelt war, wußte ich, ich würde meine Pflichten erfüllen können. »Aufstehn!« schrie jemand, eine Hand griff durch die geöffnete Tür und knipste das Licht an. »Schon so spät?« dachte ich. Mir schien, als sei ich eben erst schlafengegangen. Ich schaute auf meine Uhr und rollte mich heraus. Waschen, Anziehen, schon war ich unterwegs zum Frühstück. Die Messe war leer. Ich beeilte mich. Nach einem kurzen Blick hinaus auf die ersten Morgenstrahlen, die über eine Seite des Schiffes blinzelten, kletterte ich die Leiter zum Maschinerium hinunter. »Du bist pünktlich«, meinte der zweite. »Das mag ich! Gibt nichts Neues, außer daß zwei Leute zum Schmieren im Maschinentunnel sind.« »Aaah, ich geh«, sagte er heftig gähnend. Rhythmisch und monoton zitterten die Maschinen, jedes Schütteln brachte uns New York immer näher. Draußen im Heizraum stand die »schwarze Bande« und versorgte das Feuer. Sie schürten und schoben und hielten den Dampfanzeiger knapp vor der oberen roten Markierung. Aus dem Tunnelschacht, der die Propellerwelle umgibt, kletterten zwei verschwitzte, dreckige Männer. Das Glück war an meiner Seite, die Temperatur war normal, es gab nichts zu berichten. Sie schoben mir schmutzige Papiere zu, die Kohle war in Ordnung, auch die C02 - Werte und die anderen Daten. **124**

Ich unterschrieb, setzte mich und trug meine Wache ins Logbuch des Maschinenraums ein. »Alles klar?« fragte Mac, als er die Niedergangstreppe herunterkam. »Alles klar«, sagte ich, »alles normal.« »Gut«, sagte Mac. »Ich würd gern diesen-Kapitän auf den Boden zurückholen. Er sagt, wir hätten zuviel Kohle bei der letzten Fahrt verbraucht. Was soll ich tun? Ihm sagen, daß wir rudern sollen?« Mac seufzte, setzte sich eine runde Nickelbrille auf, las das Logbuch und unterschrieb. Das Schiff kämpfte sich weiter vorwärts über den rauhen Atlantik. Die Tage strichen in eintöniger Gleichförmigkeit dahin. Es war kein glückliches Schiff, die Deckoffiziere verhöhnten die Mannschaft des Maschinenraums. Der Kapitän war ein schwermütiger Mann, der glaubte, er kommandiere einen Luxus-Passagier-Dampfer statt einer sich dahinwäzenden Badewanne. Sogar das Wetter war mies. Eines Nachts, als ich wegen des Hebens und Stoßens nicht schlafen konnte, ging ich an Deck. Der Wind pfiß und heulte durch die Takelage einen schaurigen Grabgesang. Es erinnerte mich daran, wie ich auf dem Dach des Chakpori stand, um mit Lama Mingyar Dondup und Jigme in den

astralen Bereich zu reisen. Mittschiffs krampfte sich jemand verzweifelt an der Reling auf der Leeseite. »Kotzte fast sein Herz heraus«, wie er sich später ausdrückte. Ich war fast immun gegen die Seekrankheit und war ziemlich amüsiert angesichts eines Seemannes, der sein Leben lang zur See fuhr und sich so übergeben mußte. Das Licht aus dem Kompaßhaus warf einen kleinen Schimmer auf die Brücke. Die Kajüte des Kapitäns lag im Dunkeln. Sprühregen von Gischt zischten, rieselten die Wände hinab und schwappten dorthin, wo ich stand. Das Schiff rollte und tobte wie wahnsinnig, während die Masten verrückte Bögen am Nachthimmel zogen. Weit hinter Steuerbord kam ein Atlantik-Linienschiff hell erleuchtet auf uns zu, schraubte wie ein Korkenzieher. Bei dieser Bewegung würden sich gewiß die Passagiere recht unglücklich fühlen. Den Wind im Rücken machte es gute Fahrt, denn die ungeheuren Aufbauten wirkten wie Segel. **125**

»Es wird bald in Southampton Roads ankommen«, dachte ich, als ich mich abwandte, um hinunterzugehen. Während der Sturm am schlimmsten tobte, wurde durch die Schiffsbewegung irgendetwas gewaltsam abgerissen, und es verstopfte die Lenzpumpe. Ich mußte hinunter in den Kielraum, die Männer beaufsichtigen, die daran arbeiteten. Ungeheurer Lärm füllte die Ohren. Die Propellerwelle vibrierte, während sich die Schiffsschraube rasend gegenläufig drehte, als sich das Heck über Wasser hob. Das Schiff erschauerte wieder, wenn das Heck sich wieder unter Wasser senkte, bevor die nächste Welle es wieder emporriß. Im Laderaum schufteten die Matrosen wie wild und sicherten einen schweren Verschlag, der sich losgerissen hatte. Es befremdete mich sehr, daß die Spannungen hier an Bord so stark waren, wo jeder seine Arbeit nach seinen Fähigkeiten verrichtete. Was machte es schon aus, daß jemand bei den Maschinen im Schiffsraum arbeitete, während der andere über das Deck ging oder auf der Brücke stand und dabei das Wasser am Schiff vorbeiziehen sah? Arbeit? Hier gab es genug, was getan werden mußte: Die Pumpen überholen, aufgerissene Kisten wieder verpacken, Flansche beaufsichtigen und überprüfen und die Taue an den Winden überholen, um später in New York anlegen zu können. »MacChef« war ein guter Arbeiter, und er war fair. Er liebte die Maschinen wie eine Mutter ihr Erstgeborenes. Eines Nachmittags saß ich auf der Gräting, während ich auf meine Wache wartete. Leichte Sturmwolken zogen über den Himmel und ließen den schweren Regen

ahnen, der bald folgen würde. Ich saß im Schutze der Lüftungsanlage und las. Plötzlich lag eine schwere Hand auf meiner Schulter. Die brummige schottische Stimme ertönte: »Na, Bürschchen, ich war schon immer neugierig, was de in deiner Freizeit tust. Was is'n das?Western? Sex?«**126**

Lachend reichte ich ihm das Buch. »Schiffsmaschinen«, sagte ich. »Viel interessanter als Western oder Sex!« Er grunzte zustimmend, als er das Buch überflog und es mir wieder gab. »Gut, Bürschchen«, sagte er. »Wir machen bald 'nen Maschinisten aus dir, dann wirste selber Chef, wennde weiter deine Nase da reinsteckst.« Er kaute wieder an seiner abgenutzten Pfeife, nickte mir freundlich zu. »Kannst übernehmen, Jungchen.« Im Schiff herrschte Aufruhr. »Kapitänskontrolle, Dritter«, flüsterte mir der Zweite zu. »Is'n verrückter Hund, denkt er is aufm Passagierschiff, untersucht das ganze Schiff - Kabinen und alles - auf jeder Fahrt.« Ich stand neben meiner Koje als der Kapitän hereinkam, gefolgt vom Ersten Offizier, sowie dem Zahlmeister. »Hm«, murmelte der große Mann, als er sich ungnädig umsah. »Keine Pin-ups?« sagte er. »Ich dachte ihr Amerikaner seit verrückt nach Beinen!« Er blickte auf meine Fachbücher, ein zynisches Lächeln umspielte seinen Mund. »Ist da ein Roman unter einem technischen Schutzumschlag?« fragte er. Ohne ein Wort zu sagen, ging ich auf ihn zu und öffnete eines der Bücher aufs Geradewohl. Der Kapitän rieb mit seinem Finger mal hier, mal da auf einer Schiene unter der Koje und über der Tür. Er besah seine noch immer sauberen Fingerspitzen, nickte enttäuscht und stolzierte hinaus. Der Zweite grinste anzüglich. »Dem hastes diesmal gezeigt, er ist ein neugieriger!« Erwartung lag in der Luft. Männer suchten ihre Ausgehanzüge, reinigten sich und überlegten, wie sie ihre Pakete durch den Zoll bekämen. Männer sprachen von ihren Familien und von ihren Freundinnen. Alle Zungen waren gelöst, alles Widerwärtige gehörte der Vergangenheit an. Bald wären sie an Land, um zu Freunden und zu Geliebten zu gehen. Nur ich wußte nicht, wohin, kannte niemanden, mit dem ich reden konnte. Nur ich würde allein als Fremder in New York an Land gehen, ohne Freunde, unbekannt. Am Horizont glänzten die hohen Türme Manhattans im Sonnenschein, gereinigt von Regenschauern. Isolierte Fenster warfen die Sonnenstrahlen zurück, nachdem sie sich zuvor in pures

Gold verwandelt hatten. **127**

Ich besah mir die Freiheitsstatue, sie glänzte uns an - ihren Rücken Amerika zugewandt. »Halbe Kraft voraus«, bestimmte der Telegraf. Das Schiff verlangsamte die Fahrt. Die kleinen Bugwellen erstarben mit dem Motor. »Stop«, zeigte der Telegraf, als wir auf den Liegeplatz zusteuerten. Trosse kamen geflogen, wurden gefangen, und das Schiff wurde vertäut. »Maschinen aus«, befahl der Telegraf. Dampf erstarb zu leisem Hauch. Die riesigen Kolbenstangen stoppten, das Schiff schaukelte sanft. Wir arbeiteten, drehten Pumpen, erweckten die Hilfsmaschinen zum Leben. Oben an Deck beeilten sich die Männer, klopfen die Ecken der Luken und Deckel ab, zogen Ölzeug heraus und öffneten Kisten. Der Schiffsagent kam an Bord, hinter ihm die Schauer Männer. Bald war das Schiff ein Tollhaus. Stimmen brüllten Kommandos, ratternde Kräne hieften das Frachtgut. Ständig trappelten schwere Füße dahin. Der Amtsarzt des Hafens prüfte die Berichte über die Mannschaft. Polizei kam an Bord und führte einen blinden Passagier ab, von dem wir im Maschinenraum nichts gehört hatten. Der Unglückliche wurde in Handschellen von zwei stämmigen Polizisten abgeführt, die ihn in ein wartendes Polizeiauto schubsten. Wir standen Schlange, bekamen Geld, unterschrieben dafür und gingen weiter, um unsere Entlassungspapiere zu bekommen. Chef Mac hatte bei mir hineingeschrieben: »Großer Dienstleister. Verwendbar für alles. Soll als Seemann jederzeit wieder willkommen sein.« »Wie schade«, dachte ich, »daß ich das aufgeben muß, diesen Beruf kann ich leider nicht weiterausüben.« In meiner Kabine räumte ich auf, faltete die Decken und legte sie beiseite. Ich packte meine Bücher ein, zog Zivilkleider an und verpackte meine Habe in zwei Koffer. Nach einem letzten Blick in die Runde ging ich hinaus. »Willstest dir nich' nochmal überlegen?« fragte »MacChef«. »Bist'n guter Matrose, ich wär froh, dich als Zweiten für die Weiterfahrt zu haben.« **128**

»Nein, Chef«, antwortete ich, »ich will ein bißchen durch das Land fahren, um Erfahrungen zu sammeln.« »Erfahrung is'ne gute Sache. Viel Glück!« Ich ging die Planken hinunter und trug meine beiden Koffer fort vom

angelegten Schiff. Ein neues Leben lag vor mir: oh, wie ich dieses Herumreisen *haßte*, diese Ungewissheit und ohne mich jemandes »Freund« nennen zu können. »Wo bistn geborn?« fragte der Zöllner. »Pasadena«, sagte ich und dachte an die Papiere in meiner Hand. »Was zu verzollen?« wollte er wissen. »Nichts«, sagte ich zu ihm. Er schaute mich scharf an. »Okay, öffnen!« schnarrte er. Ich stellte die Koffer vor ihn hin, die ich öffnete. Er stöberte und wühlte. Als dann endlich alles draußen lag, untersuchte er die Nähte. »Einpackn«, sagte er beim Weggehen. Ich packte wieder meine Koffer und ging durch die Tore hinaus. Draußen im wilden Verkehrslärm hielt ich kurz an, um wieder Kräfte zu sammeln und Atem zu schöpfen. »*Wasn-los-mit-dir- Typ. Weg hier!*« sagte eine rohe Stimme hinter mir. Im Umdrehen sah ich einen Polizisten, der mich anlotzte. »Ist Stehenbleiben ein Verbrechen?« fragte ich ihn. »*Ach-hau-ab!*« bellte er. Langsam hob ich meine Koffer und ging der Straße nach, bestaunte die von Menschen erbauten Metall- und Betonberge Manhattans. Ich fühlte mich so einsam wie noch nie zuvor, völlig fremd in diesem Teil der Welt. Hinter mir raunzte der Cop einen anderen Unglücklichen an: »*Hier-gibts-sowas-nich, weiter!*« Die Leute sahen gehetzt aus, wirkten abgesspannt. Autos rasten mit irrer Geschwindigkeit vorbei. Man hörte das ständige Quietschen von Reifen und roch den qualmenden Gummi. Ich ging weiter. Schließlich sah ich vor mir ein Schild »Seemanns-Herberge«. Ich betrat das Haus. »Ausfüllen«, sagte eine kalte, unpersönliche Stimme. Sorgfältig füllte ich das Formblatt aus, das mir grob zugeschoben worden war, und gab es mit einem »Dankeschön« zurück. **129**

»Bedanken Sie sich nicht«, sagte die kalte Stimme. »Ich tu Ihnen keinen Gefallen, sondern nur meinen Job.« Ich wartete. »Na, was ist los?« fragte die Stimme. »Raum drei-null-drei, so stehts auf dem Formular, hier ist der Schlüssel.« Ich drehte mich um. Wie *konnte* man auch mit einem menschlichen Automaten sprechen? Ich ging hinüber zu einem Mann, offensichtlich ein Seemann, der auf einem Stuhl saß und ein Herrenmagazin las. »Wir Kerle geraten schnell mit Jenny in die Haare«, sagte er, bevor ich sprechen konnte. »Welche Zimmernummer hast du?« »Drei-null-drei«, antwortet ich traurig. »Ich bin zum erstenmal hier.« »Im dritten Stock, der dritte Raum,

Steuerbord.« Ich bedankte mich und ging zu einer Tür über der »Fahrstuhl« stand. »Drück den Knopf«, rief der Mann aus seinem Stuhl. Ich tat es. Sofort öffnete sich die Tür. Ein Negerjunge nickte mir zu. »Nummer?«, fragte er. »Drei-null-drei«, sagte ich. Er drückte den Knopf. Schnell bewegte sich das kleine Zimmer aufwärts und hielt plötzlich an. Der Negerjunge öffnete die Tür. »Da hinten«, sagte er. Die Tür schloß sich. Wieder stand ich allein da. Täppisch schaute ich nochmals auf den Schlüssel, um wieder die Nummer zu prüfen. Ich suchte das Zimmer. Ja, da war es - die Nummer »303« stand auf einem kleinen Schild über der dritten Tür rechts vom Fahrstuhl. Ich steckte den Schlüssel in das Schloß, drehte ihn und trat ein. Es war ein ziemlich kleiner Raum, so groß wie eine Schiffskabine. Als ich die Tür schloß, sah ich die Hausordnung. Ich las sorgfältig und erfuhr, daß ich nur vierundzwanzig Stunden hierbleiben konnte, es sei denn, ich wartete auf ein Schiff. Dann durfte man höchstens achtundvierzig Stunden hierbleiben. *Vierundzwanzig Stunden!* Selbst hier gab es keinen Frieden. Ich setzte mich auf meinen Koffer, bürstete mir den Staub ab und ging weg, um etwas zu Essen zu holen und Zeitungen zu besorgen. Vielleicht würde ich eine passende Stelle finden. **130**

KAPITEL 6

New York ist eine unfreundliche Stadt. Leute, die ich anhalten wollte, um sie nach den Weg zu fragen, sahen mich erschreckt an und rannten davon. Ich frühstückte, dann stieg ich in einen Bus in die Bronx. Beim Lesen der Zeitungen hatte ich den Eindruck gewonnen, daß ich dort billig wohnen könnte. In der Nähe vom Bronx-Park stieg ich aus, trottete die Straße entlang und suchte ein Schild mit der Aufschrift »Zimmer frei«. Ein Auto raste auf der falschen Seite zwischen zwei Lastwagen hindurch. Es schleuderte, fuhr über die Bordsteinkante - schlug gegen meine linke Seite. Wieder einmal hörte ich meine Knochen brechen. Ich glitt zu Boden. Bevor ich in erlösende Ohnmacht sank, bemerkte ich einen Mann, der sich meine beiden Koffer schnappte und verschwand. Die Luft war voller Musik. Ich war glücklich, nach jahrelangem Elend ging es mir wieder gut. »Ah!« rief die Stimme des Lama Mingyar Dondup. »So treffe ich dich wieder einmal

hier?« Ich öffnete die Augen, sah ihn lächelnd über mich gebeugt mit freundlicher Zuneigung, die aus seinen Augen leuchtete. »Das Leben auf Erden ist hart und bitter. Du hast Erfahrungen gemacht, die den meisten Menschen glücklicherweise erspart bleiben. Es ist nur ein Zwischenspiel, Lobsang, nur ein unerfreuliches Zwischenspiel. Nach einer langen Nacht kommt wieder ein wundervoller Tag. Dann mußt du weder zur Erde noch zu einer anderen der niederen Welten zurückkehren.« Ich seufzte. Es war schön hier. Das machte das Erdenleben noch härter und unerfreulicher. »Du, Lobsang, lebst dein letztes Leben auf Erden.**131**

Du entledigst dich dabei deines ganzen Karmas und erfüllst eine bedeutsame Aufgabe, die böse Kräfte zu verhindern suchen.« Karma! Das erinnerte mich lebhaft an meine Lektion, die ich im geliebten weitentfernten Lhasa gelernt hatte ... Die kleinen, silbernen Glöckchen klingelten nicht mehr. Die Trompeten verstummten über dem Tal von Lhasa, nachdem sie laut und klar in der frischen, dünnen Luft ertönt waren. Eine unheimliche, ungewohnte Stille lag über mir, eine Stille, die es nicht geben dürfte. Ich erwachte aus meiner Träumerei, gerade als die Mönche im Tempel ihre Gesänge für den Toten mit tiefen Stimmen begannen. Ein Toter? Ja, natürlich! Es war die Litanei für den alten Mönch, der kürzlich verstorben war. Er war nach lebenslangen Dulden, einem Dienst für andere gestorben. Er hatte sich immer verkannt gefühlt, war ohne Dank geblieben. »Was für ein schreckliches Karma muß er gehabt haben«, sagte ich mir, »was für ein schlimmer Mensch muß er in seinem früheren Leben gewesen sein, um ein solches Leben verdient zu haben.« »Lobsang!« Die Stimme hinter mir klang wie ein ferner Donnerschlag. Die Schläge, die auf meinen zusammenschrumpfenden Körper trommelten, zeigten mir, daß die Stimme nicht so fern war, leider. »Lobsang! Du versteckst dich hier, erweist dich unserem verschiedenen Bruder gegenüber respektlos, nimm das und *das!*« Plötzlich hörten die Schläge und die Mißhandlungen wie durch Zauber auf. Ich drehte meinen malträtierten Kopf herum und sah die riesige Gestalt wie einen Turm über mir, den schweren Knüppel noch in der erhobenen Hand.

»Wächter«, sagte die geliebte Stimme, »das war eine harte Strafe für einen kleinen Jungen. Was hat er getan, womit hat er das verdient? Hat er den Tempel entweiht? Hat er sich den goldenen Figuren gegenüber ungebührlich benommen? Sprecht und erklärt mir Eure Grausamkeit!«**132**

»Herr Mingyar Dondup«, jammerte der riesige Tempelwächter, »der Junge weilte hier in Tagträumen, während er doch mit seinen Kameraden bei der Litanei hätte sein sollen.« Der Lama Mingyar Dondup, selbst kein kleiner Mann, schaute traurig an dem zwei Meter großen Mann aus Kham empor. Fest sagte der Lama, »Ihr könnt gehen, Wächter, ich werde alleine damit fertig.« Nachdem der Wächter sich respektvoll verbeugt hatte und gegangen war, wandte sich der Lama an mich. »Nun, Lobsang, laß uns zu meinem Zimmer gehen. Dort kannst du mir die Geschichten deiner zahlreichen, gutbestraften Sünden erzählen.« Damit beugte er sich zu mir herunter und half mir auf die Füße. In meinem kurzen Leben hatte mir bisher niemand soviel Güte gezeigt wie mein Lehrer; es fiel mir schwer, die Tränen der Dankbarkeit und der Zuneigung zu unterdrücken. Der Lama drehte sich um. Er ging langsam den langen, leeren Korridor entlang. Dankbar folgte ich in seinen Fußspuren, folgte sogar sehr eifrig, denn ich wußte, daß *dieser* große Mann nie ungerecht sein würde. Am Eingang zu seinem Zimmer hielt er an, drehte sich um und legte mir die Hand auf die Schulter. »Komm mit, Lobsang, du hast kein Verbrechen begangen. Komm herein und erzähle mir von deinen Schwierigkeiten.« Damit schob er mich vor sich her und forderte mich auf, Platz zu nehmen. »Essen, Lobsang, *Essen*, daran denkst du immer. Wir müssen beim Reden Tee und etwas zu essen haben.« Leise klingelte er mit seiner silbernen Schelle nach dem Diener. Bevor uns Essen und Trinken serviert wurden, saßen wir schweigend. Ich dachte an die Sicherheit, mit der all meine Nachlässigkeiten herausgefunden wurden und bestraft worden waren, bevor sie hätten vollbracht werden können. Wieder unterbrach eine Stimme meine Gedanken. »Lobsang! Du hast Tagträume! *Essen*, Lobsang, das Essen steht vor dir. Und *du*, ausgerechnet *du*, hast es nicht bemerkt.« Die freundlich neckende Stimme brachte mich wieder zurück; geradezu automatisch griff ich nach diesen süßgezuckerten Keksen, die mein Gaumen so liebte: Kuchen, die aus dem fernen Indien für den Dalai Lama gebracht

worden waren.**133**

Eine Zeit saßen wir und aßen, oder besser: ich aß, während mich der Lama wohlwollend beobachtete. »Na, Lobsang«, sagte er, nachdem es schien, als sei ich bis zum Rande voll, »was gab es denn?« »Herr«, sagte ich, »ich dachte über das schreckliche Karma des verstorbenen Mönchs nach. Er muß in vielen seiner letzten Leben ein sehr böser Mensch gewesen sein. Während ich daran dachte, habe ich den Dienst im Tempel vergessen, und der Wächter kam, bevor ich fliehen konnte.« Er brach in Lachen aus. »So, Lobsang, du wolltest *deinem* Karma entfliehen, wenn du gekonnt hättest!« Ich schaute ihn verdrießlich an, denn ich wußte, daß nur wenige den athletischen Wächtern entwischen konnten, die trotz ihrer Größe schnell zu Fuß waren. »Lobsang, das Karma, oh, *wie* wird das so oft mißverstanden, sogar bei einigen hier im Tempel. Mach es dir bequem, denn dieses Thema wird recht lange dauern.« Ich ruckte ein wenig, tat als würde ich es »mir bequem machen«. Lieber wollte ich mit den anderen ins Freie, als hier zu sitzen, um einer Vorlesung zuzuhören. Denn auch bei einem großen Manne wie dem Lama Mingyar Dondup war ein Vortrag eben ein Vortrag, und Medizin, selbst mit süßem Beigeschmack, war immer noch Medizin. »Du weißt alles darüber, Lobsang, oder du solltest es wissen, wenn du deinen Lehrern mehr Aufmerksamkeit gewidmet hättest (was ich bezweifle!), aber ich werde dich gerne daran erinnern, doch fürchte ich, daß es dir noch immer an Aufmerksamkeit mangelt.« Dabei warf er mir einen durchbohrenden Blick zu. »Die Erde ist wie eine Schule. Wir kommen, um etwas zu lernen. Beim Eintritt in die Schule sind wir zuerst in der untersten Klasse, weil wir noch unwissend sind und bis jetzt noch nichts gelernt haben. Am Ende des Schuljahres bestehen wir entweder die Prüfung, oder wir fallen durch.**134**

Wenn wir bestehen, werden wir nach den Ferien in die höhere Klasse versetzt. Wenn wir durchgefallen sind, kommen wir danach wieder in

dieselbe Klasse. Sind wir beispielsweise nur in einem Fach durchgefallen, dann wird es uns gestattet, die höhere Klasse zu besuchen; wir dürfen auch das Fach weiterstudieren, in dem wir durchgefallen sind.« Das war ein Sprache, die ich sehr gut verstand. Ich wußte alles über Prüfungen und Duchfallen in einem Fach. Wußte, was es heißt, in eine höhere Klasse zu kommen, mit größeren Jungen im Wettbewerb zu stehen und die ganze Zeit über lernen zu müssen, die eigentlich sonst Freizeit hätte sein sollen. Ich wußte, was es heißt unter dem Adlerauge eines vermoderten alten Lama-Lehrers zu studieren, einer, der so alt war, daß er wirklich alles aus der eigenen Kindheit vergessen haben mußte. Plötzlich ein Krachen - ich sprang fast vom Boden auf. »Ach, Lobsang, so bekomme ich doch noch eine Reaktion von dir«, sagte mein Lehrer lächelnd, während er die Glocke an ihren Platz zurückstellte, die er eben hinter mich geworfen hatte. »Ich sprach dich mehrfach an, doch du warst ganz woanders.« »Es tut mir leid, hochverehrter Lama«, sagte ich, »aber ich dachte darüber nach, wie verständlich der Vortrag ist.« Der Lama erstickte ein Lachen und machte weiter. »Wir kommen auf die Erde wie Kinder in ihr Klassenzimmer. Wenn wir in unserem Leben gut vorankommen und das lernen, wozu wir gekommen sind, dann schreiten wir voran und erklimmen die nächste Stufe. Wenn wir unsere Lektionen nicht lernen, kehren wir mit einem Körper gleicher Art und zu gleichen Bedingungen wieder. Manchmal hat sich jemand in einem früheren Leben sehr grausam anderen gegenüber verhalten. Er muß wiederkehren und seine Missetaten sühnen. Er kehrt wieder, um den anderen Güte zu erweisen. Viele der großen Reformer unserer Zeit waren vormals Frevler. So dreht sich das Lebensrad, bringt erst dem einen Reichtum, dann einem anderen; der Bettler von heute ist morgen ein Prinz, so geht es weiter, von Leben zu Leben.«**135**

»Aber, verehrter Lama«, unterbrach ich ihn, »bedeutet es, daß ein Mann, der jetzt ein einbeiniger Bettler ist, in einem vorherigen Leben jemandem einen Fuß abgeschnitten haben muß?« »Nein, Lobsang, so ist es nicht. Es bedeutet, daß dieser Mann arm sein muß. Vielleicht soll er nur ein Bein haben, damit er so besser seine Lektion lernen kann. Wenn du Rechnen lernst, dann nimmst du auch eine Schiefertafel und ein Rechenbrett. Wenn du Schnitzen übst, nimmst du ein Messer und ein Stück Holz. Du verwendest die Werkzeuge, die deiner Aufgabe dienen. So ist es auch mit der

Beschaffenheit des Körpers, den wir haben; der Körper und die Lebensumstände sind die denkbar besten für unsere Aufgabe, die wir übernommen haben.« Ich dachte an den alten Mönch, der gestorben war. Er hatte immer sein »schlechtes Karma« beweint und darüber gegrübelt, was er wohl getan habe, um ein solch hartes Leben ertragen zu müssen. »Ach ja, Lobsang«, sagte mein Lehrer, der meine Gedanken gelesen hatte, »die Unwissenden beweinen es immer, wenn sich ihr Karma vollzieht. Sie bedenken nicht, daß sie manchmal nur die Opfer der schlechten Taten anderer sind und daß sie, selbst wenn sie jetzt zu Unrecht leiden, in einem späteren Leben völlige Wiedergutmachung erhalten. Nochmals sage ich es dir, Lobsang, du kannst nicht über die Entwicklung eines Menschen urteilen, nur aufgrund seines gegenwärtigen Lebens auf Erden, noch kannst du jemand als böse verdammen, weil er in Schwierigkeiten zu stecken scheint. Auch solltest du nie verdammen, bevor du nicht alle Tatsachen kennst. Diese kannst du jedoch nicht in diesem Leben allein bekommen, deshalb wirst du dir kein richtiges Urteil bilden können.« Der Klang der Tempeltrompeten scholl durch die Hallen und Gänge und rief uns aus unserem Gespräch heraus zur Versammlung zum Abenddienst. War es der Klang der Tempeltrompeten? Oder war es ein tieftönender Gong? Es schien als dröhnte der Gong in meinem Kopf. Ich bäumte mich auf. Ein Rucken brachte mich wieder zum Leben zurück. Müde öffnete ich die Augen. **136**

Schirme standen um mein Bett und in der Nähe ein Sauerstoffzylinder. »Er kommt zu sich, Herr Doktor«, sagte eine Stimme. Schritte kamen über den Boden, ein gutgestärkter Kittel raschelte. Ein rotes Gesicht kam in mein Sichtfeld. »Aha«, sagte der amerikanische Doktor. »Sie sind also wieder erwacht! Sie sind schwer verletzt worden!« Ich schaute ihn groß an. »Meine Koffer?« fragte ich, »sind sie hier?« »Nein, ein Mann ist damit verschwunden, die Polizei konnte ihn noch nicht finden.« Später am Tag kam ein Polizist an mein Bett und wollte noch Informationen. Mein Gepäck war gestohlen worden. Der Mann, der mich zusammengefahren und mich schwer verletzt hatte, war nicht versichert. Er war ein arbeitsloser Farbiger. Wieder einmal hatte ich mir meinen linken Arm, vier Rippen und beide Füße gebrochen. »In einem Monat sind Sie wieder draußen«, meinte der Doktor freundlich. Doch es kam eine doppelseitige Lungenentzündung hinzu. Neun Wochen lag ich im Krankenhaus. Sobald ich wieder aufstehen konnte, fragte man mich nach der Bezahlung. »Wir haben bei Ihnen 260

Dollar in der Brieftasche gefunden, davon werden wir 250 für den Aufenthalt nehmen müssen.« Entsetzt schaute ich den Mann an. »Aber ich habe keinen Job, nichts«, sagte ich. »Wie soll ich mit zehn Dollar leben?« Der Mann zuckte mit den Achseln. »Sie müssen den Neger verklagen. Sie waren verletzt und sind hier behandelt worden. Das muß bezahlt werden. Der Unfall hat nichts mit uns zu tun. Verklagen Sie den Mann, der das verschuldet hat.« Kopfschüttelnd ging ich die Treppen hinunter, schlich die Straße entlang. Kein Geld außer zehn Dollar. Kein Job, keine Bleibe. *Wie weiterleben?* war die Frage. Der Pförtner deutete mit dem Daumen. »Oben an der Straße is'ne Stellenvermittlung, geh dahin.« Stumm nickte ich, ging und hielt Ausschau nach dem, was meine einzige Hoffnung zu sein schien. In der heruntergekommenen Nebenstraße sah ich ein ramponiertes Schild, das »Jobs« verhiess. **137**

Ich schaffte es, in den dritten Stock zu laufen. Dort hielt ich mich am Treppengeländer fest, bis ich mich etwas besser fühlte. »Kannste schrubben, Typ?« fragte der Mann mit den gelben Zähnen, der eine zerfetzte Zigarre zwischen den Lippen rollte. Er musterte mich von oben bis unten. »Schätze, du kommst gerade aus'm Knast oder aus'm Hospital«, riet er. Ich erzählte ihm, was mir widerfahren sei, wie ich meine Habe und mein Geld verloren hatte. »Dann brauchste ja den Zaster schnell«, sagte er, griff nach einer Karte und füllte sie aus. Er gab sie mir mit den Worten, ich solle sie in einem Hotel mit einem sehr bekannten Namen vorzeigen. Es war eines *der* Hotels! Ich zog los und gab kostbare Cents für den Bus aus. »Zwanzig Dollar die Woche und eine Mahlzeit pro Tag«, sagte der Personalchef. So kam es, daß ich für zwanzig Dollar und eine Mahlzeit pro Tag Berge von schmutzigen Tellern wusch und endlose Treppen zehn Stunden täglich schrubbte. Zwanzig Dollar pro Woche und die tägliche Mahlzeit. Diese war natürlich nicht von gleicher Qualität wie für die Gäste. Das Essen wurde überdies strengstens überwacht. Der Lohn war so bescheiden, daß ich mir kein Zimmer davon leisten konnte. Ich fand mein Zuhause in den Parks, unter Brücken und Bögen, und lernte, mich nachts davonzuschleichen, bevor die Polizeistreife mit einem besonderen Knüppel vorbeikam und dem schroffen: »*Hau-bloß- ab!*«. Ich lernte meine Kleider mit Zeitungen auszustopfen, um die scharfen Winde abzuwehren, die nachts New Yorks

Straßen leerfegten. Mein einziger Anzug war abgetragen, durch die Arbeit verschmutzt, und die Unterwäsche konnte ich auch nicht wechseln. Um diese zu waschen, schloß ich mich hinter der Tür »Männer« ein. Dort zog ich die Unterwäsche aus, zog die Hosen wieder an. Dann wusch ich sie im Waschbecken und trocknete sie an den Dampfrohren. Bevor ich sie nicht trocken hatte, konnte ich nicht hinausgehen. Meine Schuhe hatten Löcher in den Sohlen, ich legte Kartonstücke hinein. Die ganze Zeit beobachtete ich die Abfalleimer, um ein Paar bessere zu finden, die ein Gast vielleicht weggeworfen hatte. **138**

Aber es gab viele wache Augen und flinke Hände, die den Müll durchsuchten, bevor er bis zu mir kam. Ich lebte und arbeitete von einer Mahlzeit am Tag und von sehr viel Wasser. Nach und nach hatte ich Geld für neue Kleider gespart. Für einen Anzug und ein paar Schuhe aus zweiter Hand hatte ich etwa 100 Dollar beisammen. Eines Tages hörte ich zwei Gäste miteinander sprechen, als ich neben der Tür zum Restaurant arbeitete. Sie besprachen den Reinform, den sie gerade mit einer Anzeige gehabt hatten. Sie hätte ihnen den Mann bringen sollen, den sie suchten. Ich arbeitete langsamer und langsamer. »Kenntnisse über Europa. Gute Stimme, Rundfunkerfahrung...« Etwas geschah mit mir, ich öffnete die Tür und erklärte: »Das kann ich alles!« Die Männer betrachteten mich zunächst verblüfft, dann schüttelten sie sich vor Lachen. Der Oberkellner und ein anderer Kellner sprangen zornig auf mich zu. »Hinaus!« sagte der Oberkellner, wobei er mich gewaltsam am Kragen packte und mein altes Jacket von oben nach unten zerriß. Ich drehte mich zu ihm um und warf ihm die beiden Hälften ins Gesicht: »Zwanzig Dollar pro Woche geben Ihnen nicht das Recht, so mit jemand zu sprechen!« sagte ich wütend. Einer der beiden Herren schaute mich erschrocken an: »Zwanzig Dollar die Woche, sagen Sie?« »Ja, mein Herr, das ist hier die Bezahlung und eine Mahlzeit pro Tag. Ich schlafe in den Parks, werde von Ort zu Ort von der Polizei gehetzt. Ich kam in dieses *Land der unbegrenzten Möglichkeiten*, schon einen Tag später überfuhr mich jemand mit seinem Auto. Als ich bewußtlos war, raubte mir jemand mein Gepäck. Beweise, mein Herr? Ich kann es beweisen, dann können Sie meine Geschichte überprüfen!« Der Manager des Stockwerks eilte herbei, rang verzweifelt die Hände und weinte fast. Er bat uns in sein Büro. Die anderen setzten sich, mich ließ man stehen. Der ältere der beiden Gäste telefonierte mit dem Krankenhaus, nach einigen Verzögerungen wurde meine Geschichte Wort für Wort bestätigt. Der

Manager drückte mir eine 20-Dollar-Note in die Hand. »Kaufen Sie sich ein neues Jacket«, sagte er, »und raus mit Ihnen.«**139**

Ich drückte ihm das Geld in seine schlaffe Hand. »Behalten Sie das«, erwiderte ich. »Sie werden es besser brauchen als ich.« Ich drehte mich um und wollte gehen. Bevor ich die Tür erreichen konnte, spürte ich eine Hand. Jemand rief: »Halt!«. Der ältere Mann schaute mir gerade in die Augen. »Ich denke, daß Sie uns Zusagen. Wir werden ja sehen. Kommen Sie morgen nach Schenectady. Hier ist meine Karte.« Ich drehte mich um, um zu gehen. »Warten Sie, hier sind fünfzig Dollar, damit Sie auch kommen.« »Mein Herr«, sagte ich und verweigerte die Annahme des angebotenen Geldes. »Ich komme zu Ihnen mit eigenen Mitteln. Ich nehme kein Geld, bevor Sie nicht sicher sind, daß Sie mit mir zufrieden sind. Ich kann Ihnen das Geld nicht zurückgeben, wenn Sie mich nicht wollen.« Ich ging und verließ den Raum. Aus meinem Schrank im Personalraum holte ich meine spärlichen Sachen, mit denen ich hinaus auf die Straße ging. Ich konnte nur zu einer Bank in den Park gehen. Ich hatte kein Dach über dem Kopf und hatte niemanden, von dem ich mich verabschieden konnte. In der Nacht regnete es in Strömen, so daß ich bis auf die Haut durchgeweicht war. Mein »neuer Anzug« blieb trocken, weil ich mich auf ihn gesetzt hatte.

Am Morgen trank ich einen Kaffee, aß ein Sandwich und fand heraus, daß mich der Bus am billigsten von New York nach Schenectady bringen würde. Ich kaufte eine Karte und nahm meinen Platz ein. Ein Reisender hatte seine *Morning Times* auf dem Sitz liegengelassen, ich las und vermied dadurch, über meine ungewisse Zukunft zu brüten. Am Nachmittag war ich am Ziel angelangt. Ich ging zu den öffentlichen Bädern, machte mich so fein wie möglich, zog meine sauberen Kleider an und ging hinaus. In den Radiostudios erwarteten mich die beiden Männer. Stunde um Stunde durchlöcherten sie mich mit Fragen, wobei sie sich abwechselten. Schließlich hatten sie meine ganze Geschichte erfahren. »Sie sagen, Sie hätten Papiere bei einem Freund in Schanghai?« sagte der Ältere. »Dann wollen wir Sie vorübergehend anstellen. Lassen Sie sich Ihre Papiere aus Schanghai hierherschicken: Wir bezahlen das Telegramm.«**140**

Sobald wir die Papiere gesehen haben, gehören Sie zum festen Personal. Fürs erste bekommen Sie 110 Dollar pro Woche. Wir sprechen über mehr,

wenn wir die Papiere gesehen haben. Lassen Sie sich diese auf unsere Kosten schicken.« Der andere Mann meinte: »Er kann sicher einen Vorschuß gebrauchen.« »Gib ihm einen Monat im Voraus«, sagte der erste Mann. »Übermorgen kann er bei uns anfangen.« So begann eine glückliche Zeit in meinem Leben. Ich liebte die Arbeit und verrichtete sie zufriedenstellend. Im Laufe der Zeit kamen meine Papiere an, mein altes Kristallglas und ein paar andere Dinge. Die zwei Männer prüften alles und gaben mir fünfzehn Dollar mehr pro Woche. Das Leben lächelt mir zu, dachte ich. Nach einiger Zeit, in der ich das meiste Geld gespart hatte, fühlte ich mich als Versager, weil ich nicht *die mir zugeteilte Aufgabe* erfüllte. Der ältere Mann war sehr mit mir zufrieden. Ich ging zu ihm und erzählte ihm mein Problem, erzählte, daß ich fort müsse, sobald sie Ersatz für mich gefunden hätten. Danach blieb ich noch drei Monate dort. Mit meinen Papieren aus Schanghai kam auch mein englischer Paß, den mir die Briten entgegenkommenderweise ausgestellt hatten. Während der längst vergangenen Kriegstage waren sie mit mir sehr zufrieden gewesen, denn sie hatten meine Dienste in Anspruch genommen. Dann meinten sie, sie hätten keine Verwendung mehr für mich. Ich nahm meinen Paß, sowie die anderen Papiere. Damit ging ich zum britischen Konsulat nach New York. Nach dem üblichen Ärger und nach vielen Verzögerungen erhielt ich ein Visum und eine Arbeitserlaubnis für England. Schließlich hatte man Ersatz für mich gefunden. Ich blieb noch zwei Wochen, »um ihm die Kniffe beizubringen«, dann ging ich endgültig. Amerika ist sicher einmalig für jemand, der weiß, wie er völlig umsonst überallhin reisen kann. Ich stöberte in vielen Zeitungen, bis ich unter der Rubrik »Transporte« folgendes fand: Californien, Seattle, Boston, New York. Benzin frei, Telefon: 00000 XXX-Autoüberführungen**141**

Amerikanische Firmen lassen ihre Autos über den ganzen Kontinent ausliefern. Das ist eine gute und billige Methode zu reisen. Man setzt sich mit der Lieferfirma in Verbindung, absolviert einen kleinen Fahrtstest und bekommt Benzingutscheine für bestimmte Tankstellen unterwegs. Ich rief die XXX-Autoüberführung an und sagte, ich wolle nach Seattle fahren. »Keine Schwierigkeit, kein Problem«, sagte der Mann mit irischem Akzent. »Ich suche einen guten Fahrer für einen Lincoln. Fahren Sie mich mal rum, mal sehen ob 's klappt.« Als ich ihn herumfuhr, gab er mir nützliche Tips.

Er schien mich zu mögen, denn er meinte: »Ich erkenne Ihre Stimme. Waren Sie Rundfunksprecher?« Ich bestätigte es ihm. Er sagte weiter: »Ich habe einen Kurzwellenempfänger, mit dem ich die Verbindung zur Heimat aufrechterhalte. Irgendetwas ist defekt. Ich kann keinen Sender mehr empfangen. Die Leute hier kennen sich mit dem Radiotyp nicht aus. Sie vielleicht?« Ich versprach ihm, ich würde einmal nachsehen. Er lud mich ein, ihn abends zu besuchen. Um hinzukommen, lieh er mir sogar ein Auto. Seine Frau, die gleichfalls aus Irland stammte, war außerordentlich nett. Sie hinterließen in mir ein freundschaftliches Gefühl für Irland, das noch stärker wurde, als ich später dort lebte. Das Radio war ein bekanntes englisches Modell, ein besonders schönes Eddystone, wie man es heute selten findet. Ich hatte Glück. Der Ire nahm eine der extra hineinzusteckenden Spulen; ich sah ihm zu, wie er sie hielt. »Geben Sie mir bitte die Spule«, sagte ich. Dann ließ ich mir ein Vergrößerungsglas geben. Eine rasche Untersuchung zeigte mir, daß er die Spule falsch hielt; er hatte einen Draht an der Halterung abgebrochen. Ich zeigte es ihm. »Haben Sie einen Lötkolben und Lötzinn?« fragte ich ihn. Er mußte es sich bei seinem Nachbar leihen. Der Draht war schnell angelötet. Bald lauschten wir der BBC aus London. **142**

»Ich wollte das Gerät schon fast nach England zurückschicken, um es reparieren zu lassen«, sagte der Ire. »Jetzt will ich etwas für Sie tun. Der Besitzer des Lincolns wollte sich den Wagen von einem unserer festangestellten Leute nach Seattle bringen lassen. Er ist ein reicher Mann. Ich setze Sie auf unsere Gehaltsliste, so daß Sie dafür bezahlt werden. Wir geben Ihnen 80 Dollar und berechnen ihm 120 dafür. Erledigt?« *Erledigt!* Selbstverständlich, das paßte mir gut. Am folgenden Morgen fuhr ich los. Pasadena war mein erstes Ziel. Ich wollte mich überzeugen, daß der Schiffsmaschinist, dessen Papiere ich benutzt hatte, tatsächlich keine Verwandten hatte. New York, Pittsburgh, Columbus, Kansas City, die Kilometer schnurrten ab. Ich ließ mir eine Woche Zeit für die Fahrt. Nachts schlief ich im Auto, um die Auslagen für die Hotels zu sparen. Ich fuhr von der Straße ab, wann ich wollte. Bald war ich am Fuße der Rocky Mountains und genoß die bessere Luft, genoß es noch mehr, je höher ich kam. Eine ganzen Tag ruhte ich hoch oben in den Bergen aus, dann fuhr ich nach

Pasadena. Meine sorgfältigen Nachforschungen bestätigten mir, daß er wirklich keine Verwandten hatte. Er schien ein verdrießlicher Mann gewesen zu sein, der es vorgezogen hatte, niemanden außer sich selbst in der Nähe zu ertragen. Ich fuhr weiter durch den Yosemite National Park, den Crater Lake National Park, durch Portland und schließlich nach Seattle. Dort fuhr ich das Auto in die Werkstatt, wo es gründlichst untersucht, geschmiert und gewaschen wurde. Dann wurde der Käufer von der Werkstatt aus angerufen. Der Manager rief mich zu sich: »Kommen Sie mit, er möchte, daß Sie das Auto zu ihm hinfahren.« Ich fuhr den Lincoln, der Manager nahm ein anderes Auto, damit wir wieder zurückfahren könnten. Oben über der sehr weiträumigen Einfahrt zum Haus erschienen drei Männer. Der Manager verhielt sich gegenüber dem Käufer des Lincolns, der mit eisernem Gesicht wartete, sehr ehrerbietig. Die beiden Männer bei ihm waren Automobiltechniker, die den Lincoln gründlichst inspizierten. **143**

»Der Wagen ist sehr gut eingefahren worden«, meinte der Ältere der beiden schließlich. »Sie können ihn übernehmen, er ist einwandfrei.« Der Mann mit dem frostigen Gesichtsausdruck nickte mir von oben herab zu. »Kommen Sie mit in mein Studierzimmer«, meinte er. »Ich gebe Ihnen einen Bonus von 100 Dollars - nur für Sie - weil Sie ihn so vorsichtig eingefahren haben.« »Mann, oh Mann!« sagte der Manager später, »das war sehr großzügig von ihm.« »Ich würde gerne nach Kanada fahren«, sagte ich. »Können Sie mir dabei helfen?« »Na ja«, sagte der Manager, »Sie möchten wohl nach Vancouver, aber in der Richtung habe ich nichts. Ich kenne jemanden, der einen neuen Soto haben will. Er lebt in Oroville, das ist direkt an der Grenze. Er will selbst nicht so weit fahren. Er wäre sehr froh, wenn jemand ihm den Wagen bringt. Ich werde ihn anrufen.« »Hey Hank«, sagte der Manager zu seinem Gesprächspartner am Telefon. »Hör mal auf mit deiner üblichen Feilscherei und sag, ob du den Soto geliefert haben willst?« Er hörte eine Weile zu, dann unterbrach er. »Hab ich dir das nicht gerade gesagt? Ich habe hier jemanden, der nach Kanada unterwegs ist und durch Oroville *kommt*. Er hat hier gerade einen Lincoln aus New York abgeliefert. Was meinst'n, Hank?« Hanks Stimme drang sogar bis zu mir, sie wirkte breiig und verwirrt. Der Manager atmete seufzend aus. »Na, du bist mir vielleicht ein übellauniger, von allen Hunden gehetzter Erbsenzähler«, meinte er. »Du kannst deinen Scheck der Bank geben, schätze, ich kenn

dich jetzt schon seit zwanzig Jahren oder mehr und hab keine Angst, daß de mir davonrennst.« Er hörte noch eine Weile zu. »Naaa gut, ich werd das tun. Ja, ich setz es auf die Rechnung«, sagte er abschließend. Er legte auf und ließ den Atem pfeifend ausströmen. »Heh, Mann«, fragte er mich, »kennste dich aus mit Frauen?« Frauen? Was dachte er, was sollte ich von Frauen wissen? Wer *weiß* überhaupt etwas von Frauen? Sie sind sich doch selbst ein Rätsel! Der Manager sah meinen erstaunten Blick. »Hank da oben war vierzig Jahre lang Junggeselle, was ich so weiß.144

Nun verlangt er, wir sollen ihm ein paar Kinkerlitzchen für Frauen mitschicken. Gut, gut, gut. Ich dachte schon, der Kerl ist schwul. Ich frag mal meine Frau, was man da so mitbringt.« Etwas später fuhr ich in einem nagelneuen und mit Frauenkleidern vollgepackten Soto nach Seattle. Die Frau des Managers hatte einfühlsam mit Hank telefoniert, um herauszubekommen, was er wollte! Von Seattle ging es nach Wenatchee und weiter nach Osoyoos. Hank war zufrieden, ich blieb dort noch ein wenig. Bald wollte ich weiter nach Kanada. Mit viel Glück im Unglück kam ich durch dieses Land, von Trail durch Ottawa, über Montreal nach Quebec. Was ich dort alles erlebt habe, war so ungewöhnlich, darüber gäbe es soviel zu berichten, daß es Thema für ein ganzes Buch ist. Quebec ist eine wunderbare Stadt, hat jedoch einen einzigen Nachteil: man ist bei den meisten nicht sehr beliebt, wenn man kein Französisch spricht. Meine eigenen Französischkenntnisse reichten aus, um mich gerade durchzuschlagen! Es zog mich wieder zum Wasser hin. Mir gelang es, eine Mitgliedskarte der Marinegewerkschaft zu ergattern, so daß ich mich als Handlanger an Bord verdingen konnte. Kein hochbezahlter Job, aber einer der mir half, wieder einmal den Atlantik zu überqueren. Das Schiff war ein altes, dreckiges Trampschiff. Der Kapitän und seine Offiziere hatten schon längst alle Begeisterung für die See und für dieses Schiff verloren. Es wurden kaum noch Reinigungsarbeiten vorgenommen. Ich war unbeliebt, weil ich weder spielte noch über Frauengeschichten sprach. Ich war aber auch gefürchtet, weil der größte Schläger auf dem Schiff, der seine körperliche Überlegenheit an mir vorführen wollte, schließlich um Gnade bitten mußte. Zweien aus seiner Bande erging es noch schlimmer. Deshalb wurde ich zum Kapitän zitiert, der mich dafür rügte, daß ich Mitglieder der Mannschaft arbeitsunfähig geschlagen hatte. Er dachte gar nicht daran, daß

ich mich ja hatte verteidigen müssen! Abgesehen von diesen Nebensächlichkeiten gab es nichts Berichtenswertes auf dieser Reise, und bald fuhr das Schiff durch den Kanal.**145**

Ich hatte dienstfrei und war auf Deck, als wir »The Needles« hinter uns ließen und den Solent erreichten, das Stück Wasser, das die Insel Wight vom Hauptland trennt. Langsam krochen wir am Netley Hospital entlang, einem wunderschönem Fleckchen Erde. Wir warteten auf die geschäftigen Fähren bei Woolston, bis wir schließlich in den Hafen von Southampton fahren konnten. Der Anker klatschte ins Wasser, die Kette rasselte durch die Klüsen. Das Schiff lag vor Anker, bereit zum Fluten, der Telegraph verstummte im Maschinenraum und mit ihm das leichte Vibrieren der Maschine. Beamte kamen an Bord, prüften die Schiffspapiere und durchsuchten die Mannschaftsunterkünfte. Der Hafendarzt erklärte uns für gesund. Langsam schlingerte das Schiff an seinem Ankerplatz. Als Mitglied der Mannschaft blieb ich, bis das Schiff entladen war. Ich bekam meine Heuer, nahm dann mein spärliches Hab und Gut und ging an Land. »Etwas zu verzollen?« fragte der Zöllner. »Nichts«, sagte ich, dann öffnete ich vor ihm wie befohlen meinen Koffer. Er sah meine wenigen Sachen durch, schloß den Koffer und machte sein Kreidezeichen darauf. »Wie lange bleiben Sie hier?« erwiderte er. »Ich will hier leben«, sagte ich. Er schaute sorgfältig in meine Papier: Paß, Visum, Arbeitserlaubnis. Nach seinem »okay« wies er mir den Weg durch das Tor. Ich ging hinaus. Im Umdrehen warf ich dem Schiff noch einen letzten Blick zu. Ein heftiger Stoß warf mich hart zu Boden. Ich drehte mich schnell um. Ein höherer Zollbeamter war von der Straße hereingerannt. Er kam zu spät zum Dienst und war mit mir zusammengestoßen. Jetzt saß er halb betäubt auf der Erde. Einen Moment lang blieb er sitzen. Ich ging zu ihm hin, um ihm hochzuhelfen. Voll Wut schlug er in meine Richtung. Also nahm ich meinen Koffer und wollte weitergehen. »Stopp«, schrie er. »Es ist alles in Ordnung, Sir«, sagte der Zöllner, der mich abgefertigt hatte, »er hat nichts zu verzollen, und seine Papiere sind in Ordnung.«**146**

»Ich werde ihn selbst überprüfen«, sagte der Oberzöllner. Zwei andere Zöllner, die neben mir standen, sahen betroffen drein. Einer wollte etwas erwidern, wurde aber roh mit dem Befehl: »Klappe-halten!« gebremst. Man führte mich wieder hinein, bald erschien der zornige Beamte. Er durchsuchte meinen Koffer, warf den Inhalt auf den Boden und prüfte die Nähte und den Boden meines abgewetzten Koffers. Verärgert, weil er nichts finden konnte, verlangte er meinen Paß. »Aha!« rief er. »Ein Visum und eine Arbeitserlaubnis. Der Beamte in New York ist nicht bevollmächtigt, so etwas auszustellen. Dazu sind nur *wir* hier befugt.« Triumphierend schaute er mich an, riß mit theatralischer Geste den Paß entzwei und warf ihn in den Papierkorb. Ein innerer Impuls ließ ihn sich bücken, die Fetzen herausholen, und er stopfte sie sich in die Tasche. Er läutete die Glocke, zwei Männer kamen aus dem anderen Büro herein. »Dieser Mann hat keine Papiere«, sagte er. »Er wird wieder ausgewiesen, nehmt ihn bis dahin in Abschiebehaft.« »Aber Sir!« sagte einer der Beamten, »ich habe sie selbst gesehen, sie waren in Ordnung.« »Zweifeln Sie etwa an meinen Fähigkeiten?« brüllte der Vorgesetzte. »*Tun Sie gefälligst, was ich befehle!*« Ein Mann nahm mich traurig am Arm. »Kommen Sie mit«, sagte er. Ich wurde abgeführt und in eine leere Zelle gesperrt. »Bei Gott, alter Junge!« sagte der strahlende junge Mann vom Auswärtigen Amt, als er meine Zelle sehr viel später betrat. »Das ist aber ein schreckliches Theater, was?« Er strich sich über sein glattes Kinn, glatt wie ein Kinderpopo und seufzte laut. »Sehen Sie, Ihre Lage, alter Knabe, ist ganz einfach hoffnungslos verfahren! Sie müssen Papiere gehabt haben, sonst hätten die Knilche in Quebec Sie nicht an Bord gelassen. Jetzt haben Sie keine Papiere mehr. Sie müssen *über Bord gegangen* sein. Quod erat demonstrandum! Alter Junge, was? Ich würde sagen ...« Ich funkelte ihn an. »Meine Papiere sind vorsätzlich zerrissen worden. Ich verlange, daß man mich freiläßt«, unterbrach ich ihn.¹⁴⁷

»Ja, ja«, sagte der strahlende junge Mann. »Aber können Sie das *beweisen*? Ich hör da einen ganz feinen Wind um meine Ohren säuseln, der mir sagt, was da passiert ist. Wir müssen aber zu unseren Beamten stehen, oder die Presse läge uns in den Ohren. Loyalität und Esprit de Corps und all das Zeug.« »So«, sagte ich, »Sie wissen also, daß meine Papiere zerrissen

worden sind, aber selbst Sie hier in diesem hochgepriesenen *Land der Freien* können unbeteiligt einer solchen Verurteilung Zusehen?« »Mein guter Junge, Sie hatten bloß den Paß einer Residenz eines besetzten Landes, Sie sind kein gebürtiges Mitglied des Commonwealth. Ich fürchte, Sie stehen weit außerhalb unserer Einflußsphäre. Nein, mein Junge, wenn Sie nicht zustimmen, daß Ihre Papiere - naja - über Bord gefallen sind, dann müssen wir eine Gerichtsverhandlung wegen illegaler Einwanderung anberaumen lassen. Das bedeutet für Sie bis zu zwei Jahren auf Eis. Wenn Sie mitspielen, werden Sie nur sofort wieder nach New York zurückgeschickt.« »New York? Warum New York?« fragte ich. »Wenn Sie nach Quebec zurückkehren, könnten Sie uns einigen Ärger bereiten. Wir könnten beweisen, daß Sie aus New York kamen. Alles hängt jetzt von Ihnen ab. New York - oder zwei Jahre unfreiwilliger Gast Ihrer Majestät.« Wie einen Nachgedanken fügte er hinzu: »Auf jeden Fall würden Sie, nachdem Sie Ihre Strafe abgesessen haben des Landes verwiesen. Der Staat würde freudig das Geld konfiszieren, das Sie haben. Unser Vorschlag macht es Ihnen zumindest möglich, daß Sie Ihr Geld behalten.« Der nette junge Mann stand auf und büstete sich unsichtbaren Staub von seiner makellosen Jacke. »Denken Sie darüber nach, alter Knabe, denken Sie darüber nach, wir bieten Ihnen einen wunderbaren *Ausweg*.« Damit drehte er sich um und verließ die Zelle. Man brachte mir unverdauliches englisches Essen herein. Ich bemühte mich, es mit dem stumpfsten Messer, das ich je gesehen hatte, zu zerschneiden. Vielleicht glaubten sie, ich würde an Selbstmord denken. **148**

Aber ganz sicher würde dies niemand mit *solch* einem Messer versuchen. Der Tag schwand dahin. Ein freundlicher Wächter schob mir einige Zeitungen herein. Nach einem kurzen Blick darauf schob ich sie fort, denn soweit ich sehen konnte, enthielten sie nur Sex und Skandale. Mit der Abenddämmerung wurde mir ein dickwandiger Becher Kakao, eine Scheibe Brot und Margarine gebracht. Die Nacht war kühl, eine naßkalte Dumpfheit umgab mich, welche mich an Gräber und verwesende Leichen erinnerte. Die Wachablösung am Morgen grüßte mich mit einem Lächeln, das sein steinernes Gesicht fast bersten ließ. »Morgen verlassen Sie uns«, sagte er. »Ein Schiffskapitän ist einverstanden, daß Sie Ihre Überfahrt bei ihm abarbeiten werden. Man wird Sie dann bei Ankunft der New Yorker Polizei überstellen.« Später am Vormittag kam ein Beamter, der mir das gleiche nochmals offiziell mitteilte und mich weiter darüber aufklärte, daß ich auf

dem Schiff die härteste Arbeit zu verrichten hätte, nämlich die Kohlen zu trimmen. Es handele sich um einen uralten Frachter, der keine arbeitserleichternden Einrichtungen besäße. Ich würde nicht bezahlt, und ich sollte den Vertrag unterschreiben, daß ich mit den Bedingungen einverstanden sei. Am Nachmittag wurde ich unter Bewachung nach unten zu einem Schiffsagenten geführt, wo ich - in Gegenwart des Kapitäns - den Vertrag unterschrieb. Vierundzwanzig Stunden später wurde ich zum Schiff abgeführt und in eine kleine Kajüte gesperrt. Man befahl mir dort zu bleiben, bis das Schiff außerhalb des Hoheitsgewässers sei. Bald weckte das Dröhnen der Motoren das Schiff zu trägem Leben. Füße klapperten über mir. Weil das Deck sich hob und senkte, wußte ich, daß wir über die offene See fuhren. Noch bevor Portland Bill hinter Steuerbord verschwand, wurde ich freigelassen. »Stürz dich drauf, Kumpel«, sagte der Heizer, der mir eine zerbeulte Schippe und eine Harke in die Hand drückte. »Hol da haufenweise Schlacke raus. Schlepp sie an Deck und Stapel sie. Los Bewegung.«**149**

»Ach guck mal da!« bellte der riesige Mann auf dem Vorderdeck, als ich später an ihm vorbeikam. »Da ham wir ja'n Schlitzauge. Hei du«, sagte er, dabei schlug er mir quer über das Gesicht, »denk mal an Pearl Harbour.« »Laß'n doch, Butch«, sagte ein anderer, »die Bullen sin' hinter ihm her.« »Haha«, röhnte Butch. »Erst braten wir ihm eins über für Pearl Harbour.« Er segelte auf mich zu, mit Fäusten wie Dampfhammer und wurde immer wilder, da mich keiner seiner Schläge traf. »Schlüpfriger Aal, du«, grunzte er, während er versuchte meinen Hals in Würgegriff zu nehmen. Der alte Tzu und andere im fernen Tibet hatten mich gut auf so etwas vorbereitet. Ich bückte mich, entspannte mich, und die Fliehkraft ließ Butch vornüber schießen. Er sauste davon, schmetterte mit dem Gesicht an die Tischkante, zerbrach sich seine Kinnlade und verlor fast ein Ohr an einem Krug, den er im Hinfallen zerschellen ließ. Von da an hatte ich nie mehr Ärger mit einem aus der Mannschaft. Langsam tauchte New Yorks Horizont vor uns auf. Wir plackten uns weiter. Hinter uns zog eine Rauchfahne von der minderwertigen Kohle, die wir verwendeten. Ein ostindischer Heizer, der sich vorher mit einem furchtsamen Blick über die Schulter umgesehen hatte, rutschte näher zu mir. »Die Bullen werden dich gleich holen«, sagte er. »Bist'n guter Kerl, hab den Chef sogn hörn, was der Käptn meint. Die wolln sich die Finger sauber halten.« Er reichte mir einen Tabaksbeutel aus

Ölhaut. »Steck dein Geld da rein und rutsch über die Reling, bevor se mit dir an Land komm'n.« Er flüsterte vertraulich, sagte mir, wo das Polizeiboot anlegen würde, wo *ich* mich verstecken sollte, wie er es selbst schon früher getan hatte. Ich hörte genau zu, als er mir beschrieb, wie ich der Verfolgungsjagd entkommen könnte, nachdem ich erst über Bord war. Er gab mir Namen und Adressen von Leuten, die mir helfen würden, und versprach, diesen Bescheid zu geben, wenn er an Land wäre. »Ich hat' oft schon Ärger, wie du«, sagte er. »Mich ham se wegen meiner Hautfarbe da reingezogen.« **150**

»He, du da«, brüllte jemand von der Brücke. »Der Käptn ruft dich. Schnell hin!« Ich rannte auf die Brücke, der Maat zeigte mit dem Daumen zum Kartenhaus. Der Kapitän saß am Tisch über einige Papiere gebeugt. »Aha!« sagte er, als er mich ansah. »Ich muß Sie der Polizei übergeben. Haben Sie mir vorher noch etwas zu sagen?« »Sir«, antwortete ich, »meine Papiere waren alle in Ordnung, aber ein höherer Zolloffizier hat sie mir zerrissen.« Er sah mich an, nickte, sah wieder auf seine Papiere und kämpfte sichtbar mit einer Entscheidung. »Ich kenne den Mann, den Sie meinen. Ich hatte auch schon Ärger mit ihm. Die Obrigkeit will ihr Gesicht wahren, egal wieviel Not das anderen bereitet. Ich *weiß*, daß diese Geschichte wahr ist, ein Freund von mir ist beim Zoll, der hat mir davon erzählt.« Er schaute wieder nach unten und spielte mit den Papieren. »Hier habe ich eine Anzeige, Sie seien ein blinder Passagier.« »Aber Sir!« rief ich. »Die britische Botschaft in New York weiß, wer ich bin. Das können auch die Schiffsagenten in Quebec bestätigen.« »Guter Mann«, sagte der Kapitän traurig. »Sie kennen die Methoden hier im Westen nicht. Da fragt man nicht lange. Man nimmt Sie mit an Land: in die Zelle, Verhandlung, Verurteilung und ab ins Gefängnis. Dann vergißt man Sie. Wenn das Ende der Strafzeit naht, wird sie verlängert. Zuletzt werden Sie nach China abgeschoben.« »Das ist mein Tod, Sir«, sagte ich. Er nickte. »Aber das Ansehen der Behörden bleibt gewahrt. Wir, hier an Bord, haben da so unsere Erfahrungen aus der Zeit der Prohibition. Wir wurden als Verdächtige verhaftet und schwer bestraft, obwohl wir *völlig* unschuldig waren.« Aus der Schublade vor sich entnahm er einen kleinen Gegenstand. »Ich werde der Polizei sagen, Sie seien da hineingezogen worden, ich will Ihnen helfen, so gut ich kann. Man wird Sie in Handschellen legen, aber nicht

durchsuchen, bevor Sie an Land sind. Hier ist ein Schlüssel für die Handschellen.**151**

Ich werde ihn nicht weitergeben, lege ihn aber auf den Tisch und drehe mich um.« Er legte den glänzenden Schlüssel vor mich hin, stand auf und drehte sich zu einer Karte um. Ich steckte den Schlüssel in meine Tasche. »Danke, Sir«, sagte ich, »ich fühle mich besser, weil Sie mir vertrauen.« Aus der Ferne näherte sich das Polizeiboot. Das Wasser sprühte auf. Schneidig fuhr es an unsere Seite, machte eine halbe Drehung und legte an. Die Leiter wurde herabgelassen. Zwei Polizisten stiegen herauf. Sie stolzierten zur Brücke, mitten durch die sauren Blicke der Mannschaft hindurch. Der Kapitän begrüßte sie und bot Getränke und Zigarren an. Dann legte er ihnen die Papiere vor. »Dieser Mann hat sehr gut gearbeitet. Er ist meiner Ansicht nach von den britischen Behörden hereingelegt worden. Geben Sie ihm doch Gelegenheit, die britische Botschaft anzurufen, so könnte er seine Unschuld beweisen.« Der ranghöhere Polizist sah ihn zynisch an. »All diese Burschen sind unschuldig; die Gefängnisse sind voll mit Unschuldigen, die man hereingelegt hat, wenn man ihnen zuhört. Alles, was wir wollen, ist ihn in einer hübschen Zelle unterzubringen und dann weiter unseren Dienst zu verrichten. Komm mit, Typ!« sagte er zu mir. Ich bückte mich, um meinen Koffer aufzuheben. »Ach, den wirste kaum noch brauchen«, sagte er und drängelte mich hinaus. Nach kurzem Nachdenken ließ er die Handschellen um meine Handgelenke schnappen. »Aber das gibts doch gar nicht«, rief der Kapitän. »Er kann doch gar nicht fliehen, und wie soll er mit den Dingen zum Boot hinunterklettern?« »Wenn er in die Brüche fällt, werden wir ihn schon rausfischen«, erwiderte der Polizist mit böartigem Lachen. Es war nicht leicht, die Leiter so hinunterzuklettern, aber ich schaffte es ohne Mißgeschick, was den Polizisten sehr mißfiel. Auf dem Kutter schenkten sie mir keine Aufmerksamkeit mehr.**152**

Wir rasten an einigen Schiffen vorbei und näherten uns sehr schnell dem Polizeihafen. »Jetzt wird es aber Zeit«, dachte ich. Mit einer schnellen Drehung ließ ich mich über die Reling fallen. Ich tauchte so tief wie möglich. Mühsam steckte ich den Schlüssel ins Schloß und drehte. Die Handschellen gingen auf. Langsam, ganz vorsichtig ließ ich mich zur Oberfläche emportreiben. Der Polizeikutter war schon sehr weit weg, die Männer entdeckten mich und begannen zu schießen. Kugeln spritzten nahe an mir vorbei, bevor ich wieder tauchte. Ich schwamm so schnell ich konnte unter Wasser, bis meine Lungen fast zu bersten schienen. Dann tauchte ich wieder auf. Die Polizisten waren weit fort. Sie beobachteten die Stelle, an der *sie* vermuteten, daß ich dort an Land gehen würde. Ich kroch an der Stelle an Land, bei der man es am wenigsten vermutet hätte; aber ich will sie nicht verraten, um einem anderen Unglücklichen diese Chance zur Flucht nicht zu nehmen. Stundenlang lag ich auf halbversunkenen Brettern, zitterte und hatte Schmerzen, während das schlammige Wasser mich umspülte. Dann hörte ich Rudergeräusche, Ruderblätter plätscherten im Wasser. Ein Ruderboot mit drei Polizisten war zu sehen. Ich glitt von dem Holz ins Wasser und ließ mich so weit sinken, daß nur noch meine Nasenlöcher darüber blieben. Obwohl ich hinter einem Baumstamm verdeckt war, war ich zu einer schnellen Flucht bereit. Das Boot schaukelte dahin. Nach sehr langer Zeit meinte eine heisere Stimme: »Schätze, der ist schon längst steif. Die Leiche finden wir auch später noch. Laßt uns'nen Kaffee trinken gehn.« Das Boot entschwand aus meiner Sicht. Endlos verstrich die Zeit, dann quälte ich mich wieder auf den Baumstamm heraus und zitterte heftig. Der Tag ging zu Ende, steifgeforen kroch ich zentimeterweise über den Balken zu einer halbverfallenen Leiter. Ich kroch langsam heraus. Damit mich niemand sah, verbarg ich mich in einer Hütte. Ich zerrte mir die Kleider vom Leib und wrang sie aus. Am anderen Ende der Werft erschien ein Mann. Es war der Ostinder. Als er in meiner Höhe war, pffiff er leise. Er hielt an und setzte sich auf einen Poller. **153**

»Komm heraus«, sagte er. »Die Bullen sind ganz woanders, auf der anderen Seite. Mann! Die haste ganz schön fertiggemacht.« Er stand auf, streckte sich und sah sich um. »Komm mit«, sagte er. »Aber ich weiß nicht, ob se dich nicht noch schnappen. Ein farbiger Herr wartet mit'nem Lastwagen. Wenn wir dort sin', kletterste hinten rein und deckst dich mit der Plane zu.« Er ging voraus, ich folgte ihm in einiger Entfernung und schlüpfte von einem Gebäude zum anderen. Das Wasser schwappte hinter den

Holzhaufen; eine Polizeisirene heulte in der Ferne. Nur diese Geräusche brachen die Stille. Plötzlich hörte ich das Rütteln eines Lastwagenmotors. Er wurde angelassen. Die Rücklichter blitzten genau vor mir auf. Ein riesiger Neger nickte dem Ostinder zu, winkte mir freundlich zu, wobei er zum hinteren Ende des Autos deutete. Unter Schmerzen kletterte ich hinauf und zerrte das alte Ölzeug über mich. Der Wagen fuhr los und hielt wieder. Die beiden Männer stiegen aus. »Wir müssen noch ein bißchen aufladen, gleich gehts weiter«, erklärten sie mir. Ich krabbelte näher zur Fahrerkabine und hörte wie Kisten klappernd aufgeladen wurden. Der Lastwagen fuhr rüttelnd über holprige Straßen weiter. Bald hielt er wieder. Eine rüde Stimme schrie: »Was habt ihr da drauf, Jungs?« »Nur Abfall, Sir«, antwortete der Neger. Schwere Schritte kamen den Wagen entlang. »Okay«, sagte die Stimme, »macht euch fort.« Ein Tor schlug zu, der Neger legte den Gang ein; wir fuhren weiter durch die Nacht. Wir schienen stundenlang zu fahren, dann drehte der Wagen scharf bei, bremste und hielt endlich. Das Ölzeug wurde hochgehoben. Da standen der Neger und der Ostinder, die auf mich heruntergrinsten. Müde starrte ich sie an und griff nach meinem Geld. »Ich werde euch bezahlen«, sagte ich. »Nix bezahlste«, erwiderte der Neger. »Butch hätte mich fast schon mal totgemacht, bevor wir noch New York erreicht hätten«, berichtete der Ostinder. »Du hast mich gerettet, nun hilf ich dir, un' wir kämpfen gemeinsam gegen die Rassendiskriminierung hier. Komm mit rein.«**154**

»Rasse, Glaube und Farbe bedeuten nichts«, dachte ich. »Alle Menschen haben rotes Blut.« Sie führten mich in einen warmen Raum, wo zwei hellhäutigere Negerinnen warteten. Bald war ich in heiße Tücher gepackt und aß etwas Warmes. Dann zeigten sie mir meinen Schlafplatz; ich schlief ein.**155**

KAPITEL 7

Zwei Tage und zwei Nächte lang schlief und schwebte ich infolge meiner Erschöpfung zwischen zwei Welten. Das Leben war schon immer hart zu mir gewesen, voller Leid und großer Mißverständnisse. Meinen Körper ließ ich unter mir auf der Erde zurück. Als ich in meinem astralen Körper in die Höhe schwebte, sah ich, daß eine der Frauen voller Mitleid auf meine leere, körperliche Schale sah. Dann drehte sie sich um, setzte sich ans Fenster und betrachtete die schmutzstarrende Straße. Befreit von den körperlichen Fesseln konnte ich ihre astralen Farben viel deutlicher erkennen. Diese Leute, die mir halfen, während die der weißen Rasse mich nur verfolgten, waren *gut*. Ihr eigenes Leid und ihre Notlage hatten ihr »Ich« geläutert, ihr unbekümmertes Auftreten war nur ein Deckmantel, um ihre wirklichen Gefühle zu tarnen. Mein ganzes Geld, alles, was ich durch schwere Arbeit, Mühe und Selbstverleugnung verdient hatte, lag unter meinem Kissen versteckt. Es war bei diesen Leuten so sicher wie in der sichersten Bank. Ich schwebte weiter davon, verließ die Grenzen von Raum und Zeit, betrat eine

astrale Ebene nach der anderen. Schließlich erreichte ich das *Land des Goldenen Lichtes*, wo mein Lehrer mich bereits erwartete. »Du hast sehr gelitten«, sagte er. »Aber alles, was du hast ertragen müssen, diente einem guten Zweck. Wir haben die Menschen der Erde studiert und auch die Menschen anderer fremdartiger, mißverständener Kulturen, die dich verfolgt haben und *weiter* verfolgt werden, infolge ihres eigenen Unverständnisses.**157**

Aber jetzt wollen wir deine Zukunft besprechen . Dein augenblicklicher Körper nähert sich nach einem sinnvollem Leben seinem Ende. Bald müssen wir die Pläne verwirklichen, die wir für diesen Fall gemacht haben.« Er spazierte mit mir am Ufer des wundervollen Flusses entlang. Das Wasser funkelte, als lebte es. Auf jeder Seite des Flusses waren Gärten angelegt, so wundervoll, daß ich meinen Augen kaum trauen wollte. Die Luft schien zu vibrieren. In der Ferne entdeckte ich eine Gruppe Menschen, in tibetischen Gewändern gekleidet, die sich uns langsam näherten. Mein Lehrer lächelte mich an. »Dies ist ein bedeutendes Treffen«, sagte er. »Wir werden gemeinsam über deine Zukunft entscheiden. Wir müssen überlegen, wie die Erforschung der menschlichen Aura vorangetrieben werden kann. Denn wir haben bemerkt, daß immer, wenn das Wort *Aura* genannt wird, die meisten Menschen sofort das Thema wechseln.« Die Gruppe kam näher; ich erkannte einige, denen ich schon immer ehrfürchtig begegnet war. Nun lächelten sie mir wohlwollend zu und begrüßten mich als Gleichgestellten. »Laßt uns einen bequemeren Platz wählen«, sagte einer, »so daß wir uns auch angenehmer unterhalten können.« Wir gingen den Pfad entlang, dorthin, woher sie gekommen waren. Wir folgten einer Windung des Pfades und näherten uns einer Halle von solch erlesener Schönheit, daß ich unwillkürlich anhielt und entzückt aufatmete. Die Wände schienen aus klarstem Kristall zu sein, mit zarten, pastellfarbenen Schatten und Untertönen der Farben, die sich beim Ansehen änderten. Der Pfad fühlte sich weich unter meinen Füßen an, und mein Lehrer forderte mich

nachdrücklich auf, mit hineinzugehen. Wir gingen in den Tempel, in dem es nichts Dunkles gab. Er war so sauber und seine Ausstrahlung zeigte, er *ist* das Leben selbst. Wir gingen durch das Hauptgebäude, bis wir dorthin kamen, was ich das Gemach des Abtes nennen würde. Es war schlicht, aber bequem eingerichtet. **158**

Einzig ein Bild »der größeren Wirklichkeit« hing an der Wand. Lebende Pflanzen wuchsen an den Wänden. Durch das breite Fenster konnte man über den riesigen, wunderbaren Park blicken. Wir setzten uns auf Kissen, die wie in Tibet auf dem Boden lagen. Ich fühlte mich zuhause, war restlos zufrieden. Meine Gedanken, die mich noch über die Silberschnur mit der Erde verbanden, störten mich noch ein wenig. Denn solange diese silberne Schnur bestand, mußte ich wieder dorthin zurückkehren. Der Abt - ich will ihn einmal so nennen, obwohl er einen höheren Rang hat - sah hinaus und sprach: »Wir haben von hier aus alles verfolgt, was dir auf der Erde zugestoßen ist. Wir wollen dich zunächst noch einmal daran erinnern, daß du *nicht* wegen deines Karmas leidest, sondern nur weil du für unsere Untersuchungen als Instrument handelst. Für alles Schlechte, was du nun weiter ertragen mußt, wirst du deine Belohnung erhalten.« Er lächelte. »Obwohl dir das zunächst nicht hilft, wenn du leidest! Wie dem auch sei«, meinte er weiter, »haben wir sehr viel gelernt, aber es gibt noch gewisse weitere Aspekte zu erforschen. Dein augenblicklicher, irdischer Körper hat zuviel ertragen müssen und wird daher bald versagen! Wir haben wieder Kontakt zu dieser Person in England aufgenommen, die gerne ihren Körper verlassen möchte. Wir haben ihn zu der astralen Ebene emporgehoben und alles mit ihm durchgesprochen. Er will *unbedingt* gehen und wird tun, was wir wollen. Auf unser Verlangen hin hat er seinen Namen ändern lassen, der besser zu dir paßt. Sein bisheriges Leben war nicht besonders glücklich, er hat bereitwillig alle Verbindungen zu seinen Verwandten gelöst. Freunde hat er nie gehabt. Er harmonisiert mit dir. Jetzt wollen wir nicht mehr weiter über ihn sprechen, aber später, bevor du seinen Körper übernehmen wirst, kannst du dir noch ein wenig aus seinem Leben ansehen. Wichtiger ist, daß du deinen jetzigen Körper nach Tibet zurückbringst, damit er dort aufbewahrt wird. Durch deine Sparsamkeit hast du fast genügend Geld beisammen, so daß du nur noch wenig mehr brauchst, um dein Fahrgeld

bezahlen zu können. **159**

Ohne große Mühe wirst du es bald erhalten. Aber nun genug davon. Erfreue dich deines Besuches hier, bevor du wieder in deinen Körper zurückkehrst.« Es war wirklich ein Segen, mit meinem Lehrer Mingyar Dondup zusammen zu sein, nicht mehr so wie damals als Kind, sondern als Erwachsener, der die ungewöhnlichen Fähigkeiten und den Charakter dieses großen Mannes zu bewundern mußte. Wir saßen auf einem moosigen Hügel, von dem aus wir die Bucht mit dem blauesten Wasser überblicken konnten. Die Bäume bewegten sich in einer sanften Brise. Wir rochen den Duft von Zedern und Pinien. Stundenlang weilten wir dort und sprachen. Meine Leben lagen vor ihm wie ein geöffnetes Buch. Jetzt erzählte er von sich. So verging der Tag. Als das purpurne Zwielflicht heraufzog, kam die Zeit, da ich wieder zu den Erdenqualen zurückkehren mußte. Zur Erde mit ihren verbitterten Bewohnern und ihren spöttischen Zungen, Zungen, die das ganze Übel der Welt verursachen. »Hank! Oh Hank! Er ist aufgewacht!« Ein Stuhl schabte quietschend über den Fußboden. Als ich meine Augen öffnete, sah ich den großen Neger auf mich herabblicken. Jetzt lächelte er nicht, sein Gesicht, voller Respekt, zeigte sogar Ehrfurcht. Die Frau bekreuzigte sich und verbeugte sich leicht, als sie zu mir hinsah. »Was ist denn? Was ist geschehen?« fragte ich. »Wir alle hier haben ein Wunder gesehen«, sprach der große Neger beruhigend. »Habe ich euch irgendwelche Schwierigkeiten bereitet?« fragte ich. »Nein, Herr, du hast uns nur Freude gebracht«, erwiderte die Frau. »Ich würde euch gerne ein Geschenk machen«, sagte ich und griff nach meinem Geld. Der Neger sprach sanft weiter: »Wir sind zwar arme Leute, aber von dir nehmen wir kein Geld. Fühle dich hier, als wäre es dein eigenes Haus, bis du uns verläßt. *Wir* wissen, was du tust.« **160**

»Aber ich *will* euch meine Dankbarkeit zeigen«, antwortete ich. »Ohne euch wäre ich gestorben.« »Und in eine größere Herrlichkeit eingekehrt!« sagte die Frau. »Herr, du kannst uns etwas Größeres geben als Geld. Lehre uns

beten.« Einen Moment lang schwieg ich erschrocken. »Ja«, sagte ich dann, »ich werde euch das Beten lehren, wie ich es gelernt habe.« »Alle Religionen glauben an die Macht des Gebetes, aber nur wenige Menschen verstehen, was dabei vor sich geht, wenige verstehen, warum Gebete bei einigen wirken und bei anderen ganz offensichtlich nicht. Die meisten Westler glauben, daß die Menschen im Osten entweder eine geschnitzte Figur anbeten oder überhaupt nicht beten. Beide Ansichten sind falsch. Ich werde euch lehren, wie man das Gebet wieder von dem falschen Licht des Mystizismus und des Aberglaubens befreien kann, wie man es an wendet, um anderen zu helfen. Denn das Gebet ist etwas Reales, es ist eine der größten Kräfte auf dieser Erde, wenn man es richtig anwendet. In den meisten Religionen gibt es den Glauben, daß jeder Mensch einen Schutzengel hat oder jemanden, der sich um den Menschen kümmert. Dies ist wahr, aber der Schutzengel ist man selbst, das andere Selbst, das außerhalb des irdischen Lebens existiert. Nur sehr, sehr wenige Menschen können diesen Engel sehen, diesen ihren Schutzengel, während sie auf der Erde sind, aber die, die es können, beschreiben ihn in allen Einzelheiten. Dieser Schutzengel - wir müssen ihn irgendwie benennen, also nennen wir ihn Schutzengel - hat keinen irdischen Körper wie wir. Er erscheint uns wie ein Geist. Manchmal sieht ihn ein Hellseher als blaue, schillernde Figur, größer als wir und mit dem menschlichen, fleischlichen Körper verbunden, durch etwas, was wir die Silberschnur nennen. Diese Schnur pulsiert und gleißt voller Leben, wenn Botschaften zwischen den beiden verbundenen Wesen übermittelt werden. Der Schutzengel hat also keinen irdischen Körper, aber ist genauso in der Lage, Dinge zu verrichten, wie es auch der irdische Körper vermag. Zusätzlich kann er jedoch auch noch einiges mehr vollbringen, wozu der irdische Körper nicht in der Lage ist. **161**

Zum Beispiel kann sich der Schutzengel schneller als der Blitz zu irgendeinem Ort dieser Welt begeben. Er ist es, der astral reist und dem Körper durch die Silberschnur das weitergibt, was benötigt wird. Wenn ihr also betet, betet ihr zu euch selbst, zu euerem anderem Selbst, zu eurem Höheren Selbst. Wenn wir richtig beten können, dann schicken wir die Gebete durch die Silberschnur und weil sie eine für Fehler anfällige Verbindung ist, wie ein *Telefonkabel*, müssen wir jedes Gebet öfters wiederholen, damit die Botschaft wirklich ankommt. Wenn ihr also betet, sprecht, als würdet ihr am Telefon ein sehr weites Ferngespräch führen,

spricht mit größter Deutlichkeit und denkt dabei genau an das, was ihr sagt. Ein Fehler, sollte ich hinzufügen, liegt immer nur an uns, liegt an unserem unvollständigen Körper, den wir hier haben. Sucht also nicht den Fehler bei euerem Schutzengel. Betet in einfachster Sprache, und achtet darauf, daß eure Bitten immer etwas Gutes wollen und nicht das Schlechte. Wenn ihr euer Gebet entworfen habt, überprüft, ob es unbedingt Gutes will und ob es eindeutig und klar ist, daß kein Mißverständnis möglich ist. Dann wiederholt dieses Gebet ungefähr dreimal. Ich will das an einem Beispiel nochmal erläutern: Nehmen wir an, ihr kennt jemanden, der krank ist und leidet, und ihr wollt etwas für denjenigen tun - dann solltet ihr für diese leidende Person um Gesundheit bitten. Ihr solltet dreimal beten, wobei ihr jedesmal genau das gleiche sagt. Ihr solltet euch bildhaft vorstellen, wie jetzt euer Hohes Selbst, diese geisterhafte Figur, diese Figur ohne Substanz sich augenblicklich zum Haus des Kranken begibt, die Straße entlang geht, genau wie ihr es tun würdet, das Haus betritt und dem Kranken die Hand auflegt und so die Heilung bewirkt. Ich werde später noch einmal darauf zurückkommen, aber laßt mich zuerst nochmals betonen: wiederholt euer Gebet, solange es nötig ist, und wenn ihr wirklich daran glaubt, dann wird sich die Heilung vollziehen.**162**

Nun dazu, ob und wie sich eine Heilung vollzieht. Wenn einer Person ein Bein amputiert worden ist, wird auch kein Gebet dieses Bein wieder zurückbringen. Aber wenn jemand Krebs hat oder ein anderes schweres Leiden, dann kann dieses aufgehalten werden. Ganz deutlich gesagt: Je geringer die Krankheit, desto leichter ist diese zu heilen. Ganz gleich wann in der Geschichte, immer schon gab es Wunderheilungen, und jeder hat schon einmal davon gehört. Lourdes und viele andere Orte sind für diese Heilungen berühmt. Auch diese Heilungen wurden durch das Höhere Selbst bewirkt, durch den Schutzengel der betreffenden Person, nur eben in Verbindung mit diesem Ort. Lourdes zum Beispiel ist überall in der Welt für seine Wunderheilungen bekannt. Deshalb gehen die Menschen mit äußerstem Vertrauen dorthin, um geheilt zu werden. Sehr oft kann dieses Vertrauen dem Schutzengel der jeweiligen Person weitergegeben werden, und er kann deshalb sehr leicht eine Heilung einleiten. Manche Leute wollen unbedingt daran glauben, daß dieses Wunder von einem Heiligen

oder der Reliquie eines Heiligen vollbracht wird. Tatsächlich heilt jeder nur sich selbst. Wenn ein Heiler in Berührung mit einem Kranken kommt, um diesen zu heilen, dann hat auch wieder der Schutzengel des Kranken die Heilung bewirkt. Alles geschieht, wie ich es euch schon gesagt habe, durch euch selbst, dem wirklichen Selbst, das ihr seid, zu dem ihr werdet, wenn ihr dieses Schattenleben hier verläßt und eine höhere Wirklichkeit betretet. Solange wir hier auf dieser Erde sind, neigen wir alle dazu, zu glauben, daß dieses Leben hier das einzige ist, was zählt. Aber nicht die Erde oder diese Welt hier zählt - nein! - dies hier ist die Welt der Täuschung, die Welt des Leidens. Hierher kommen wir, um unseren Stoff zu lernen; wir lernen es nicht so leicht wie dann in der sanfteren, großzügigeren Welt, zu der wir zurückkehren werden. Man selbst mag einige Unzulänglichkeiten haben, mag krank sein, oder es mangelt an der ersehnten esoterischen Kraft. Das kann geheilt werden, es kann geändert werden, wenn man daran glaubt und es wirklich will. **163**

Nehmen wir an, jemand hätte die große Sehnsucht und das brennende Verlangen, anderen zu helfen. Vielleicht mag jemand gar ein Heiler werden. Dann sollte er abgeschirmt in seinem Zimmer beten, vielleicht im Schlafzimmer. Man sollte in der am meisten entspannenden Haltung ruhen, die man finden kann, am besten, wenn sich die beiden Beine berühren und die Finger ineinander verschränkt sind, aber nicht so wie ihr es üblicherweise beim Beten gewohnt seid. Auf diese Weise bewahrt und vergrößert man den Fluß des körpereigenen Magnetismus: die Aura wird stärker, und die Silberschnur ist besser in der Lage, Botschaften zu übermitteln. Dann, wenn man in der richtigen Haltung ruht und in der richtigen geistigen Verfassung ist, sollte man beten. Man kann zum Beispiel beten: *Gib mir Heilkräfte, damit ich andere heilen kann. Gib mir Heilkräfte, damit ich andere heilen kann. Gib mir Heilkräfte, damit ich andere heilen kann.* Dann verharre man noch einen Augenblick in dieser entspannten Lage und stelle sich vor, wie man selbst mit dem schattenhaften Umriß des Hohen Selbst umgeben ist. Wie ich schon zuvor gesagt habe, muß man sich den Weg zum Haus des Kranken bildlich vorstellen, und sich jetzt den eigenen Körper vorstellen, wie er zum Haus desjenigen geht, den man heilen will. Stellt euch vor, das Höhere Selbst kommt zum Haus, dann zu der Person, die man heilen will. Stellt euch vor, wie der Arm ausgestreckt wird und die Hand diese Person berührt. Stellt euch vor, wie ein Strom lebensgebender

Energie durch den eigenen Arm, durch die Finger in den Körper des anderen wie blaues Licht fließt. Stellt euch weiter vor, wie der andere allmählich geheilt wird. Wenn ihr daran glaubt und es übt, wird es euch gelingen, so wie es täglich im fernen Osten geschieht. Es ist sinnvoll sich vorzustellen, man lege eine Hand auf den Nacken der Person und die andere auf den erkrankten Körperteil. Ihr müßt in mehreren Serien von drei Gebeten beten und das mehrmals täglich, bis ihr das gewünschte Ergebnis erreicht habt. Nochmals: wenn ihr daran glaubt, werdet ihr das Ziel erreichen. Aber laßt mich eine schwerwiegende, bittere Wahrheit aussprechen: **164**

Ihr könnt dadurch nicht euer eigenes Glück vergrößern. Ein sehr altes okkultes Gesetz besagt, daß derjenige, der betet, nicht eigennützig für sich selbst beten kann. Man kann nichts für sich selbst tun, es sei denn, man glaubt, daß es anderen hilft. Ich kenne einen aktuellen Fall: Ein Mann mit einem sehr ansehnlichen Einkommen, der gut davon leben konnte, dachte darüber nach, wie er anderen helfen könnte, falls er in der Lotterie, im irischen Sweepstake gewinnen würde. Er würde ein großer Wohltäter der Menschheit werden. Er wußte ein wenig, aber nicht genug über Esoterik. So entwickelte er große Pläne, was er alles tun würde. Er begann mit einem sorgfältig ausgearbeiteten Programm von Gebeten. Er betete so, wie hier beschrieben, etwa zwei Monate lang; er betete darum, den Hauptgewinn im irischen Sweepstake zu gewinnen. Zwei Monate lang betete er in Dreiergruppen von Gebeten dreimal am Tag - also neun Gebete insgesamt pro Tag. Und so geschah es - genau wie er es sich in Bildern vorgestellt hatte - er gewann im Sweepstake einen der höchsten Preise. Schließlich hatte er das Geld, und es stieg ihm zu Kopfe. Er vergaß alle guten Absichten, alles, was er versprochen hatte, außer, daß er über diese Unmenge Geld verfügte und daß er nun damit tun konnte, was er wollte. Er verwendete das Geld für sich selbst. So verbrachte er ein paar wundervolle Monate, indessen wurde er immer härter und hartherziger. Dann begannen die unerbittlichen Gesetze dieser Kraft zu wirken. Anstatt mit dem Geld anderen zu helfen, verlor er nicht nur alles, was er gewonnen hatte, sondern auch seinen gesamten Besitz. Als er starb, bekam er ein Armenbegräbnis. Ich sage euch, wenn ihr die Kräfte des Gebetes richtig anwendet, ohne Selbstgewinn, ohne Gedanken an selbstsüchtige Absichten, dann habt ihr eine der größten irdischen Kräfte angezapft. Diese Kraft ist so groß, kämen auch nur einige wenige Menschen zusammen und würden um Frieden bitten, dann wäre Frieden und es gäbe nie mehr Kriege oder auch nur den

Gedanken an Krieg.«165

Eine ganze Zeit schwiegen sie, solange bis sie alles Gesagte verdaut hatten, dann sagte eine der Frauen: »Ich wünschte, du könntest noch eine Weile hierbleiben und uns belehren! Wir haben ein Wunder gesehen, aber jemand kam und sagte uns, daß wir nicht darüber sprechen dürfen.« Ich ruhte ein paar Stunden, zog mich an und schrieb einen Brief an einen Freund in Schanghai, der dort Beamter war. Ich schilderte ihm, was mit meinen Papieren geschehen sei. Per Luftpost kam bald ein neuer Paß, der mir erheblich weiterhalf. Gleichfalls kam per Luftpost der Brief einer reichen Frau. »Vor einiger Zeit«, so schrieb sie, »habe ich versucht Ihre Adresse herauszufinden. Meine Tochter, die Sie vor den Japanern gerettet haben, lebt nun wieder bei mir und hat sich gesundheitlich vollständig erholt. Sie haben sie vor Vergewaltigung und Schlimmerem bewahrt, und ich möchte Ihnen wenigstens einen Teil meiner Schuld ersetzen. Schreiben Sie mir bitte, was ich für Sie tun kann.« Ich schrieb ihr, daß ich beabsichtige, heim nach Tibet zu fahren, um dort zu sterben. »Ich habe genügend Geld, um zu einem indischen Hafen fahren zu können«, antwortete ich, »aber nicht genug, um den Kontinent zu überqueren. Wenn Sie mir wirklich helfen wollen, dann kaufen Sie mir eine Fahrkarte von Bombay nach Kalimpong in Indien.« Ich sah das Ganze wie einen Witz, aber etwa zwei Wochen später bekam ich einen Brief. Darin lag sowohl eine Fahrkarte erster Klasse für die Schiffsfahrt nach Indien als auch eine Fahrkarte, gleichfalls erster Klasse, für die indische Eisenbahn bis nach Kalimpong. Sofort schrieb ich ihr, bedankte mich und teilte ihr mit, daß ich es nur ihrer Großzügigkeit verdanke, wenn ich mein gesamtes restliches Geld nun der Negerfamilie geben konnte, die so freundlich zu mir gewesen war. Diese Familie war sehr traurig, daß ich sie verlassen mußte, war aber auch voller Freude, daß ich zum ersten Mal in meinem Leben eine angenehme Reise haben würde. Mein Geld wollten sie erst gar nicht annehmen. Schließlich teilten wir es uns. »Wir haben noch eine Frage«, sagte die freundliche Negerin.166

»Du wußtest, daß dieses Geld kommen würde, weil es für einen guten Zweck war. Hast du das ausgeschickt, was du selbst ein *Gedankengebilde*

nennen würdest?« »Nein«, antwortete ich, »die Ursache für das Geld muß wohl bei einer Quelle weit entfernt von der Erde gesucht werden.« Sie sah verwirrt drein. »Du hattest versprochen, du würdest uns noch etwas von Gedankengebilden erzählen, bevor du uns verläßt. Hast du jetzt dafür Zeit?« »Ja«, erwiderte ich. »Nehmt Platz, und ich werde euch eine Geschichte erzählen.« Sie setzte sich hin und faltete die Hände. Ihr Mann drehte das Licht aus und setzte sich, als ich zu sprechen begann: »Die kleine Gruppe von Männern ging durch die engen Gassen zwischen den grauen steinernen Häusern. Über ihnen war die glühende Sonne und um sie herum der brennend heiße Sand. Nach wenigen Minuten hielten sie an einer schäbigen Tür, klopfen und traten ein. Ein geflüstertes Gespräch, dann erhielten sie ein paar brennende Fackeln ausgehändigt. Gelegentlich zischte das Harz und tropfte herab. Langsam schritten sie durch Korridore tiefer und tiefer unter den Sand Ägyptens. Die Luft roch widerlich und machte krank. Es schien, als träufele sie durch die Nasenflügel und verursachte einen Brechreiz beim Atmen, wenn sie die Schleimhäute berührte. Außer den Fackeln schien hier kein Licht. Die Fackelträger liefen der Prozession voran. Als sie tiefer in die unterirdischen Kammern gelangten, wurde der Geruch strenger, der Geruch von Weihrauch, von Myrrhe und anderen exotischen Pflanzen des Orients kam hinzu, mischte sich mit dem Duft des Todes und des Verfalls. An einer Wand lehnte eine Sammlung abgedeckter Gläser, die die Herzen und Innereien der Menschen enthielten, die hier einbalsamiert wurden. Die Gläser waren sorgfältig mit Inhalt und Datum der Versiegelung etikettiert. Die Prozession zog daran vorüber, einige Männer schauderten. Sie zogen weiter an den Salpeterbädern vorbei, in denen die Leichen neunzig Tage lang getaucht wurden.**167**

Sogar jetzt lagen Leichen in diesen Bädern. Dann und wann, wenn ein Diener vorbeikam, tauchte er einen Körper mit einer langen Stange unter oder drehte ihn um. Die Männer, die kaum wagten, dahin zu schauen, gingen weiter zu der inneren Kammer. Auf Brettern, die nach süßlichem Holz rochen, lag der Körper des toten Pharaos. Er war mit Verbänden aus Leinen eng umwickelt und mit süßlich riechenden Kräutern eingesalbt. Die Männer kamen herein. Vier Träger nahmen den Leichnam, stellten ihn aufrecht und steckten ihn in einen leichten, hölzernen Sarg, der an die Wand

gelehnt stand. Dann hoben sie ihn in Schulterhöhe, drehten sich um und folgten den Fackelträgern hinaus aus der unterirdischen Kammer, durch das Salpeterbad, durch den Raum des Einbalsamierers. Sie trugen den Toten in eine Kammer, die wieder höher lag und in der schwach das Tageslicht schimmerte. Hier wurde er wieder aus diesem rohen Holzgefäß genommen und in einen genau dem Körper angemessenen Sarg gelegt, seine Hände über der Brust gefaltet und eng mit Verbänden umwickelt. Ein Papyrus, der die Lebensgeschichte des Toten beschrieb, wurde beigelegt. Tage später kamen die Priester von Osiris, von Isis und von Horus. Sie sangen zuerst die einleitenden Gebete, die die Seele durch die Unterwelt begleiten sollten. Jetzt bereiteten die Zauberer und Priester ihre Gedankengebilde, die den Leichnam beschützen würden und dafür sorgten, daß Grabräuber abgehalten würden, hier einzubrechen und den Frieden zu stören. Überall in ganz Ägypten wurden die Erlasse verkündet, die denjenigen Strafen verhiessen, die das Grab verletzen würden. Das Urteil lautete: Zuerst würde die Zunge des Frevlers herausgerissen, dann würden die Hände an den Handgelenken abgehackt. Ein paar Tage später würden die Arme bis zu den Ellenbogen entfernt und der Rechtsbrecher würde bis zum Hals in den heißen Sand begraben, wo er dann nur noch wenige Stunden am Leben bliebe. **168**

Das Grab des Tut-ench-Amon hat Geschichte gemacht, um des Fluches willen, der jene befahl, welche das Grab verletzt haben. Alle Menschen, die sein Grab betreten hatten, starben oder wurden von mysteriösen, unheilbaren Krankheiten befallen. Die Priester Ägyptens beherrschten eine Wissenschaft, die im Laufe der Zeit vergessen worden ist, die Wissenschaft wie man *Gedankenformen* herstellt. Diese führen Aufgaben aus, welche die Fähigkeiten des menschlichen Körpers übersteigen. Aber dieses Wissen braucht nicht verloren zu bleiben, weil jeder mit ein wenig Übung und Ausdauer eine Gedankenform herstellen kann, die gut oder schlecht handeln wird. Wer war der Dichter, der schrieb: *Ich bin der Steuermann meiner Seele?* Dieser Mann hat einen großen Gedanken geäußert, größer als er vermutlich selbst geahnt hatte. Denn das ist der Mensch wirklich: der Steuermann seiner Seele. Die Menschen im Westen haben sich materielle und mechanische Dinge erdacht, all das was mit weltlichen Dingen zu tun hat. Sie haben begonnen, das Weltall zu erforschen, aber sie haben bisher versagt, das tiefste Geheimnis von allem zu entdecken: das

Unterbewußtsein des Menschen, denn der Mensch ist zu neun Zehnteln unbewußt. Das heißt, daß nur ein Zehntel des Menschen bewußt ist. Nur ein Zehntel aller menschlichen Fähigkeiten ist Gegenstand seiner willentlichen Befehle. Wenn ein Mensch sich zu einem bis zu eineinhalb Zehnteln bewußt wäre, dann wäre er ein Genie, aber auch die Genies dieser Welt sind meist nur in einer Beziehung genial. Oft haben sie dann in anderen Bereichen Mängel. Die Ägypter jener Tage wußten gut die Kräfte des Unbewußten zu nutzen. Sie beerdigten ihre Pharaonen in tiefen Gräbern und mit ihren Künsten, mit ihren Kenntnissen über den Menschen schufen sie einen Zauberbann. Sie bildeten *Gedankenformen*, die die Gräber der Toten bewachten. Störenfriede sollten abgehalten werden, dort einzudringen, andernfalls wurden sie mit gräßlichen Leiden bestraft. **169**

Aber auch ihr könnt *Gedankenformen* herstellen, die *Gutes* tun. Doch versichert euch zuvor, *daß* sie es tun werden, denn die Gedankenformen selbst können nicht zwischen Gut und Böse unterscheiden. Beide Arten funktionieren gleich gut, die Bösen hingegen werden Vergeltung an ihrem Schöpfer üben. Das Märchen von Aladin beschreibt eine wahre Geschichte über eine Gedankenform, die man beschwören kann. Diese Geschichte überliefert eine alte chinesische Legende, deren Kern wahr ist. Die Einbildungskraft ist die größte Kraft überhaupt. Das Wort *Einbildungskraft* ist etwas unglücklich gewählt. Wenn jemand das Wort *Einbildungskraft* verwendet, denkt man meist an eine frustrierte Person mit neurotischen Neigungen, aber das ist weit von der Wahrheit entfernt. Alle großen Künstler, alle Maler, auch Schriftsteller müssen eine brillante, kontrollierbare Einbildungskraft haben, denn sonst könnten sie nicht dem Ergebnis ihrer Vorstellung sichtbar Ausdruck verleihen. Wenn wir im Alltag die Einbildungskraft nutzen würden, dann könnten wir das erreichen, was wir sonst als Wunder bezeichnen. Nehmen wir an, wir kennen jemanden, den wir lieben, der eine Krankheit überwinden muß, eine Krankheit, die noch von Medizinern als unheilbar bezeichnet wird. Sie könnte geheilt werden, wenn wir mit dem Überbewußtsein des Kranken Verbindung aufnehmen würden und das Über selbst veranlaßten, neue Körperteile zu materialisieren. So wäre es möglich, daß bei einer Person, die an Diabetes leidet, die Teile des Pankreas wiederhergestellt werden, die

durch die Krankheit zerstört worden sind. Wie können wir nun eine Gedankenform herstellen? Nun, das ist recht einfach. Dem wollen wir uns nun zuwenden. Zuerst muß man sich klar sein, was man erreichen will und sich selbst darüber versichern, daß es einem guten Zweck dient. Dann muß man die eigene Einbildungskraft anwenden, man muß sich das genaue Ziel, das man erreichen will, bildlich vorstellen. Angenommen jemand ist krank, wobei ein Organ von der Krankheit, befallen ist. **170**

Wenn wir uns daran machen eine Gedankenform zu erstellen, die helfen soll, müssen wir uns vorstellen, dieser Kranke stünde vor uns. Wir müssen versuchen, das erkrankte Organ bildlich vor uns zu sehen. Sehen wir nun das Organ, müssen wir uns weiter vorstellen, wie es nach und nach heilt, und wir müssen diese Genesung bejahen. Nachdem wir eine Gedankenform geschaffen haben, nachdem wir uns den Kranken bildlich vorgestellt haben, stellen wir uns diese Gedankenform vor, wie sie neben dem Kranken steht und mit *übernormalen* Kräften in den Körper des Kranken hineingreift und mit heilender Berührung erreicht, daß die Krankheit schwindet. Die ganze Zeit über, während wir die Gedankenform hersteilen, müssen wir mit fester, deutlicher Stimme zu ihr sprechen. Dabei darf kein Zweifel, keine Andeutung der Ablehnung oder der Mißbilligung vorhanden sein. Wir müssen in den einfachsten uns möglichen Worten und so direkt wie möglich sprechen. Wir müssen so sprechen, als sprächen wir mit einem etwas zurückgebliebenen Kind, denn diese Gedankenform hat keinen Verstand und kann nur einen genauen Befehl oder die einfachsten Aussagen verstehen. Wenn also zum Beispiel ein Organ erkrankt ist, dann müssen wir der Gedankenform sagen: *Du wirst jetzt das So-und-so-Organ heilen. Das Gewebe verbindet sich fest.* Das müßt ihr mehrmals am Tag wiederholen, und wenn man es sich bildhaft vorstellt, dann wird sich dieses Gebilde daran machen, dies wirklich zu tun. Es wirkte damals bei den Ägyptern und kann heute genauso wirken. Es gibt viele belegte Beispiele, daß bei den Gräbern schattenhafte Figuren spuken. Diese existieren, weil entweder der Tote oder andere daran so stark gedacht hatten, daß sie tatsächlich eine Figur aus Ektoplasma hergestellt haben. Die Ägypter zur Zeit der Pharaonen beerdigten den einbalsamierten Körper des Pharaos und verwendeten zur Herstellung der Gedankenformen solche Massen von Ektoplasma, daß sie selbst heute noch nach tausenden von Jahren vorhanden sind. Sie

schlachteten Sklaven langsam unter schrecklichen Foltern und versprachen diesen, daß sie dafür nach ihrem Tode belohnt würden, wenn sie während des Sterbens die notwendige Substanz lieferten, mit der man die Gedankenform herstellen konnte. **171**

Archäologische Berichte bezeugen den Fluch dieser Gräber und den dort vorhandenen Spuk. All dies sind Ergebnisse absolut natürlicher und normaler Gesetze. Gedankengebilde können von jedem nach nur wenig Übung hergestellt werden. Zuerst muß man sich vor allem auf das Gute dieses Gebildes konzentrieren, denn wenn man eine Form zu erstellen sucht, die etwas Schlechtem dient, dann wird sich dies ganz gewiß gegen den Schöpfer wenden und ernstlichen Schaden verursachen - sei es im körperlichen, mentalen oder im astralen Bereich.« Die nächsten Tage waren schrecklich, Durchreisevisa mußten besorgt, abschließende Vorbereitungen getroffen werden. Sachen wurden verpackt und zu den Freunden nach Schanghai verschickt. Mein Kristallglas verpackte ich besonders sorgfältig, um es später wieder verwenden zu können, ebenso meine Papiere aus China. (Diese Papiere haben, nebenbei bemerkt, mittlerweile eine Menge wichtiger Personen gesehen.) Mein persönlicher Besitz, den ich noch bei mir behielt, war ein absolutes Minimum. Es bestand aus einem Anzug sowie der nötigen Unterwäsche zum Wechseln. Weil ich keinem Beamten mehr traute, machte ich von allem Fotokopien: Paß, Fahrkarten, medizinischen Gutachten und dergleichen! »Werdet Ihr mich zum Abschied begleiten?« fragte ich meine Freunde. »Nein!« sagten sie, »wegen unserer Hautfarbe wird dies nicht möglich sein.« Der letzte Tag brach an. Allein fuhr ich mit dem Bus zu den Docks. Ich trug meinen kleinen Koffer, zeigte meine Fahrkarte vor, und man fragte mich, wo denn mein restliches Gepäck sei. »Das ist alles«, antwortete ich, »mehr habe ich nicht dabei.« Der Beamte war sichtlich verwirrt - und argwöhnisch. »Warten Sie hier«, murmelte er und eilte in ein Büro im Gebäude. Einige Minuten später kam er in Begleitung eines Vorgesetzten wieder. **172**

»Ist das Ihr ganzes Gepäck, Sir?« fragte der neu Hinzugekommene. »So ist

es«, erwiderte ich. Er verzog sein Gesicht, schaute auf meine Fahrkarte, prüfte die Angaben mit den Eintragungen in seinem Buch und stolzierte mit meiner Fahrkarte und dem Buch davon. Zehn Minuten später kam er zurück. Er blickte verwirrt drein. Während er mir meine Fahrkarte zurückgab, samt einiger anderer Papiere, meinte er: »Das ist ziemlich ungewöhnlich, diese weite Fahrt nach Indien und kein Gepäck!« Kopfschüttelnd ging er davon. Der erste Beamte hatte sich auch entschieden, seine Hände von dieser Sache zu lassen, denn er ging gleichfalls, ohne mir eine Antwort auf meine Frage zu geben, wo das Schiff sei. Schließlich schaute ich auf die neuen Papiere in meiner Hand und sah das Bord-Ticket, auf dem alle nötigen Angaben standen. Es war ein langer Weg zum Schiff. Als ich endlich da war, stand dort ein Polizist herum, der sich aufmerksam die Passagiere betrachtete. Ich zeigte ihm meine Karte, bevor ich über die Planke ging. Etwa eine Stunde später kamen zwei Männer in meine Kabine, um mich zu fragen, weshalb ich kaum Gepäck dabei hätte. »Aber gute Leute«, meinte ich, »ich dachte, dies sei ein freies Land! Warum *sollte* ich mich mit mehr Gepäck herumplagen? Was ich mitnehme, ist meine Sache, nicht wahr?« Der Beamte murmelte, wobei er mit den Papieren wedelte: »Na wir müssen nur schauen, ob alles okay ist. Der Auswanderungsbeamte dachte, Sie versuchen vielleicht vor der Justiz zu fliehen, weil Sie kein Gepäck dabei haben. Er wollte nur ganz sicher sein.« Ich zeigte auf meinen Koffer. »Alles, was ich brauche, ist hier drinnen, dies wird mir bis nach Indien reichen. In Indien werde ich dann mein übriges Gepäck mitnehmen.« Er sah erleichtert aus. »Ach so! Sie *haben* noch in Indien Gepäck? Dann ist ja alles in Ordnung.«**173**

Ich lächelte während ich dachte: »Eigentlich habe ich immer nur Schwierigkeiten, von einem Land in ein anderes auszureisen, wenn ich es legal tue, wenn ich alle Papiere habe, wie es die Vorschriften verlangen.« Das Leben an Bord war eintönig. Die anderen Passagiere waren sehr klassenbewußt. Die Geschichte, daß ich »nur einen Koffer!« hatte, schloß mich fühlbar aus jeder menschlichen Gesellschaft aus. Weil ich nicht in ihre snobistische Normen paßte, war ich so einsam, als wäre ich in einer

Gefängniszelle, aber mit dem großen Unterschied, daß ich mich frei bewegen durfte. Es war sehr amüsan, die anderen Passagier dabei zu beobachten, wie sie den Steward riefen, daß dieser ihren Liegestuhl ein wenig von mir abrücke. Wir fuhren von New York zur Straße von Gibraltar. Durch das Mittelmeer kamen wir sehr gut voran und legten in Alexandria an. Weiter ging es nach Port Said, danach durchquerten wir den Suez Kanal. Die Hitze setzte mir stark zu, das Rote Meer schien zu brodeln. Aber schließlich war auch das vorbei. Wir überquerten das Arabische Meer und legten schließlich in Bombay an. Dort hatte ich einige Freunde, darunter einige buddhistische Priester. So verbrachte ich eine Woche in ihrer Gesellschaft, bevor ich meine Reise durch Indien nach Kalimpong fortsetzte. Kalimpong wimmelte von kommunistischen Spionen und Zeitungsmenschen. Man machte Neuankömmlingen das Leben schwer, stellte endlose, sinnlose Fragen, die ich nicht beantwortete. Ich tat ungerührt das weiter, was ich gerade tun wollte. Es ist mir ein unerklärliches Geheimnis, warum die Westler eine solche Vorliebe dafür haben, die Angelegenheiten anderer auszuschnüffeln; das werde ich wohl nie verstehen! Ich war froh, als ich Kalimpong endlich verließ, um in meine Heimat, nach Tibet, zu reisen. Dort wurde ich schon von einer Gruppe höherer Lamas erwartet, die sich als Bettelmönche oder Händler verkleidet hatten. Da mein Zustand sich rapide verschlimmerte, war ich gezwungen, öfters Pausen zum Rasten einzulegen.¹⁷⁴

Zehn Wochen später gelangten wir zu einer abseits gelegenen Lamaserei hoch im Himalaya, von der aus man das Tal von Lhasa überblicken konnte. Die Lamaserei war so klein, so unzugänglich, daß sich die Chinesen nicht darum kümmerten. Ein paar Tage ruhte ich, um wieder einen Teil meiner Kräfte zu erlangen, ruhte und meditierte. Ich war wieder *zu Hause* und zum ersten Male seit Jahren wieder glücklich. Die Täuschungen und Betrügereien der Leute im Westen erschienen mir wie ein überstandener Alptraum. Täglich kamen kleine Gruppen von Männern zu mir, die mir von ihren Erlebnissen in Tibet erzählten, und um mir zuzuhören, wenn ich ihnen von der eigentümlichen, harten Welt außerhalb unserer Landesgrenzen erzählte. Ich nahm an allen Gottesdiensten teil und fand Gefallen und Trost an den gewohnten Ritualen. Immer noch war ich ein Außenseiter, einer der bald sterben mußte, um dann wieder zu leben. Ein Mensch, der dabei war,

sich einem der eigenartigsten Experimente zu unterziehen, das einem Lebenden widerfahren konnte. Aber *war* es wirklich so eigenartig? Viele unserer höheren Eingeweihten wiederholten dies von Leben zu Leben. Der Dalai Lama selbst tat es immer wieder und übernahm den Körper eines Neugeborenen. Der Unterschied war nur, daß ich den Körper eines Erwachsenen übernehmen sollte und diesen zu meinem eigenen umformen mußte, indem ich Molekül für Molekül des gesamten Körpers veränderte, nicht allein das Ego. Obwohl ich kein Christ bin, hatten es meine Studien in Lhasa erfordert, die christliche Bibel zu lesen und die Lektionen daraus aufzunehmen. Ich wußte, daß in der Bibel steht, daß der Körper von Jesus, dem Sohn von Maria und Josef, durch den »Geist des Gottessohnes« übernommen worden war und zu Christus wurde. Ich wußte auch, daß die christlichen Priester etwa 600 n.Chr. eine Zusammenkunft abgehalten haben, um gewisse Lehren von Christus zu verbannen. Die Reinkarnation wurde geächtet, die Möglichkeit, daß jemand den Körper eines anderen übernehmen könnte, wurde verleugnet sowie viele weitere wichtige Inhalte der Lehre, die Christus gelehrt hatte. **175**

Ich schaute durch die Fenster ohne Glas hinab nach Lhasa, das so weit unten lag. Es widerstrebte mir zu wissen, daß dort die verhaßten Kommunisten herrschten. Inzwischen konnten sie die jungen Tibeter durch ihre Versprechungen für sich gewinnen. Wir nennen dies »den Honig auf dem Messer«. Je mehr man von dem »Honig« ableckt, um so schneller wird die Schneide freigelegt. Chinesische Truppen waren überall, standen wachsam beim Pargo Kaling, standen an den Eingängen unserer Tempel. Sie verspotteten unsere alte, ehrwürdige Religion. Mönche wurden beleidigt und sogar mißhandelt; die ungebildeten Bauern und Hirten wurden ermutigt, desgleichen zu tun. Hier oben waren wir sicher vor den Kommunisten, sicher auf dieser fast unerklimmbaren Klippe. Um uns herum war das ganze Gebiet mit Höhlen durchzogen, und es gab nur einen einzigen, steilen Weg, der sich über die darunterliegenden Klippen wand. Wer ausrutschte, würde fast 600 Meter tief darauf stürzen. Wenn wir uns hier im Freien bewegten, benutzen wir graue Roben, die sich mit den Felsen farblich deckten. Die grauen Roben würden uns einem zufälligen Blick eines Chinesens durch ein Fernglas unsichtbar machen. Weit entfernt sah ich chinesische Spezialisten mit Theodoliten und Meßlaten. Sie krochen umher wie Ameisen, steckten Pflöcke in die Erde, machten Eintragungen in ihre Bücher. Ein Mönch ging an einem Soldaten vorbei, der Chinese stach mit seinem Bajonett nach den

Beinen des Mönchs. Durch mein Fernglas mit zwanzigfacher Vergrößerung - mein einziger Luxus -, das ich mitgebracht hatte, konnte ich das Blut hervorspritzen sehen und das sadistische Grinsen auf dem Gesicht des Chinesen erkennen. Das Fernglas war sehr gut und enthüllte den stolzen Potala und mein Chakpori. Etwas nagte am Boden meines Gedächtnisses, etwas fehlte. Ich stellte das Glas nochmals nach und schaute wieder. Auf dem Wasser des Sees am Schlangentempel bewegte sich nichts. In den Straßen Lhasas schnüffelten keine Hunde in den Abfällen. Keine Wildvögel, keine Hunde! Ich fragte einen Mönch neben mir. »Die Chinesen haben sie alle getötet, um sie zu essen.**176**

Hunde arbeiten nicht, also sollen sie nichts fressen, sagen die Kommunisten, deshalb müssen sie als Nahrung dienen. Es ist verboten einen Hund, eine Katze oder ein sonstiges Haustier zu halten!« Erschreckt schaute ich den Mönch an. Ein Verbrechen, ein Haustier zu halten? Unwillkürlich schaute ich nochmals zum Chakpori. »Was ist mit unseren Katzen geschehen?« fragte ich. »Getötet und gegessen«, war die Antwort. Ich seufzte und dachte: »Oh! Wenn ich doch nur den Menschen die *Wahrheit* über den Kommunismus sagen könnte, wie man dort in *Wirklichkeit* die Menschen behandelt. Wenn die Menschen im Westen dafür nur nicht so unempfindlich wären!« Ich dachte an den Orden der Nonnen, über den ich erst kürzlich von einem hohen Lama gehört hatte, der unterwegs eine einzige Überlebende getroffen und ihre Geschichte gehört hatte, bevor sie in seinen Armen gestorben war. Ihr Orden, so hatte sie ihm erzählt, war von einer wilden Horde chinesischer Soldaten überfallen worden. Diese hatten die geheiligten Gegenstände entweiht und alles Wertvolle gestohlen. Der betagten Oberin hatten sie die Kleider vom Leibe gerissen und sie mit Butter beschmiert. Dann hatten sie sie angesteckt und gelacht, ja sogar vor Freude über ihre Schmerzen geschrien. Schließlich lag ihr armer, verbrannter Körper tot auf dem Boden; ein Soldat zog sein Bajonett der Länge nach durch den Körper, um sich zu versichern, daß sie tot war. Alte Nonnen wurden entkleidet; und es wurden ihnen heiße Eisen in den Leib getrieben, so daß sie qualvoll starben. Jüngere Nonnen wurden vor den Augen der anderen vergewaltigt, jede etwa zwanzig- bis dreißigmal innerhalb der drei Tage, die die Soldaten dort verbrachten. Dann hatten sie genug von diesem »Sport« oder waren erschöpft und tobten sich nochmals an den Frauen aus. Sie hackten einigen Körperteile ab, schlitzten andere auf. Wieder andere wurden nackt in die bittere Kälte getrieben. Eine kleine Gruppe von Mönchen, die auf dem Weg

nach Lhasa zufällig dort vorbei kam, hatte versucht den Nonnen zu helfen.177

Sie gaben ihre eigenen Roben und hatten versucht, das spärliche Lebenslicht wieder aufflackern zu lassen. Die chinesischen Kommunisten, ebenfalls auf dem Weg nach Lhasa, waren vorbeigekommen und hatten die Mönche mit solch wilder Brutalität behandelt, daß sich mir die Feder dabei sträubt. Die Mönche wurden so sehr verstümmelt, daß keine Hoffnung mehr auf Rettung bestand, und sie verbluteten. Eine einzige Nonne hatte überlebt, sie war in einen Graben gefallen und war durch Gebetsfahnen versteckt, welche die Chinesen von den Stangen gerissen hatten. Schließlich waren später der Lama mit seinem Akolythen an dieser grausigen Stelle vorbeigekommen, und beide hatten die ganze Geschichte von der sterbenden Nonne vernommen. »Oh! Den Leuten im Westen muß man von diesem Terror erzählen«, dachte ich, aber später fand ich heraus, daß man im Westen die Wahrheit darüber nicht sagen oder schreiben kann, ohne sich selbst zu schaden. Alle Schrecken müssen verdeckt oder umschrieben werden, alles muß eine Patina von »Schicklichkeit« haben. Sind denn die Kommunisten »schicklich«, wenn sie vergewaltigen, zerstückeln und töten? Würden die Leute im Westen auf die wahren Geschichten derer hören, die darunter zu leiden hatte, würden sie sich selbst davor schützen wollen. Denn der Kommunismus ist hinterhältig wie Krebs. Solange die Leute sich daran gewöhnen zu glauben, dieser schreckliche Kult sei nur eine andere Art der *Politik*, dann wird es wirklich gefährlich für die Menschheit. Ich, als einer der darunter gelitten hat, schlage deshalb vor, man sollte alles immer wieder drucken und die Bilder *zeigen* (ganz gleich wie schrecklich sie sind), wie es hinter dem »eisernen Vorhang« zugeht. Während ich diese Erlebnisse in Gedanken wieder durchlebte und verkrampft die Landschaft vor mir anstarrte, betrat ein alter, gebeugter Mann an einem Stock den Raum. Sein Gesicht war durch großes Leiden gezeichnet, seine Knochen, die kaum von einer pergamentartig anliegenden, verwitterten Haut bedeckt waren, traten markant hervor. Ich sah, daß er blind war und stand auf, um ihn am Arm zu führen.178

Seine Augenhöhlen schienen wie wilde rote Höhlen, seine Bewegungen

waren unsicher, so wie es bei kürzlich Erblindeten üblich ist. Ich setzte mich neben ihn, nahm sanft seine Hand, während ich daran dachte, daß wir hier in diesem besetzten Land über nichts verfügten, um die Schmerzen zu lindern, die diese brennenden Augenhöhlen verursachten.

Er lächelte geduldig. »Du wunderst dich über meine Augen, Bruder. Ich war auf dem Heiligen Weg und machte meine Verbeugungen vor einem Schrein. Als ich mich wieder erhob, schaute ich zum Potala und ein Mißgeschick wollte es, daß ein chinesischer Offizier in meiner Blickrichtung stand. Er beschuldigte mich, ich hätte ihn überheblich und feindselig angeschaut. Ich wurde mit einem Seil an ein Auto gebunden und über diesen Platz gezerrt. Vor den Zuschauern, die man zusammengetrieben hatte, wurden mir die Augen herausgerissen und auf mich geworfen. Mein Körper besteht aus einer einzigen unausgeheilten Wunde. Man brachte mich hierher, und ich bin glücklich, dich zu begrüßen.« Vor Schreck mußte ich nach Luft schnappen, als er seine Robe auszog und eine einzige rohe Masse enthüllte, die sein Körper war, seitdem man ihn über die Straße geschleift hatte. Ich kannte ihn gut, denn bei ihm hatte ich als Akolyth über den Verstand studiert. Er hatte mich gefördert, und er war auch zugegen, als ich zum Lama geweiht wurde. Er war auch anwesend, als ich mich der Zeremonie des kleinen Todes unterzogen hatte. Nun saß er neben mir; ich wußte, daß *sein* Tod nicht lange auf sich warten ließ. »Du bist weit gereist und hast viel gesehen und gelitten«, sagte er. »Nun ist es meine letzte Aufgabe in dieser Inkarnation, dir zu helfen, in der Akasha-Chronik das Leben des Engländers zu betrachten, der so sehr darauf bedacht ist, seinen Körper zu verlassen, damit du ihn übernehmen kannst. Wir werden uns nur kurz damit befassen können, denn man braucht dazu viel Energie, die wir beide nicht mehr haben.« Er machte eine kurze Pause und fuhr mit einem schwachen Lächeln wieder fort: »Diese Anstrengung wird mein gegenwärtiges irdisches Leben beenden, und ich bin froh, dadurch noch einmal Gelegenheit zu haben, mir durch diese Aufgabe Verdienste erwerben zu können. **179**

Ich danke dir, Bruder, daß du mir dies ermöglichst. Wenn du von der Astralreise zurückkehrst, werde ich tot neben dir liegen.« Die Akasha-Chronik! Was war das für eine wundervolle Quelle des Wissens! Was für eine Tragödie, daß die Menschheit diese Chronik nicht erforscht und stattdessen mit Atombomben spielt. Alles, was wir tun, alles, was geschieht, ist unauslöschlich in dieser Chronik eingeprägt, in diesem feinen Trägermaterial, das alles Materielle durchdringt. Jede Bewegung, die auf Erden stattgefunden hat, seitdem es die Erde gibt, ist dort für die verfügbar,

die die nötige Übung haben. Für die, »die Augen haben, um zu sehen«, liegt die Geschichte der Welt vor ihnen. Einer alten Vorhersage zufolge werden nach dem Ende dieses Jahrhunderts die Wissenschaftler in der Lage sein, die Akasha-Chronik zu benutzen, um die Geschichte zu betrachten. Es ist interessant, was Cleopatra *wirklich* zu Antonius gesagt hat, und wie Zitate berühmter Persönlichkeiten wirklich lauteten. Für mich wäre es ergötzlich, die Gesichter meiner Kritiker zu sehen, wenn sie sähen, was sie in Wirklichkeit für Dummköpfe sind, wenn sie schließlich zugeben *müssen*, daß ich die Wahrheit geschrieben habe. Aber so leid es mir tut, niemand von uns wird dann noch leben. Aber zurück zur Akasha-Chronik, können wir noch mehr darüber erfahren? Alles, was geschieht, prägt das feine Trägermaterial, das selbst die Luft durchdringen kann. Jeder Ton, der je ertönt, jede Handlung, die je geschehen, sind für alle Zeiten festgehalten. Mit geeigneten Instrumenten könnte sie jeder betrachten. Man kann sie mit dem Licht vergleichen oder den Wellen, die wir als sichtbares Licht bezeichnen. Licht bewegt sich mit einer bestimmten Geschwindigkeit. Wie jeder Wissenschaftler weiß, sehen wir Sterne in der Nacht, die schon längst nicht mehr existieren. Einige davon sind so weit entfernt, daß ihr Licht seinen Weg begann, bevor unsere Erde bestand und es uns erst jetzt erreicht. Wir haben keine Möglichkeit festzustellen, ob ein Stern vor einer Million Jahren oder mehr erloschen ist, weil sein Licht erst ein paar Millionen Jahre später zu uns kommt. **180**

Vielleicht wird es verständlicher, wenn wir dabei an den Schall denken. Wir sehen den Blitz und hören den Ton ein wenig später. Es ist die Geschwindigkeit der Schallwellen, welche die Töne verzögert. Wir können erst hören, nachdem wir das Licht gesehen haben. Ein Instrument, mit dem man die Vergangenheit »sehen« könnte, müßte die Langsamkeit des Lichtes nutzen. Wenn wir uns schlagartig zu einem Planeten bewegen könnten, der so weit entfernt ist, daß sein Licht ein Jahr braucht, um zu unserer Erde zu kommen, dann würden wir dort das Licht sehen, das vor einem Jahr die Erde verlassen hat. Wenn wir dann noch ein bis jetzt unvorstellbar starkes, übersensibles Teleskop hätten, mit dem wir von dort aus jeden Teil der Erde beobachten könnten, würden wir die Geschehnisse auf der Erde sehen, die sich vor einem Jahr ereignet haben. Hätten wir nun die Möglichkeit, uns mit diesem jetzt noch unvorstellbar empfindlichem Superteleskop zu einem Planeten zu bewegen, der soweit entfernt ist, daß das Licht von der Erde

dorthin eine Million Jahre bräuchte, so wäre es uns möglich, die Erde zu betrachten, wie sie vor einer Million Jahren war. Wenn wir uns noch weiter entfernten, was natürlich augenblicklich geschehen müßte, so wären es uns möglich, schließlich einen Punkt zu erreichen, von dem aus wir die Geburt der Erde oder gar der Sonne beobachten könnten. Die Akasha-Chronik vermag uns schon heute dabei helfen. Durch besondere Übung können wir uns in die astrale Ebene begeben, auf der Zeit und Raum nicht existieren und wo Gesetze anderer »Dimensionen« gelten. Dort kann man alles sehen. Dazu ein einfaches Beispiel: Nehmen wir an, jemand hätte einen dünnen Zwirn von zwei Kilometern Länge und wollte sich von einer Seite zur anderen begeben. Auf der Erde müssen wir uns entlang des Fadens bewegen. Um auf der Erde von einem zum anderen Ende und zurück zu gelangen, müßten wir je zwei Kilometer hin- und zurückreisen. Diese Reise wäre also lang. Im Astralen würden wir *durch* den Faden hindurch reisen.**181**

Ein einfaches Beispiel, aber genauso einfach ist es durch die Akasha-Chronik zu reisen, wenn man weiß, wie! Die Akasha-Chronik kann nicht mißbraucht werden, man kann weder Dinge erfahren, um jemand anderem zu schaden, noch kann man ohne göttliche Fügung etwas beobachten, um hinterher die Privatangelegenheiten anderer Leute auszuplaudern. Man kann natürlich die Dinge besehen und hinterher besprechen, die schon bekanntes geschichtliches Wissen betreffen. Nun würde ich bald in das Privatleben eines anderen eindringen. Danach mußte ich mich endgültig entscheiden, sollte ich einen anderen Körper übernehmen, um meinen eigenen zu ersetzen oder nicht? Mein eigener verfiel zusehends, mit ihm konnte ich meine übernommene Aufgabe nicht zu Ende führen. Ich mußte den neuen Körper »über mich ziehen«, bis ich seine Moleküle zu den meinen umgewandelt hätte. Ich wurde ruhiger und wartete, bis der blinde Lama zu sprechen begann.**182**

KAPITEL 8

Langsam versank die Sonne hinter den fernen Berggipfeln und ließ die Kämme im späten Glanz erstrahlen. Der schwache Nebel glitt über die Felsspitzen. Weich spiegelte er das schwindende Licht. Die unzähligen Färbungen brachen sich in den unberechenbaren, sachten abendlichen Brisen, zerflossen ineinander. Tiefe, purpurne Schatten stahlen sich aus den Flöhlen wie Gestalten der Nacht, die herauskommen, um zu spielen. Allmählich kroch die violette Dunkelheit über die Umrisse des Potala, noch einmal versprühten die goldenen Dächer einen letzten Glanz, dann verschmolzen auch sie mit der Dunkelheit. Hin und wieder berührte ein Lichtschimmer den Potala, der ihn wie ein lebendes Juwel auf schwarzem Tuche aufblitzen ließ. Die Felswand zum Tal stand hart und schroff; das Licht schwand mählich, ließ sie dichter wirken. Hier im felsigen Heim erhaschten wir die letzten Strahlen des Sonnenuntergangs, sie beleuchteten noch einen Paß - dann war alles in Schwärze getaucht. Wir benutzten kein Licht, um unsere Zufluchtsstätte nicht zu verraten. Hier herrschte die Dunkelheit der Nacht, verdunkelte gar unsere Gedanken, wenn sie das heimtückisch überfallene Land bedachten. »Bruder«, sagte der blinde Lama, seine Gegenwart hatte ich bei meinen schwarzen Gedanken vergessen. »Bruder, wollen wir gehen?« Gemeinsam nahmen wir den Lotossitz ein und meditierten über das, was kommen würde. Der sanfte Abendwind jammerte leise vor Entzücken, als er Felsspitzen und Gipfel umspielte und in unser Fenster flüsterte. **183**

Es ruckte ein wenig, nicht unangenehm, wie immer, wenn man sich seines Körpers entband. Der blinde Lama - jetzt nicht mehr blind - und ich schnellten aus unseren irdischen Körpern hinaus in die Freiheit dieses anderen Bereichs. »Es ist schön, wieder sehen zu können«, sagte der Lama. »Man erkennt den Wert des Sehens erst, wenn die Sehkraft geschwunden ist.« Gemeinsam glitten wir über den bekannten Pfad hin zu dem Ort, den wir die Halle der Erinnerung nennen. Still betraten wir diese, sahen andere, mit Untersuchungen in der Chronik beschäftigt. Was sie aber sahen, konnten wir nicht sehen, genau wie unsere Bilder ihnen unsichtbar bleiben würden. »Wo wollen wir beginnen, Bruder?« fragte der alte Lama. »Wir wollen uns nicht zu sehr einmischen«, gab ich zur Antwort, »aber wir sollten uns ansehen, mit wem wir es hier zu tun haben.« Auch wir waren stumm, als sich zwischen uns die Bilder klar und scharf abbildeten. »Iiiih!« schrie ich, hüpfte auf vor Schreck. »Er ist verheiratet. Was soll ich tun? Ich bin Mönch im Zölibat! Das mach' ich nicht.« Meine Bestürzung nahm zu, brach jedoch ab, als ich sah, wie sich der alte Mönch vor Lachen schüttelte. Eine ganze Weile war er vor Lachen einfach unfähig zu sprechen. »Bruder Lobsang«, schaffte er es schließlich zu sagen, »du hast noch einmal meine schwindenden Tage erheitert. Zuerst dachte ich, alle Teufel hätten dich gebissen, so hoch bist du aufgesprungen. Nun, mein Bruder, da gibt es gar kein Problem, aber laß mich dir einen kleinen, freundschaftlichen *Seitenhieb* versetzen. Du hast mir vom Westen und dessen eigenartigem Glauben erzählt. Laß *mich* aus dem zitieren, was sie ihre Bibel nennen: „Die Ehe soll in Ehren gehalten werden bei allen“ (Hebräer 13,4)« Noch einmal wurde er von einem Lachanfall geschüttelt. Je mürrischer ich schaute, desto mehr mußte er lachen, bis er schließlich erschöpft aufhörte. **184**

»Bruder«, meinte er dann, als er dazu wieder in der Lage war, »jene, die uns führen und uns helfen, hatten dies im Sinn. Du kannst mit dieser Dame in Kameradschaft Zusammenleben, denn leben nicht auch unsere eigenen Mönche und Nonnen gelegentlich unter einem Dache? Suche keine Schwierigkeiten, wo es keine gibt. Laß uns weiter die Chronik betrachten.« Mit einem aufrichtigem Seufzer aus ganzem Herzen nickte ich dumpf. Worte lagen mir momentan sehr fern. Je mehr ich alles bedachte, desto weniger mochte ich es. Ich dachte an meinen Lehrer Lama Mingyar Dondup, der irgendwo gemütlich im Land des Goldenen Lichtes saß. Mein Ausdruck mußte immer düsterer geworden sein, denn der alte Lama begann wieder zu lachen. Zum Schluß beruhigten wir uns beide und betrachteten weiter gemeinsam die lebendigen Bilder der Akasha-Chronik. Ich sah den Mann, dessen Körper ich wahrscheinlich annehmen würde. Mit wachsendem Interesse beobachtete ich, daß er mit der Herstellung chirurgischer Hilfsmittel zu tun hatte. Zu meiner Freude erkannte ich, daß er genau wußte, was er tat, er war ein kompetenter Techniker. Ich nickte unfreiwillig zustimmend, als ich sah, daß er alle Aufgaben löste. Die Bilder bewegten sich weiter. Wir sahen London, als wären wir dort inmitten der sich dahinwälgenden Menschenmenge. Die riesigen roten Busse dröhnten durch die Straßen, schlängelten sich durch den Verkehr und beförderten Leute in Massen. Plötzlich - ein entsetzter Aufschrei! Schreien und Jammern. Menschen stürzten davon, um Schutz in seltsamen Gebäuden aus Stein zu suchen, die an den Straßen errichtet waren. Ununterbrochen knallten die Flugabwehrgeschütze, Kampfflugzeuge dröhnten über den Himmel. Instinktiv duckten wir uns, als Bomben aus einem Flugzeug fielen und herunterpffiffen. Einen Augenblick war es totenstill. Dann - »Bumm!« - zerbarsten die Gebäude, regneten in Staub und Schotter herab. Unten in den tiefen Schächten der U-Bahn lebten die Menschen ein seltsames Leben. Wie Höhlenbewohner verbrachten sie dort geschützt die Nacht. **185**

Des Morgens krochen sie wie Maulwürfe daraus hervor. Ganze Familien hausten da, schliefen in Behelfsbetten, schirmten sich einen privaten Bereich mit Decken ab, die sie an Mauervorsprünge der rauhen, gefliesten Wänden spannten. Mir war, als stünde ich auf einer eisernen Plattform hoch über Londons Dächern. Ich sah deutlich das Gebäude, das »der Palast«

genannt wird. Ein einsames Flugzeug stürzte aus den Wolken, drei Bomben rasten abwärts, hinunter auf den Sitz des Königs von England. Ich schaute mich um. Wenn man durch die Akasha-Chronik geht, *sieht* man mit den Augen der jeweiligen Figur. Der alte Lama und ich sahen *beide* so, als wären wir die Hauptpersonen. Vor uns lag der Fluchtweg, der aus einem Notausgang über die Dächer Londons führte. Ich hatte früher schon einmal so etwas gesehen und erklärte es meinem Begleiter. Dann dämmerte es mir, er - den wir beobachteten - spähte nach Flugzeugen, um ein Warnsignal nach unten zu geben, wenn unmittelbare Gefahr bestand. Die Sirenen heulten »Entwarnung«. Ich sah den Mann nach unten klettern, seinen Schutzhelm absetzen. Lächelnd drehte sich der alte Lama zu mir: »Das ist höchst interessant, bisher habe ich noch keine Abenteuer im Okzident beobachtet. Meine Interessen waren lediglich auf unser Land beschränkt. Jetzt verstehe ich, wenn man sagt, *ein Bild ist mehr als tausend Worte*. Laß uns weiter schauen.« Die Chronik zeigte die verdunkelten Straßen Londons. Die Lichter der Autos waren mit Schilden verdunkelt; Passanten prallten gegen Pfähle oder stießen zusammen. In den U-Bahnzügen wurde die normale Beleuchtung abgeschaltet, bevor sie an die Erdoberfläche kamen, stattdessen glommen unangenehme, blaue Glühbirnen. Suchscheinwerfer zerteilten die Nacht und gaben gelegentlich Sicht auf die grauen Umrisse von Ballonminen. Der alte Lama betrachtete sie fasziniert. Er verstand sich gut auf astrales Reisen, aber diese grauen Monster, die ruhelos im Nachtwind trieben, erstaunten ihn. Ich gestehe, daß ich seinen Gesichtsausdruck genauso interessant fand wie die Bilder der Chronik. **186**

Wir beobachteten den Mann, der aus dem Zug stieg und die verdunkelten Straßen entlangging, bis er einen großen Wohnblock erreichte. Dort trat er ein. Wir blieben draußen, um die lebhaften Szenen zu betrachten: Häuser waren durch Bomben zerstört, Menschen gruben nach Lebenden und Toten. Die Sirenen heulten und unterbrachen die Rettungsarbeiten. Wie Motten im Licht von Straßenlampen flatterten feindliche Bomber, als sie im Kreuzfeuer der Suchscheinwerfer gefangen wurden. Die Bomber glitzerten und zogen unsere erstaunten Blicke auf sich. Wir sahen, daß diese »Lichter« abgeworfene Bomben waren. Eine fiel krachend gegen die Seitenwand eines Wohnblocks. Ein flammender Blitz lohte auf, wie Regenschauer zerstob das Mauerwerk. Menschen strömten aus dem Gebäude, suchten die zweifelhafte Sicherheit der Straße. »In Schanghai erging es dir wohl schlimmer als hier,

mein Bruder?« fragte der Lama. »*Viel* schlechter«, erwiderte ich, »wir hatten keine Verteidigungsanlagen und nur karge Unterkünfte. Wie du weißt, war ich lange unter einem zerstörten Schutzgebäude begraben und konnte nur mühselig daraus entkommen.« »Wollen wir uns in der Zeit vorwärts bewegen?« fragte mein Begleiter. »Wir müssen dies nicht weiter betrachten, denn unsere Kräfte schwinden.« Ich stimmte aus vollem Herzen zu. Ich mußte nicht unbedingt wissen, um welchen Menschen es sich handelte, dessen Körper ich übernehmen würde. Ich hatte kein Interesse, die persönlichsten Sachen eines anderen auszuspionieren. Wir gingen weiter entlang der Chronik, hielten versuchsweise an und betrachteten sie weiter. Durch den Rauch vieler Brände war das Morgenlicht verschmiert. Die Nachtstunden waren ein einziges Inferno gewesen. Es schien, als stünde halb London in Flammen. Der Mann ging auf einer mit Schutt übersäten, zerbombten Straße. An einer behelfsmäßigen Schranke hielt ihn ein kriegsverpflichteter Polizist an. »Mein Herr, hier können Sie nicht mehr weiter. Es besteht Einsturzgefahr.«**187**

Wir sahen seinen Arbeitgeber kommen und mit dem Mann sprechen. Sie wechselten ein paar Worte mit dem Polizisten, duckten sich unter das Absperrseil und gingen zu dem zertrümmerten Gebäude hin. Wasser spritzte aus zerbrochenen Versorgungsleitungen. Installationen und elektrische Kabel waren unentwirrbar ineinanderverwickelt: wie ein Wollknäuel, mit dem ein Kätzchen gespielt hatte. Ein Geldschrank hing gefährlich schwankend und schaukelnd über einem Abgrund. Rußige Fetzen flirrten armselig im Wind empor; von den verbrannten Gebäuden wirbelte verbranntes Papier in kohlschwarzen Schneeflocken herab. Ich, der ich schon mehr vom Kriege gesehen hatte, war völlig verstört ob dieser Bilder sinnloser Zerstörung. Die Chronik lief weiter... Arbeitslosigkeit beherrschte das London des Krieges! Der Mann versuchte, eine Stelle bei der Hilfspolizei zu bekommen. Vergebens. Seine Musterungspapiere bezeichneten ihn mit dem Grad vier: dienstuntauglich. Nun nachdem er seine Stellung durch die Zerstörung der Bomben verloren hatte, streifte er durch Londons Straßen auf der Suche nach Arbeit. Eine Firma nach der anderen lehnte es ab, ihn einzustellen. Es schien keine Hoffnung mehr zu geben, nichts, was die Dunkelheit in der Aussichtslosigkeit aufhellen konnte. Schließlich ein zufälliger Besuch bei der Handelsschule, an der er

studiert hatte - dort war man beeindruckt von seiner Intelligenz und seiner Betriebsamkeit. Man bot ihm eine Beschäftigung in einem der Behelfsbüros außerhalb Londons. »Ein *wundervoller* Ort«, sagte der Mann, der ihm das Angebot gemacht hatte. »Fahr' mit dem Bus der Grünen Linie. Gegen ein Uhr ist Joe da, triff dich mit ihm, man wird sich um dich kümmern. Nimm deine Frau auf diesen Ausflug mit. Ich selber habe mich auch schon mal dahin versetzen lassen wollen.« Das Dorf war total langweilig! *Nicht* »der wundervolle Ort«, als der er angepriesen worden war. Man stellte dort Flugzeuge her, testete sie und flog sie zu anderen Landesteilen. **188**

Die Arbeit in der Handelsschule war wirklich langweilig. So weit wir es in der Chronik sehen konnten, bestand sie darin, Anträge und Briefe von anderen zu lesen und diesen dann vorzuschlagen, welcher Kurs des Fernstudiums zu empfehlen sei. Meiner Ansicht nach sind diese Fernlehrgänge nur Geldverschwendung, Notbehelfe, bis man wirklich Arbeit gefunden hat. Ein seltsames Geräusch wie von einem fehlerhaften Motorrad erklang. Als wir hinschauten, sahen wir ein seltsames Flugzeug näher kommen, ohne Pilot, ohne Besatzung. Es wurde wie von krampfhaften Husten geschüttelt. Dann fiel der Motor aus. Das Flugzeug sank - explodierte, bevor es den Boden erreichte. »Das war ein deutsches Roboterflugzeug«, sagte ich meinem Begleiter, »die VI und die V2 schienen recht unangenehm gewesen zu sein.« Ein anderes Roboterflugzeug kam fast in die Nähe des Hauses, in dem der Mann mit seiner Frau lebte. Es blies die Fenster auf der einen Seite ins Haus, auf der anderen Seite nach außen und zertrümmerte die Wände. »Es sieht nicht so aus, als hätten sie viele Freunde«, sagte der alte Lama. »Ich nehme an, sie haben geistige Fähigkeiten, die ein oberflächlicher Beobachter übersieht. Sie scheinen mehr wie Bruder und Schwester, denn als Mann und Frau zusammenzuleben. Das wird dir sicherlich Zusagen, Bruder.« Dabei kicherte er. Die Akasha-Chronik lief weiter und stellte das Leben des Mannes in Gedankenschnelle dar. Wir wechselten zu einem anderen Teil, betrachteten oder ignorierten gewisse Ereignisse oder beobachteten andere wieder in zeitlicher Reihenfolge. Im Laufe der Zeit hatten einige Vorfälle den Mann beeinflusst, sich für Dinge zu interessieren, die mehr mit dem Leben im Osten zusammenhingen. »Träume« zeigten ihm das Leben in

Tibet, Träume, die in Wirklichkeit Astralreisen unter der Kontrolle des alten Lama waren. »Eine unserer allerkleinsten Schwierigkeiten war«, sagte der alte Mann zu mir, »daß er uns mit dem Titel *Meister* ansprach, wann immer er einen von uns traf.« **189**

»Oh«, erwiderte ich, »das ist einer der üblichen Fehler der Leute im Westen. Sie *lieben* es, Namen zu verwenden, die jemand anderem eine besondere Macht über sie selbst gibt. Was habt ihr ihm gesagt?« Der alte Lama lächelte und meinte: »Ich hielt ihm eine kleine Rede und versuchte, ihn dazu zu bringen, daß er uns weniger Fragen stellt. Ich werde es dir genau schildern, damit du dadurch auf seine innere Natur schließen kannst. Ich sagte ihm: Dieser Ausdruck *Meister*, wirkt auf mich und andere Menschen des Ostens sehr abschreckend. *Meister* bedeutet, daß man versucht Herrschaft auszuüben über die, die keine *Meister* sind. Meister hat bei uns mehr den Sinn des Schulmeisters, der bemüht ist, Schülern Wissen einzutrichtern. Für uns ist ein wahrer *Meister*. Meister des Wissens, Quelle des Wissens oder jemand, dem es gelungen ist, die fleischlichen Versuchungen zu bemeistern, weshalb wir die Worte *Guru* oder *Eingeweihter* vorziehen. Denn für uns bedeutet es, daß der Meister, im wahrsten Sinne des Wortes, nie versuchen wird, einen Schüler zu beeinflussen oder ihm eine Meinung aufzudrängen. Im Westen gibt es gewisse kleine Gruppen und Sekten, die meinen, daß sie alleine die Schlüssel für die himmlischen Pforten besitzen. Gewisse Religionen verwenden Folterungen, um dadurch andere zu bekehren. Ich verwies ihn auf einen eingravierten Spruch in unseren Lamasereien: *Tausend Mönche, tausend Religionen*. Es schien, als könne er meiner Rede gut folgen«, sagte der alte Lama. »So setzte ich meine Rede fort, eingedenk der Worte, man solle ein Eisen schmieden, solange es noch heiß ist. Ich erklärte ihm, in Indien, China und im alten Japan sitze der künftige Schüler zu Füßen des Gurus, um Informationen zu bekommen. Er stellt keine Fragen, denn ein kluger Schüler stellt eben keine, aus Furcht weggeschickt zu werden. Fragen zu stellen ist der sichere Beweis für den Guru, daß sein Schüler noch nicht für die Antworten bereit ist. Manche Schüler haben schon sieben Jahre und mehr auf die Beantwortung ihrer nicht gestellten Fragen gewartet. Während dieser Zeit versorgt der Schüler die körperlichen Bedürfnisse des Gurus,

kümmert sich um die Kleider, das Essen und um andere Notwendigkeiten.**190**

Während dieser Zeit harrt er der Informationen, denn vielleicht hört er etwas, was einem anderen gesagt wird, woraus der weise Schüler auf das schließen kann, das ableiten kann, was er wissen will. Wenn der Guru in seiner Weisheit sieht, daß der Schüler Fortschritte macht, befragt er seinen Schüler, wann immer er will und es ihm genehm ist. Wenn er dann herausfindet, daß das von seinem Schüler angesammelte Wissen unrichtig oder unvollständig ist, beseitigt er die Versäumnisse und verbessert die Kenntnisse. Im Westen sagen die Leute: „Bitte erklären Sie mir das. Madame Blavatsky sagt: —. Bischof Leadbetter sagt: —. Billy Graham sagt: —. Was meinen *Sie* dazu? —. Ich denke, das ist falsch!“ Westler stellen Fragen nur, um zu sprechen, sie stellen Fragen, weil sie nicht wissen, was sie sagen sollen, nicht wissen, was sie hören wollen. Aber wenn dann ein freundlicher Guru eine Frage beantwortet, fängt der Schüler sofort an zu diskutieren und sagt, „Na gut, ich habe aber Soundso dies — oder das — sagen hören und irgendwer hat — gesagt.“ Wenn der Schüler einen Guru befragt muß vorausgesetzt werden können, daß er nicht die Antwort kennt, aber daß er annimmt, der Guru kenne sie. Wenn der Schüler sofort die Antwort des Gurus in Frage stellt, zeigt er, daß er unwissend ist und eine vorgefaßte Meinung hat. Er beweist völlig falsche Ideen von Anstand und Sittsamkeit. Ich erkläre dir, es ist die einzige Art, Antworten auf deine Fragen zu bekommen, wenn du keine Fragen stellst, sondern Informationen sammelst, daraus Schlüsse und Ableitungen ziehst. Dies solltest du die ganze Zeit über tun. Vorausgesetzt du bist aufrichtigen Herzens, so wirst du astralreisen können und weitere, höhere esoterische Formen der Meditation erfahren und dadurch in der Lage sein, die Akasha-Chronik zu konsultieren. Diese Chronik kann nicht lügen, antwortet nicht ohne Zusammenhang und verfärbt keine Meinung oder Information durch ein persönliches Vorurteil. Der Mensch leidet wie ein Schwamm unter mentaler Unverdaulichkeit und bremst dadurch seine Evolution und spirituelle Entwicklung.**191**

Der einzige Weg voranzukommen heißt: sich in Geduld zu üben. Es gibt keinen anderen Weg, es gibt keine Möglichkeit die Entwicklung zu forcieren, ausgenommen ein Guru, der dich genau kennt, läßt ausdrücklich dazu ein. Und der Guru wird bald deine Entwicklung beschleunigen, wenn

er meint, daß du reif dafür bist.« Mir scheint, daß es den meisten Westlern von Nutzen wäre, diese Lehre zu hören! Aber wir waren nicht hier, um zu lehren, sondern den weiteren Szenen des Mannes zu folgen, eines Mannes, der bald seine sterbliche Hülle aufgeben würde. »Das ist interessant«, sagte der alte Lama und zog meine Aufmerksamkeit auf eine Szene der Chronik. »Es brauchte gute Vorbereitung, aber als er die Richtigkeit meiner Worte einsah, erhob er keine Einwände.« Ich schaute verwirrt auf die Szene, dann dämmerte es mir. Ja! Das war das Büro eines Rechtsanwaltes. Das Papier war ein Antrag auf Namensänderung. Ja, das war richtig, erinnerte ich mich, er ließ seinen Namen ändern, denn der Name, den er bisher hatte, hatte eine falsche Ausstrahlung gemäß unserer esoterischen Lehre der Numerologie. Ich las das Dokument mit Interesse und sah, daß der Name noch immer nicht korrekt, aber schon recht gut war. Leiden gab es genug. Ein Zahnarztbesuch verursachte neue Verletzungen, neues Leid, das ihn zu einer Operation im Krankenhaus zwang. Nur aus technischem Interesse beobachtete ich die Fortschritte der Medizin dabei besonders aufmerksam. Er - der Mann, dessen Leben wir beobachteten - hatte das Gefühl, daß sein Arbeitgeber sich nicht um ihn kümmerte. Wir als Beobachter empfanden das gleiche; der alte Lama und ich waren froh, daß der Mann im Fernlehrinstitut kündigte. Die Möbel wurden auf einen Lastwagen verladen, einiges wurde verkauft, und der Mann und seine Frau zogen in eine andere Gegend. Sie lebten eine Weile bei einer merkwürdigen alten Frau, die »die Zukunft vorhersagte« und eine ganz erstaunliche Meinung über ihre Wichtigkeit hatte. **192**

Der Mann suchte eine Stelle, *etwas*, womit er sein Geld auf anständige Art verdienen konnte. Der alte Lama sagte: »Nun nähern wir uns dem Kreuzungspunkt. Wie du sehen kannst, verstößt er ständig gegen sein eigenes Schicksal. Er hat keine Geduld, und ich fürchte, daß er sich selbst umbringen könnte, wenn wir uns nicht beeilen.« »Was meinst du, was ich tun soll?« fragte ich. »Das mußt du wissen«, sagte der alte Mann, »aber ich würde ihn gern im Astralen treffen. Was meinst du dazu?« »Gewiß«, antwortete ich, »das wollen wir machen.« Einen Moment lang dachte ich nach, dann sagte ich: »In Lhasa ist es zwei Uhr morgens. In England wird es wegen der Zeitverschiebung acht Uhr abends sein. Wir wollen etwa drei

Stunden warten und ruhen, dann ziehen wir ihn auf die Astralebene.« »Ja«, sagte der alte Lama. »Es ist möglich, da er allein in seinem Zimmer schläft. Doch nun laß uns ausruhen, denn wir sind müde.« Wir kehrten in unsere Körper zurück und saßen im schwachen Sternenlicht nebeneinander. Lhasas Lichter waren erloschen, nur aus Mönchsbehausungen schimmerte Licht. Bei den chinesischen Wachtposten war es heller. Der kleine Bach vor der Hütte plätscherte unnatürlich laut in der Stille der Nacht. Hoch über uns löste der Wind einen Steinhagel. Im Vorbeigehen riß er größere Steine mit sich. Laut polterten und purzelten die Steine den Felsabhang entlang und fielen direkt neben die chinesischen Unterkünfte. Lichter blitzten auf, Gewehre feuerten in die Luft. Soldaten rannten wild durcheinander, denn sie fürchteten einen Angriff der Mönche Lhasas. Bald legte sich der Aufruhr. Die Nacht breitete sich wieder still und friedlich aus. Sanft lachte der alte Lama und meinte: »Wie seltsam, daß die Menschen außerhalb unseres Landes sich nicht auf das astrale Reisen verstehen! Wie seltsam, daß sie das für pure Einbildung halten. Wollen sie wirklich nicht verstehen, daß das Wechseln eines Körpers genauso wie das Wechseln eines Fahrzeuges ist? Es scheint unbegreiflich, daß ein Volk mit solch technischem Fortschritt so blind für das Spirituelle ist.«**193**

Ich, der etwas mehr Erfahrung mit dem Westen hatte, erwiderte: »Aber die Leute im Westen, ausgenommen einer kleinen Minderheit, haben keine spirituellen Fähigkeiten. Alles, was sie wollen, sind: Krieg, Sex, Sadismus und sich in die Angelegenheiten anderer einmischen.« Die lange Nacht zog dahin, wir ruhten und erfrischten uns mit Tee und Tsampa. Bald blinzelten die ersten zarten Streifen Lichts über den Berggipfeln hinter uns. Das Tal lag noch immer in Dunkel gehüllt. Irgendwo rief eine Yak, als spüre es den beginnenden Tag. Es war fünf Uhr morgens nach tibetischer Zeit. Etwa elf Uhr in England, schätzte ich. Sanft berührte ich den alten Lama, der leicht döste. »Zeit für uns, wieder zu reisen!« sagte ich. »Dies wird die letzte Reise für mich«, meinte er, »danach kehre ich nicht mehr in meinen Körper zurück.« Langsam, ohne Hast, begaben wir uns in den astralen Zustand. Gemächlich erreichten wir das Haus in England. Der Mann lag da und schlief, er warf sich hin und her, sein Gesicht drückte höchste Unzufriedenheit aus. Sein Astralleib war vom physischen Körper umhüllt, und es gab kein Anzeichen von Trennung. »Kommst du?« fragten der alte

Lama und ich. Langsam, fast zögernd, löste sich der astrale Körper vom physischen ab. Er hob sich und schwebte, den Kopf des Astralkörpers über den Füßen des physischen. Der astrale Körper wiegte sich und schwang hin und her. Der plötzliche Lärm eines beschleunigenden Zuges trieb ihn fast wieder in den Körper zurück. Dann, als sei eine plötzliche Entscheidung gefällt worden, begab sich der astrale Körper in Schräghaltung. Er stand vor uns, rieb sich die Augen, wie jemand, der aus dem Schlaf erwacht und schaute uns an. »Nun, du möchtest also deinen Körper verlassen?« fragte ich. »Ja, ich *hasse* es, hier zu sein!« rief er schnell. Wir standen und betrachteten einander. Er schien mir ein mißverständener Mensch zu sein. Ein Mensch, der dem Leben in England keinen Stempel hatte aufdrücken können, der in Tibet aber eine Chance dazu hätte. **194**

Er lächelte säuerlich, »So! Du willst meinen Körper! Du wirst deinen Fehler schon noch bemerken. In England zählt nicht, *was* du weißt, sondern nur *wen* du kennst. Ich bekomme keinen Job, noch nicht einmal Arbeitslosenunterstützung. Schau zu, ob du es besser kannst.« »Still, mein Freund«, sagte der alte Lama, »denn du weißt nicht, mit wem du sprichst. Vielleicht hat dein Trotz es verhindert, daß du eine Stelle bekommst.« »Du wirst dir einen Bart wachsen lassen müssen«, sagte ich, »denn wenn ich deinen Körper übernehme, wird meiner sich bald darin ausbilden. Ich trage einen Bart, um die Verletzung meiner Backenknochen unter dem Bart zu verbergen. Kannst du dir einen wachsen lassen?« »Ja, mein Herr«, erwiderte er, »ich werde es tun.« »Sehr gut«, sagte ich. »Ich werde in etwa einem Monat hierher zurückkehren und dann deinen Körper übernehmen, dich davon erlösen, so daß mein eigener Leib bald den ersetzen wird, den ich übernehmen werde. Berichte mir davon«, forderte ich ihn auf, »wie du zuerst von meinen Leuten angesprochen worden bist.« »Schon seit langer Zeit, mein Herr«, sagte er, »habe ich das Leben in England gehaßt, die Unfairness, die Günstlingswirtschaft. Ich habe mich schon immer für Tibet und die Länder des Fernen Ostens interessiert. Schon immer hatte ich *Träume*, in denen ich Tibet, China und andere Länder sah oder zu sehen schien, die ich nicht kannte. Vor einiger Zeit hatte ich den starken Impuls, meinen Namen zu ändern, was ich dann auch tat.« »Ja«, sagte ich, »ich weiß darüber Bescheid, aber *wie* wurdest du angesprochen, und was hast du

empfundener?« Er dachte eine Weile nach und sagte dann: »Um dir das mitzuteilen, muß ich meine eigene Ausdrucksweise wählen, und einige meiner Informationen waren falsch, wie ich später erkannte.« »Sehr gut«, war meine Antwort, »erzähle es mir auf deine Weise, und wir wollen eventuelle Fehler später korrigieren. Ich will dich unbedingt näher kennenlernen, auch den Körper, den ich übernehmen werde, und dies ist ein Weg dahin.«**195**

»Vielleicht beginne ich mit dem ersten tatsächlichen *Kontakt*. Dann kann ich meine Gedanken besser sammeln.« Von der Eisenbahnstation her quietschten die Bremsen eines Zuges, der Spätheimkehrer aus den Londoner Geschäftsvierteln zurückbrachte. Bald darauf war das Geräusch des abfahrenden Zuges zu hören. Dann fuhr der Mann mit seiner Geschichte weiter fort, während wir aufmerksam lauschten. »Rose Craft in Thames Ditton«, begann er, »ist ein sehr hübscher kleiner Fleck. Unser Haus ist etwas von der Straße zurückgesetzt, mit einem kleineren Vorgarten und einem viel größerem Garten hinter dem Haus. Vom rückwärtigen Balkon hat man einen sehr guten Blick über die Landschaft. Ich verbrachte viel Zeit im Garten, besonders im vorderen, denn er war lange Zeit vernachlässigt worden. Deshalb wollte ich ihn wieder herrichten. Das Gras war ziemlich gewachsen, über fünfzig Zentimeter hoch, so daß es ein Problem war, ihn in Ordnung zu bringen. Nach einiger Zeit hatte ich etwa die Hälfte mit einem alten indischen Gurkhamesser geschnitten. Es war harte Arbeit, weil ich auf Händen und Knien kroch und kräftig zuschlug. Schon nach kurzem Gebrauch mußte ich das Messer immer wieder an einem Stein schärfen. Ich war damals sehr am Fotografieren interessiert. Schon seit einiger Zeit hatte ich versucht, ein Foto von einer Eule zu machen, die in einem alten Fichtenbaum in der Nähe lebte, an deren Stamm Efeu hinaufkletterte. Ich wurde abgelenkt, als ich etwas über dem Zweig flattern sah, nicht weit von meinem Kopf. Schnell sah ich hinauf, und zu meinem Entzücken sah ich eine junge Eule, die, mit den Flügeln schlagend, durch das helle Sonnenlicht geblendet, sich an einen Ast klammerte. Leise legte ich das Messer hin, das ich benutzt hatte, und ging ins Haus, um meine Kamera zu holen. Mit ihr in der Hand kehrte ich wieder zurück. Ich öffnete unterwegs den Verschluss und näherte mich so leise ich konnte dem Baum. Ich erklomm den ersten

Ast. Behutsam kroch ich weiter. Der Vogel konnte mich nicht im hellen Licht sehen.**196**

Er spürte mich aber und rückte weiter dem Astende zu. Ich achtete nicht der Gefahr und krabbelte weiter. Mit jedem Weiterrücken rutschte auch der Vogel weiter zum Ende des Astes, der sich nun gefährlich unter meinem Gewichte bog. Plötzlich bewegte ich mich unvorsichtig, der Ast krachte scharf, und ich roch das Harz des brechenden Zweiges. Der Ast war verrottet und hatte unter mir nachgegeben. Ich fiel kopfüber hinunter auf die Erde. Der Sturz schien eine Ewigkeit zu dauern. Ich sah das Gras grüner denn je, großartiger als in Wirklichkeit. Ich konnte jeden einzelnen Grashalm und darauf die kleinsten Insekten erkennen. Ich erinnere mich eines Marienkäferchens, das vor mir floh, als ich mich näherte. Dann spürte ich einen Schmerz, der mich alles vergessen ließ. Ein Blitz wie von gefärbtem Licht - dann war alles schlagartig schwarz. Ich weiß nicht, wie lange ich dalag, eine verschrumpelte, untätige Masse unter den Zweigen der alten Fichte. Aber ganz plötzlich wurde mir bewußt, daß ich mich von meinem Körper löste. Ich sah alles klarer denn je zuvor. Neue Farben tauchten auf und stürzten auf mich ein. Sachte kam ich auf meine Füße und schaute mich um. Zu meinem größten Entsetzen sah ich meinen Körper bäuchlings auf der Erde liegen. Ich sah kein Blut, aber eine schlimme Beule vom Aufprall über der rechten Schläfe. Ich war gänzlich außer Fassung, weil der Körper röchelte. „Tot“, dachte ich, „ich bin gestorben, jetzt komme ich nie mehr zurück.“ Ich sah eine dünne, rauchgraue Schnur, die aus dem Kopf herausragte. Die Schnur bewegte sich nicht, pulsierte nicht, mich überfiel Panik. Ich überlegte, was ich tun sollte. Ich schien vor Angst oder aus einem anderen Grund an dieser Stelle fest verwurzelt zu sein. Dann zog eine plötzliche Bewegung, die einzige in meiner eigenartigen Welt, meinen Blick auf sich. Und ich schrie fast auf oder hätte schreien wollen, wenn ich eine Stimme gehabt hätte. Die Gestalt eines tibetischen Lama lief über das Gras. Er trug eine safranfarbene Robe.**197**

Seine Füße schwebten einige Zentimeter über dem Boden, und er kam auf mich zu. Ich betrachtete ihn voller Bestürzung. Er kam noch näher, streckte seine Hand aus und lächelte. Er sagte: „Fürchte dich nicht. Es gibt nichts, worum du dich sorgen mußt.“ Ich meinte, seine Worte seien aus einer anderen Sprache als der meinigen, vermutlich tibetisch, aber ich verstand sie; und doch hatte ich keinen Ton vernommen. Nichts war zu hören, weder das Rufen der Vögel, noch das Pfeifen des Windes in den Bäumen. „Ja“, sagte er, meine Gedanken lesend, „wir benutzen keine Sprache, sondern die Telepathie.“ Wir betrachteten einander und dann den Körper, der zwischen uns auf der Erde lag. Der Tibeter schaute mich an. Lächelnd sagte er: „Du bist von meiner Gegenwart überrascht? Ich bin hier, weil ich von dir angezogen worden bin. Ich habe meinen Körper verlassen und wurde von dir angezogen, weil deine dir eigene Lebensausstrahlung in grundsätzlicher Harmonie zu der steht, in dessen Auftrag ich hier bin. So bin ich gekommen, weil ich deinen Körper für jemand brauche, der sein Leben im Westen weiterleben muß. Er hat eine Aufgabe zu erfüllen, die keine Unterbrechung duldet.“ Ich schaute ihn entgeistert an. Der Mann war verrückt, wenn er behauptete, er wolle meinen Körper! Denn auch ich brauchte ihn; schließlich war es *mein* Körper. Ich würde es nicht zulassen, daß irgendwer mein *Eigentum* übernehmen dürfte. Ich war aus diesem *physischen Beförderungsmittel* gegen meinen Willen herausgeschüttelt worden und wollte wieder in ihn zurück. Aber der Tibeter las offensichtlich meine Gedanken. Er sagte: „Was hast du zu erwarten? Arbeitslosigkeit, Krankheit, Unglück, ein mittelmäßiges Leben in mittelmäßiger Umgebung und dann in nicht allzu ferner Zukunft den Tod. Und dann fängt alles wieder von vorne an. Hast du in deinem Leben irgendetwas erreicht, oder kannst du Erfolge verzeichnen? Hast du etwas getan, auf das du stolz sein darfst? Denke darüber nach.“ Ich habe dann darüber nachgedacht, dachte an die Vergangenheit, wie meine Wünsche vereitelt wurden, an all das Mißverständnis, an mein Unglück. **198**

Er unterbrach mich. „Würdest du nicht gerne die Befriedigung haben, daß dein Karma fortgewischt worden ist, daß du wesentlich dazu beigetragen hast, bei einer Aufgabe, die der Menschheit nutzen wird?“ Ich sagte: „Naja, ich kenne mich damit nicht so aus, die Menschen war nicht besonders gut zu mir. Was sollte ich mich um sie kümmern?“ Darauf meinte er: „Nein, hier auf Erden bist du blind für die Wahrheit. Du weißt nicht, was du sagst.“

Später wirst du dir in einer anderen Sphäre klarwerden, welche Chance du ausgeschlagen hast. Ich begehre deinen Körper für einen anderen.“ Ich sagte: „Gut, aber was habe ich damit zu tun? Ich kann nicht wie ein Geist die ganze Zeit herumwandern, und beide gleichzeitig können wir nicht ein und denselben Körper benutzen.“ Ihr seht, ich habe alles wortwörtlich wiedergegeben. Da war etwas Unwiderstehliches an diesem Mann, etwas absolut Aufrichtiges. Ich bezweifelte keinen Augenblick, daß er meinen Körper nehmen könnte. Aber ich wollte wissen, worauf ich mich einlassen würde. Er lächelte mich an und sagte beruhigend: „Du, mein Freund, wirst deine Belohnung bekommen, du wirst dich deinem Karma entziehen. Du wirst auf eine andere Ebene übergehen, all deine Sünden werden dir erlassen, für das, was du tust oder getan hast. Dein Körper kann dir nicht genommen werden, es sei denn, du stimmst zu.“ Ich konnte mich noch immer nicht mit dieser Idee anfreunden. Ich hatte meinen Körper etwa vierzig Jahre besessen und war ihm ziemlich zugetan. Ich mochte es mir nicht vorstellen, daß ein anderer meinen Körper nahm und damit wegging. Abgesehen davon, was würde meine Frau dazu sagen, fortan mit einem Fremden zusammenzuleben und nichts davon wissen? Er schaute mich wieder an und sagte: „Denkst du nicht ein wenig in Liebe an die Menschheit? Bist du nicht gewillt, etwas zu tun, um deine Fehler zu tilgen, um deinem mittelmäßigem Leben etwas Sinn zu geben? Du wirst der Gewinner sein. Der, für den ich handele, wird dein eigenes schweres Leben übernehmen.“**199**

Ich dachte über mich nach, betrachtete den Körper, der zwischen uns lag und dachte, na gut, was macht es schon? Es war ein hartes Leben bisher. Ich bin gut dran, wenn ich dem entgehen kann. „Also gut“, sagte ich. „Einverstanden, zeig mir, wohin ich kommen werde, wenn es mir da gefällt, stimme ich zu.“ Augenblicklich hatte ich eine wundervolle Vision, so wunderbar, daß mir die Worte fehlen, sie zu beschreiben. Ich war sehr zufrieden, war *sehr* einverstanden mit meiner Erlösung und wollte sobald als möglich gehen.« Der alte Lama kicherte. »Wir mußten ihm sagen, daß es nicht ganz so schnell ginge. Du müßtest zuerst kommen, es prüfen und dich endgültig entscheiden. Insgesamt bedeutet es, daß er gut dabei wegkommt und daß du alle Schwierigkeiten übernimmst.« Ich schaute alle beide an. »Sehr gut«, meinte ich abschließend, »ich werde in einem Monat

wiederkommen. Wenn du dann einen Bart hast und dir bis dahin über alle Zweifel klar geworden bist, daß du dich dem unterziehen willst, befreie ich dich und schicke dich auf deine Reise.« Er seufzte vor Erleichterung und ein glücklicher Ausdruck huschte über sein Gesicht, als er sich langsam wieder in seinen physischen Körper zurückzog. Der alte Lama und ich erhoben uns, um wieder nach Tibet zurückzukehren. Die Sonne strahlte von blauem wolkenlosen Himmel herab. Neben mir sank, als ich in meinen psychischen Körper zurückkehrte, leblos die leere, körperliche Schale des alten Lamas zu Boden. Er, so dachte ich, ist in den Frieden eingekehrt nach einem langen, ehrenvollen Leben. Ich - beim heiligen Zahne Buddhas - *worauf habe ich mich da eingelassen?* Boten schwärmten aus in die höher gelegenen Gebirgsgegenden zum *Neuen Heim*. Sie trugen meine schriftliche Zustimmung mit sich, daß ich die Aufgabe wie versprochen weiterführen würde. Boten kehrten zurück und brachten mir als dankbare Geste der Freundschaft einige dieser indischen Kuchen, die schon immer meine Schwäche waren, als ich noch im Chakpori lebte. **200**

In jeder **H**insicht war ich ein Gefangener meines Heimes im Gebirge. Meine Bitte, man möge mir erlauben, mich in Verkleidung nach unten zu schleichen, um meinen geliebten Chakpori ein letztes Mal zu besuchen, wurde abgelehnt. »Du könntest gefangen werden, ein Opfer der Besatzer, mein Bruder«, hieß es, »denn die Chinesen betätigen bemerkenswert schnell ihren Abzug, wenn sie nur den kleinsten Verdacht haben.« »Du bist krank, hochwürdiger Abt«, sagte ein anderer. »Wenn du den Berg hinabkletterst, erlaubt es dir dein Zustand vielleicht nicht mehr, wieder zurückzukehren. Wenn deine Silberschnur verletzt wird, kannst du deine Aufgabe nicht mehr vollenden.« Die Aufgabe! Ich war überrascht, daß es da noch immer *eine Aufgabe* gab. Die menschliche Aura zu sehen war für mich so einfach, wie es für einen Menschen mit gutem Sehvermögen möglich ist, eine Person zu sehen, die vor ihm steht. Ich grübelte über den Unterschied zwischen Ost und West, dachte daran, wie leicht es ist, einen Westler von einer neuen arbeitssparenden Mahlzeit zu überzeugen und wie leicht es ist, einen Asiaten für neue Bereiche des Geistes zu überzeugen. Die Zeit raste weiter. Ich ruhte ausgiebig, ausgiebiger als je zuvor in meinem Leben. Dann, kurz bevor der Monat um war, kurz bevor ich nach England zurückkehren wollte, wurde ich eingeladen, noch einmal das *Land des Goldenen Lichtes* zu

besuchen. Ich saß vor all diesen hohen Persönlichkeiten und hatte den etwas respektlosen Gedanken, daß das so ähnlich sei wie eine Einsatzbesprechung während des Krieges! Mein Gedanke wurde von den anderen aufgenommen. Einer lächelte und meinte: »Ja, das ist eine Einsatzbesprechung! Und der Feind? Das ist die Macht des Bösen, die gerne die Vollendung unserer Aufgabe verhindern möchte.« »Du wirst auf große Hindernisse stoßen und wirst verleumdet werden«, sagte ein anderer. »Deine metaphysischen Kräfte ändern sich nicht und gehen nicht verloren, während du den Körper wechselst«, bemerkte ein dritter.**201**

»Das ist deine letzte Inkarnation«, sprach mein geliebter Lehrer, der Lama Mingyar Dondup. »Wenn du dieses Leben, das du auf dich genommen hast, einmal beendet hast, wirst du wieder heimkehren - zu uns.« Wie typisch für meinen Lehrer, dachte ich, ein Gespräch mit einer *freundlichen* Bemerkung zu beenden. Sie erzählten mir weiter, was geschehen würde: Drei astralreisende Lamas würden mich nach England begleiten. Sie würden die bevorstehende Operation durchführen, die Silberschnur des anderen trennen und sie neu anbringen - an mir! Die Schwierigkeit bestand darin: Ich mußte mit meinem eigenen Körper in Tibet verbunden bleiben, damit ich meine eigenen »fleischlichen Moleküle« allmählich übernehmen könnte. Ich kehrte zur Erde zurück und reiste gemeinsam mit meinen drei Begleitern astral nach England. Der Mann wartete bereits. »Ich habe mich *entschieden*, ich mache mit«, sagte er. Einer der Lamas sagte ihm: »Du mußt so wie damals, als wir uns dir zum ersten Male näherten, eine ernsthafte Erschütterung durchmachen, denn deine Schnur ist mit deinem Körper sehr fest verbunden.« Der Mann kletterte ein paar Meter den Baum hoch, ließ los und fiel auf den Boden. Einen Moment lang schien es, die Zeit selbst stünde still. Ein Auto, gerade im Beschleunigungsvorgang, wirkte wie plötzlich abgebremst, ein Vogel erstarrte in vollem Fluge - stand bewegungslos in der Luft. Ein Pferd, das einen Wagen zog, hielt zwei Beine erhoben und fiel nicht um. Dann konnten wir die Bewegungen wieder mit unseren Sinnen wahrnehmen. Das Auto sprang förmlich vorwärts und fuhr wieder mit etwa sechzig Kilometern pro Stunden. Das Pferd trottete weiter, der über uns schwebende Vogel sauste in vollem Fluge davon. Die Blätter taumelten und tanzten, das Gras wogte in kleinen Wellen, als der Wind darüber hinstrich. Gegenüber, vor dem Gemeindekrankenhaus, hielt ein Ambulanzwagen.

Zwei Pfleger stiegen aus, gingen zur Rückseite und zogen eine Bahre heraus, auf der eine alte Frau lag. Vorsichtig manövrierten die Männer sie ins Hospital.**202**

»Ah!« sagte der Mann. »Sie kommt ins Krankenhaus, und ich gehe in Frieden.« Er schaute die Straße hinauf und meinte dann: »Meine Frau weiß über alles Bescheid. Ich habe ihr alles erklärt. Sie war einverstanden.« Er zeigte auf das Haus und erklärte. »Das ist ihr Zimmer, das ist deins. Ich bin endgültig bereit.« Einer der Lamas griff nach dem astralen Körper des Mannes und glitt mit der Hand entlang der Silberschnur. Er verknotete sie so wie die Nabelschnur eines Babys nach der Geburt. »Fertig«, sagte einer der Priester. Der Mann, nun von der verbindenden Schnur befreit, schwebte in Begleitung des Priesters, der ihm geholfen hatte, davon. Ich fühlte einen brennenden Schmerz von äußerster Seelenpein, die ich nicht noch einmal erleben möchte. Dann sagte der ältere Lama: »Lobsang, kannst du dich in diesen Körper begeben? Wir werden dir helfen.« Die Welt wurde schwarz. Ein äußerst beklemmendes, schwarzrotes Gefühl. Ein Gefühl des Erstickens. Ich fühlte mich eingeschnürt, eingesperrt in etwas, das zu klein für mich war. Ich irrte innerhalb des Körpers umher, fühlte mich wie ein blinder Pilot in einem sehr komplizierten Flugzeug und wunderte mich, wie ich diesen Körper arbeiten lassen könnte. »Was, wenn ich jetzt versage?« dachte ich kummervoll. Verzweifelt zog und zerrte ich. Schließlich sah ich etwas Rotes, dann etwas Grünes schimmern. Etwas sicherer geworden verstärkte ich meine Bemühungen. Dann war mir, als wäre meine Blindheit beseitigt. Ich konnte *sehen*! Mein Sehvermögen war so gut wie zuvor, ich konnte die Aura der Menschen auf der Straße sehen. Aber ich konnte mich nicht bewegen. Die beiden Lamas standen neben mir. Von jetzt an konnte ich astrale Erscheinungen genauso gut sehen wie physische Körper. Ich konnte sogar viel besser mit meinen Brüdern in Tibet in Verbindung bleiben. »Ein Trostpreis dafür«, denke ich oft, »daß ich gezwungen bin, im Westen zu leben.« Die beiden Lamas schauten besorgt ob meiner Starrheit und meiner Unfähigkeit, mich zu bewegen.**203**

Vergeblich mühte und mühte ich mich, beschuldigte mich verzweifelt, daß ich versäumt hatte herauszufinden, welche Unterschiede es zu bewältigen gibt, um einen östlichen oder einen westlichen Körper zu bewegen. »Lobsang! Deine Finger bewegen sich!« rief einer der beiden Lamas. Mit dieser Entdeckung experimentierte ich sofort weiter. Eine ungeschickte Bewegung - sofort war ich wieder blind. Ich verließ noch einmal den Körper mit Hilfe der Lamas, studierte ihn und kehrte vorsichtig wieder in ihn zurück. Dieses Mal war ich erfolgreicher. Ich konnte sehen, konnte einen Arm bewegen, dann einen Fuß. Mit ungeheurer Anstrengung erhob ich mich auf die Knie, wackelte, torkelte und fiel bäuchlings wieder hin. So, als müßte ich die Last der ganzen Erde tragen, erhob ich mich und schüttelte meine Füße. Eine Frau kam vom Haus herbeigelaufen. »Oh, was hast du jetzt wieder gemacht? Komm mit herein und leg dich hin«, sagte sie. Dann schaute sie mich an, ihr Gesicht verzog sich bestürzt; einen Augenblick lang glaubte ich, sie würde hysterisch aufschreien. Sie beherrschte sich, legte einen Arm um meine Schultern und half mir. Über einen kleinen Kiesweg, über eine Steinstufe; durch einen hölzernen Türrahmen ging es hinein in eine kleine Halle. Von da an wurde es noch schwieriger, denn ich mußte die vielen Stufen hinaufklettern, war aber noch sehr ungeschickt und ungelent in meinen Bewegungen. Das Haus bestand wirklich aus zwei Wohnungen. Jene, die ich haben sollte, lag oben. Es erschien mir so seltsam, ein englisches Haus auf diese Weise zu betreten. Ich kletterte die etwas zu hohen Stufen der Treppe hinauf und hielt mich am Treppengeländer fest, um nicht rücklings hinunterzufallen. Meine Gliedmaßen fühlten sich an, als seien sie aus Gummi, so als hätte ich sie noch nicht unter Kontrolle - was ja auch tatsächlich der Fall war. Es dauerte noch Tage, bis ich diesen seltsamen neuen Körper beherrschte. Die beiden Lamas schwebten um mich herum und waren sehr besorgt. Doch selbstverständlich gab es nichts, was sie hätten tun können.**204**

Sie verließen mich bald und versprachen, in Kürze, während der Nacht, wiederzukommen. Langsam betrat ich das Schlafzimmer, das nun meines war. Ich stolperte wie ein Schlafwandler, ruckte und zuckte wie ein Roboter. Dankbar kippte ich vornüber aufs Bett. Es tröstete mich, daß ich jetzt nicht mehr herunterfallen konnte! Die Fenster zeigten in beide Richtungen, eines nach vorne, das andere nach hinten. Ich drehte meinen Kopf nach rechts und

konnte in den Vorgarten auf die Straße und hinüber auf das Gemeindekrankenhaus schauen. Diese Aussicht fand ich gerade jetzt in meiner Lage *nicht* so besonders angenehm. Durch das Fenster auf der anderen Seite des Zimmers konnte ich, wenn ich meinen Kopf nach links drehte, den rückwärtigen Garten ganz übersehen. Er war ungepflegt, grobes Gras lag in Haufen auf einer Wiese. Büsche trennten den Garten von dem des Nachbarn. Am anderen Ende war der Rasen mit Bäumen und einem Drahtzaun abgegrenzt. Dahinter sah ich die Umrisse eines Bauernhofes und eine Herde Kühe, die in der Nähe graste. Durch das Fenster hörte ich von draußen Stimmen, aber sie waren so *englisch*, daß ich kaum etwas verstand. Mein Englisch, das ich zuvor gelernt hatte, war mehr amerikanisch und kanadisch. Hier wurden die einzelnen Silben so eigenartig betont - ganz die alte Schule. Das Zusammenziehen der Worte verblüffte mich. Selbst zu sprechen war schwierig, wie ich herausfand. Wenn ich zu sprechen versuchte, krächzte ich nur. Meine Vokalbindung war zu dicht, zu fremdländisch. Ich lernte langsam sprechen, und ich mußte mir zuerst vorstellen, was ich sagen wollte. Ich neigte dazu, *cha* statt »j« (»dsch«, d.Ü.) zu sagen, machte »John« (»dschon«, d.O.) zu *chon* und ähnliche Fehler. Manchmal konnte ich selbst kaum verstehen, was ich sagte! In der Nacht besuchten mich die astralreisenden Lamas. Sie munterten mich aus meiner Depression auf, als sie mir sagten, daß ich nun viel leichter astralreisen könnte. Sie sagten mir ferner, mein leerer tibetischer Körper ruhe in einem Steinsarg und werde von drei Mönchen betreut.**205**

Das Studium alter Schriften habe ergeben, daß es einfacher als angenommen sei, meinen Körper wieder aufzubauen, aber daß es eine ganze Weile dauern würde. Drei Tage blieb ich in meinem Zimmer, ruhte, übte Bewegungen und gewöhnte mich an mein neues Leben. Am Abend des dritten Tages spazierte ich wackelig im Schutze der Dunkelheit durch den Garten. Ich kam dahinter, wie ich den Körper beherrschen konnte, obwohl es noch immer überraschende Momente gab, wenn plötzlich ein Arm oder ein Bein meinen Befehlen nicht gehorchte. Am Morgen darauf sagte die Frau zu mir, die jetzt als meine Ehefrau galt: »Du mußt zum Arbeitsamt und nachfragen, ob man eine Stelle für dich hat.« Arbeitsamt? Eine ganze Weile sagte mir dieser Ausdruck überhaupt nichts, bis ich die Bedeutung des Wortes erkannte. Ich war vorher noch nie an einem solchen Ort gewesen und hatte

keine Ahnung, wie ich mich dort verhalten müßte oder was ich tun sollte. Aus dem Gespräch erfuhr ich nur, daß es in der Nähe von Hampton Court sei, aber daß der Name Molesey wäre. Aus einem Grunde, den ich zu dieser Zeit noch nicht verstand, hatte ich keinen Anspruch auf Arbeitslosengeld. Später fand ich heraus, daß man nicht berechtigt sei, Arbeitslosenunterstützung zu erhalten, wenn man seine Beschäftigung freiwillig aufgibt, gleichgültig wie unangenehm oder ungeeignet die vorherige Arbeitsstelle gewesen war. Man erhielt selbst dann kein Geld, wenn man zuvor zwanzig Jahre lang in den Fond einbezahlt hatte! Arbeitssuche! Ich bat: »Hilf mir aufs Fahrrad, ich will dorthinfahren.« Gemeinsam gingen wir die Treppe hinunter. In der Garage, die mit altem Mobiliar vollgestopft war, lehnte das Fahrrad. Ein solches Folterinstrument hatte ich schon einmal zuvor in Tschungking benutzt. Dort war ich zuerst einen Hügel hinuntergestürzt, bevor ich die Bremse finden konnte. Vorsichtig bestieg ich dieses komische Ding, wackelte die Straße zur Eisenbahnbrücke entlang und bog an der Weggabelung nach links ab. **206**

Ein Mann winkte freundlich. Da ich zurückwinkte, fiel ich fast hin. »Du siehst nicht besonders gut aus«, rief er. »Sei vorsichtig.« Ich strampelte weiter und bekam eigenartige Schmerzen in den Beinen. Ich fuhr weiter nach rechts auf der breiten Straße nach Hampton Court, wie ich es erklärt bekommen hatte. Plötzlich versagten während der Fahrt meine Beine den Dienst. Ich rollte gerade noch im Freilauf über die Straße und fiel auf eine Grasstelle neben der Straße hin, das Fahrrad über mir. Einen Moment lag ich etwas benommen da. Dann stürmte eine Frau, die gerade vor der Haustüre ihre Fußläufer ausgeschüttelt hatte, den Pfad entlang zu mir und schrie: »Sie sollten sich was schämen, schon am hellichten Tag betrunken zu sein. Ich hab alles gesehen. Am besten ruf ich die Polizei!« Finster schaute sie mich an, drehte sich um und eilte zum Haus. Sie hob die Fußläufer auf und *warf* die Tür hinter sich zu. »Sie hat ja keine Ahnung«, dachte ich, »was weiß sie schon.« Ungefähr zwanzig Minuten blieb ich dort liegen und erholte mich. Leute kamen an ihre Türen, um mich anzustarren. Andere standen an ihren Fenstern und linsten durch die Vorhänge. Zwei Frauen kamen an die Zäune ihrer Gärten, sie sprachen über mich mit lauten, heiseren Stimmen. Keiner ahnte, ich könnte krank sein oder Hilfe brauchen. Schließlich taumelte ich mit größter Anstrengung auf meine Füße; ich

bestieg das Fahrrad und fuhr weiter nach Hampton Court.207

KAPITEL 9

Das Amt war ein häßliches Gebäude in einer Nebenstraße. Ich fuhr hin, stieg ab und wollte ins Haus. »Wollen Sie, daß man Ihr Fahrrad stiehlt?« fragte eine Stimme hinter mir. Ich drehte mich zu dem Sprecher um. »Bestimmt bestehen sich die Arbeitslosen nicht untereinander?« antwortete ich mit einer Frage. »Sie müssen in dieser Gegend neu sein. Nehmen Sie Ihr Schloß und schließen Sie das Fahrrad ab, oder Sie werden nachher nach Hause laufen müssen.« Dabei zuckte er mit den Achseln und ging ins Haus hinein. Ich kehrte um und schaute in die Fahrradtasche. Ja, da war ein Schloß und eine Kette. Ich legte die Kette um das Rad, wie ich es schon andere hatte tun sehen, da blitzte ein schrecklicher Gedanke in mir auf - *wo war der Schlüssel?* Ich wühlte in den mir ungewohnten Taschen und zog einen Schlüsselbund heraus. Einen nach dem anderen versuchte ich, bis ich schließlich den passenden fand. Ich ging den Weg ins Haus. Kartonzettel mit schwarzen Pfeilen wiesen nach rechts, ich folgte ihnen und betrat einen Raum, in dem eine Menge Stühle aus hartem Holz eng nebeneinander gestellt waren. »Hallo, Professor!« sagte eine Stimme. »Komm, setz dich solange' zu mir.« Ich drehte mich dem Sprecher zu und setzte mich auf einen Stuhl neben dem seinen. »Du siehst heut' anders aus«, meinte er weiter. »Was is'n mit dir passiert?« **209**

Ich überließ ihm das Reden und entnahm daraus einiges Wissenswertes. Der Angestellte rief Namen, Männer gingen zu seinem Schreibtisch und setzten sich davor. Ein Name wurde aufgerufen, der mir ein wenig bekannt vorkam. »Jemand, den ich kenne?« fragte ich mich. Keiner bewegte sich. Der Name wurde wieder aufgerufen. »Los, geh hin - du bist dran!« sagte mir mein neuer Freund. Ich stand auf, ging zum Schreibtisch und setzte mich, wie ich es die anderen vorher hatte tun sehen. »Was ist denn heute mit Ihnen los?« fragte der Beamte. »Ich sah Sie hereinkommen, hab' Sie aus den Augen verloren und gedacht, Sie sind heimgegangen.« Er betrachtete mich sehr gründlich. »Irgendwie sehen Sie heut' anders aus. Das kann aber nicht die Frisur sein, denn da gibt's ja keine.« Dann richtete er sich auf und sagte. »Nein, nichts für Sie, tut mir leid. Viel Glück beim nächsten Mal. Der Nächste bitte.« Verzagt ging ich hinaus und radelte nach Hampton Court. Dort kaufte ich eine Zeitung und fuhr ans Ufer der Themse. Es war ein wundervoller Platz, den die Londoner an freien Tagen aufsuchen. Ich setzte mich auf das grasbewachsene Ufer, den Rücken an einen Baum gelehnt und las die Stellenanzeigen in der Zeitung. »Vom Amt wirste nie einen Job bekommen!« sagte eine Stimme. Ein Mann kam den Pfad entlang und warf sich neben mir ins Gras. Er riß einen langen Grashalm aus. Nachdenklich kauend rollte er ihn dabei von einem Mundwinkel in den anderen. »Die zahlen dir kein Stempelgeld, häh? Dann wer'n se dir auch keine Stelle besorgen. Die geb'n nur denen Jobs, die auch Geld von ihnen kriegen. Dann spar'n se Geld, klar? Wenn se dir 'nen Job geben, dann kriegt'n anderer weiter Stempelgeld, und die Regierung macht'n Mordswirbel, klar?« Ich dachte darüber nach. Es leuchtete mir ein, auch wenn die Ausdrucksweise des Mannes meinen Verstand schwindeln ließ. »Gut, aber was würdest *du* tun?« fragte ich ihn. »*Ich?* Gottverdammte, ich will kein' Job. Ich mach' mich da grad hin, die Kohlen hol'n. Das reicht mir. Das un'n bißchen nebenbei, gut, häh?210

Nee, Boss. Wenn de wirklich 'nen Job willst, geh zu einem von den Byrrohs - hier -zeig mal her.« Er griff und nahm sich meine Zeitung und überließ mich meinen Gedanken, was wohl ein »Byrroh« sein könnte. Was gab es alles noch zu lernen, dachte ich. Wie ungebildet war ich geblieben für all das, was mit dem Westen zusammenhing. Er leckte am Finger, murmelte die Buchstaben des Alphabets vor sich hin und raschelte mit den Seiten. »Hier isses!« schrie er triumphierend. »Anstellungsbyrrohs-hier-guck selbst.« Schnell schaute ich auf die Spalte, die so auffällig mit seiner Daumenspur markiert war. »Vermittlungs-Büro«, Vermittlungsagenturen, Jobs. »Aber das ist für Frauen«, sagte ich entrüstet. »Quatsch!« meinte er. »Du kannst nich les'n, da steht Männer und Frau'n. Jetzt gehste da hin un' läßt dir nich'n schwarzen Peter hinschiebn. Oh, die machen ihre Spielchen und nehmen dich aus, wennde nich aufpaßt. Sag denen nur, du willst'nen Job, sonst nichts!« Am Nachmittag beeilte ich mich, nach London zu kommen. Ich kletterte die schmutzigen Treppen zu einem baufälligen Büro hoch, in einer Nebenstraße in Soho. Eine bemalte Frau mit künstlichem Blondhaar und feuerroten Krallen saß an einem Metallschreibtisch in einem so kleinen Zimmer, daß es auch einmal als Küchenschrank hätte dienen können. »Ich brauche einen Job«, sagte ich. Sie lehnte sich zurück und musterte mich kühl. Sie gähnte ungeniert. Dabei zeigte sie einen Mund voller zerstörter Zähne und eine belegte Zunge. »Wie-heißtn?« fragte sie. Erstaunt blickte ich sie an. »Wer-bist'n?« fragte sie weiter. »Entschuldigen Sie bitte«, sagte ich, »aber ich kann Ihre Frage nicht verstehen.« »Ouh Gott!« seufzte sie schwer. »Der kann kein Englisch. *Hier ausfülln.*« Sie warf mir einen Fragebogen hin. Dann räumte sie ihren Füller, ihre Uhr, ein Buch und ihre Handtasche weg und verschwand in einem Hinterzimmer. Ich setzte mich und kämpfte mich durch die Fragen hindurch. Später erschien sie wieder und deutete mit dem Daumen in die Richtung, aus der sie gekommen war. **211**

»Dahin«, befahl sie. Ich stand auf und stolperte in den etwas kleineren Raum. Ein Mann saß an einem verwüsteten Schreibtisch, der unordentlich mit Papier bedeckt war. Er kaute auf dem Ende einer billigen, stinkenden Zigarre. Ein abgeschabter, weicher Filzhut war auf seinen Hinterkopf

gestülpt. Er bedeutete mir, mich zu setzen. »Ihre Bearbeitungsgebühr?« fragte er. Ich griff in meine Tasche und zog die Summe hervor, die auf dem Formular stand. Der Mann nahm das Geld, zählte es zweimal und steckte es in seine Tasche. »Wo warnsen vorher?« fragte er. »Im Büro draußen«, antwortete ich unschuldig. Zu meinem Entsetzen brach er in schallendes Gelächter aus. »Hahahah!« gröhlte er. »Ich sag, wo warn-sen-vorher, und er sagt, im Büro draußen!« Er wischte seine tränenden Augen, beherrschte sich wieder mit sichtbarer Anstrengung und sagte: »Schau Typ! Du bist'n Komiker, aber ich hab keine Lust Zeit zu verschwenden. Biste schon mal Kellner gewesen, oder nicht?« »Nein«, erwiderte ich. »Ich suche eine Beschäftigung etwa dieser Art«. Ich gab ihm dabei eine ganze Liste von Dingen, die ich tun konnte: »Nun, können Sie mir helfen oder nicht?« Er schaute finster, als er die Liste betrachtete. »Hm, ich weiß nich'«, sagte er zweifelnd, »spricht wie'n Graf... schau, wir tun was wir tun könn'. Komm nächste Woche wieder.« Damit entzündete er seine erloschene Zigarre, legte die Füße auf den Tisch, griff sich eine Rennzeitung und begann zu lesen. Ohne mir noch Illusionen zu machen, ging ich an der bemalten Frau vorbei, die mein Weggehen mit einem hochnäsigen Blick und einem Schnüffeln kommentierte. Ich ging die quietschenden Treppen hinunter und wieder die schmutzige Straße entlang. Nicht weit weg war eine andere Agentur, die suchte ich als nächstes auf. Mir sank das Herz, als ich den Eingang sah: Einen Nebeneingang, die Treppe aus blankem, rohem Holz, dreckige Wände, von denen die Farbe abblätterte. Oben im zweiten Stock öffnete ich eine Tür, die mit der Aufschrift »Eintreten« versehen war.**212**

Dahinter lag ein großer Raum, so lang wie das Gebäude breit war. Wackelige Tische standen herum, an jedem saß ein Mann oder eine Frau mit einem Stapel Karteikarten vor sich. »Ja, was kann ich für Sie tun?« fragte mich eine Stimme von der Seite. Ich drehte mich um und sah eine Frau, die etwa siebzig Jahre alt war, obwohl sie noch älter aussah. Sie wartete nicht erst auf meine Antwort, sondern händigte mir einen Fragebogen aus, mit der Bitte, daß ich ihn ausfüllen möge und dann dem Mädchen am Schreibtisch geben solle. Bald hatte ich die zahlreichen, sehr persönlichen Angaben niedergeschrieben und gab den Zettel weiter, wie mir gesagt worden war. Ohne darauf zu schauen, sagte das Mädchen: »Bitte geben Sie mir zuerst die Aufnahmegebühr.« Ich tat es und dachte darüber nach, daß man so leicht

Geld verdienen konnte. Sie zählte das Geld sorgfältig, bevor sie es in eine Durchreiche einer anderen Frau zuschob, die es genauso sorgfältig zählte. Man gab mir eine Quittung dafür. Das Mädchen stand auf und rief: »Ist jemand frei?« Ein Mann an einem etwas weiter entfernten Schreibtisch winkte träge mit der Hand. Das Mädchen drehte sich wieder zu mir. »Dieser Herr da drüben wird Sie beraten.« Ich schlängelte mich zwischen den Tischen durch. Zuerst schien er mich nicht zu bemerken und schrieb weiter, dann streckte er seine Hand aus. Ich nahm sie und schüttelte sie. Sofort zog er seine Hand zurück. »Nein, nein! Ich möchte Ihre Quittung sehen. Ihre Quittung, verstehen Sie?« fragte er irritiert. Er besah sie sich genau, drehte sie um und prüfte die leere Rückseite. Er las noch einmal die Vorderseite, dann merkte er augenscheinlich, daß es wohl ernst würde, denn er sagte: »Bitte nehmen Sie Platz. Zu meiner Überraschung nahm er ein neues Formular und stellte mir noch einmal die gleichen Fragen, die ich gerade beantwortet hatte. Er warf das von mir ausgefüllte Formblatt in den Papierkorb und das seine in eine Schublade. »Kommen Sie in einer Woche wieder zu mir. Wir wollen sehen, ob wir etwas für Sie tun können.«**213**

Er nahm seine Schreibtätigkeit wieder auf und schrieb, wie ich sehen konnte, einen privaten Brief an eine Frau! »*Heh*« sagte ich laut. »Ich möchte, daß das *jetzt* erledigt wird.« »Mein lieber Mann«, wies er mich zurecht, »wir können solche Sachen *nicht* so schnell erledigen. Wir haben ein bestimmtes Verfahren. Verfahren! Verstehen Sie?« »Gut«, sagte ich, »ich möchte *jetzt* einen Job oder aber mein Geld zurück.« »Du meine Güte!« seufzte er »Wie schrecklich!« Mit einem schnellen Blick auf meinen entschlossenen Gesichtsausdruck seufzte er noch einmal und begann eine Schublade nach der anderen aufzuziehen, als wolle er Zeit gewinnen, während er darüber nachdachte, was er als nächstes tun sollte. Eine Schublade zog er zu weit auf. Geräuschvoll flogen alle möglichen Dinge heraus und rutschten auf den Fußboden. Eine Schachtel mit tausenden von Büroklammern ergoß sich auf den Boden. Wir krochen beide herum, hoben alles auf und warfen es in den Schreibtisch. Schließlich hatten wir alles aufgelesen und in die Schublade gefegt. »Diese verdammten Schubladen!« sagte er resignierend. »Immer rutschen sie heraus, wie eben. Die anderen Knilche haben sich schon daran gewöhnt.« Er saß noch einen Augenblick so da. Dann schaute er seine Kartei durch, überflog einige Aktenbündel, schüt-

telte verneinend den Kopf, während er sie zurücklegte, und nahm das nächste Bündel in die Hand. »Ah!« meinte er schließlich, dann schwieg er wieder. Minuten später sagte er: »Ja, hier hab ich einen Job für Sie!« Er blätterte die Akte durch, wechselte die Brille und griff blind zu einem Stapel Karteikarten. Er nahm die oberste von dem Stoß, legte sie vor sich hin und begann langsam zu schreiben. »Na, wo ist es denn? Ah! In Clapham, kennen Sie Clapham?« Ohne auf eine Antwort zu warten, meinte er weiter: »Es ist ein Fotolabor. Sie arbeiten in der Nacht. Straßenfotografen aus dem Westend bringen ihre Sachen in der Nacht dorthin und holen die Abzüge am Morgen ab. Hmmm ja, lassen Sie mich sehen.« Er machte weiter und wühlte sich durch die Papiere.**214**

»Sie werden manchmal selbst als Ersatzmann im Westend mit einer Kamera arbeiten müssen. Nun nehmen Sie diese Karte mit zu der Adresse und stellen Sie sich vor«, sagte er und zeigte mit dem Bleistift auf einen Namen, den er- auf die Karte geschrieben hatte. Clapham war nicht gerade einer der gesündesten Ortsteile Londons. Die Adresse, zu der ich ging, lag neben einem Rangiergleis in einer Nebenstraße in den Slums; es war wirklich ein häßlicher Ort. Ich klopfte an die Tür des Hauses, dessen Farbe abblätterte. An einem Fenster nach vorne war ein Glas mit Klebestreifen »repariert« worden. Die Tür wurde langsam geöffnet. Eine schlampige Frau schaute heraus, zerzaustes Haar fiel ihr ins Gesicht. »Häh? Wen willst'n sprechn?« Ich sagte es ihr; wortlos drehte sie sich um und schrie: »Harry! 'n Mann will dich sprechn!« Sie ging, schloß die Tür und ließ mich draußen. Etwas später ging die Tür wieder auf. Ein ungehobelter Mann stand da, unrasiert, ohne Kragen, die Zigarette hing von der Unterlippe. Die Zehen lugten aus großen Löchern in abgetragenen Filzschlappen. »Was'n los Typ?« fragte er. Ich reichte ihm die Karte des Vermittlungsbüros. Er nahm sie, betrachtete sie von allen Seiten, schaute von der Karte auf, zu mir, und wieder darauf, dann sagte er, »Ausländer, häh? Gibt'ne Menge davon in Clapham. Nich' so wählerisch wie wir Briten.« »Können Sie mir etwas über den Job erzählen?« fragte ich. »Nich'jetz'«, sagte er, »erst will ich sehn, ob's klappt. Ich bin im Bishment.« Damit drehte er sich um und verschwand! Ich trat ins Haus und war ziemlich verwirrt. Wie konnte er im »Bishment« sein, wenn er vor mir stand und was war das überhaupt, ein »Bishment«? Die Halle im Haus war dunkel. Ich stand da und wußte nicht, wohin ich gehen sollte. Ich sprang vor

Schreck fast hoch, als eine Stimme vor mir etwa in Fußhöhe schrie: »He Typ, willst du nicht runterkommen?« Füße trampelten, der Kopf des Mannes erschien in einer kaum beleuchteten Kellertür, die ich vorher nicht bemerkt hatte.**215**

»Bismont, ach so, Keller«, dachte ich. Ich folgte ihm auf einer wackeligen Holzterrasse und befürchtete, jeden Moment hinzufallen. »Das Labor!« prahlte der Mann. Schwaches, gelbes Licht beleuchtete den Zigarettenrauch. Die Luft war stickig. An einer Wand war ein Arbeitstisch mit einer Abflußrohre, über die ganze Länge. Laborschüsseln standen in einigen Abständen darauf verteilt. Abseits auf einem anderen Tisch stand ein ramponierter Vergrößerungsapparat. Ein dritter Tisch hatte eine bleierne Arbeitsfläche, auf der eine Batterie Flaschen stand. »Ich bin Harry«, stellte er sich vor. »Mach'ne Lösung fertig, ich will sehn, ob's klappt. - Wir nehmen Johnsons Kontrastmittel, das bringt das Zeug gut raus.« Harry lümmelte herum, entzündete ein Streichholz an seiner Hosenfläche und steckte seine Zigarette an. Schnell machte ich die Lösung fertig: den Entwickler, das Stoppbad, den Fixierer und das Wasserbad. »Okay«, sagte er. »Nimm dir was vom Film hier un' mach'n paar' Bilder zum anschauen.« Ich bereitete einen Teststreifen vor, aber er unterbrach: »Nee, keine Papierverschwendung, nur fünf Sekunden.« Harry war zufrieden mit meiner Vorstellung. »Wir zahlen monatlich, Typ«, sagte er, »mach kein Scheiß - keine Pornos. Die Jungs ham da manchmal so Ideen, machn spezielle Dinger für spezielle Kunden. Gib alles mir, ja? Du fängst heut'nacht um zehn an un bleibst bis sieben. Okay? Abgemacht.« Kurz vor zehn ging ich in dieser Nacht durch die schäbige Straße und versuchte, die Hausnummer im schummrigen Licht zu erkennen. Ich kam zu dem Haus, stieg die schmutzigen Stufen zu der zerkratzten, gesplitterten Tür hoch. Ich klopfte, trat einen Schritt zurück und wartete. Die Tür flog mit einem Quietschen der rostigen Angeln auf. Die gleiche Frau stand da, aber wie hatte sie sich jetzt *verändert*. Ihr Gesicht war gepudert und geschminkt, ihr Haar sorgfältig gewellt; ihr fast durchsichtiges Kleid ließ im Treppenhauslicht ihre plumpen Formen im Detail erkennen. Sie lächelte mich breit an und zeigte dabei ihre Zähne: »Komm rein Schätzchen. Ich bin Mary. Wer hat dich geschickt?«**216**

Bevor ich antworten konnte, beugte sie sich zu mir vor. Ihr knappes Kleid öffnete sich gefährlich: »Das macht dreißig Schilling für'ne halbe Stunde oder drei Pfund die ganze Nacht. Ich kenn gute Tricks, Süßer!« Als sie einen Schritt zurückging, um mich hereinzulassen, schien das Flurlicht auf mein Gesicht. Sie sah meinen Bart und funkelte mich finster an. »Och, *du* bist'snur!« sagte sie frostig. Das Lächeln war von ihrem Gesicht gewischt, wie Kreide mit einem nassen Schwamm von einer Schultafel. Sie murrte. »Zeitverschwendung, nur daran zu denken! He, du«, bellte sie, »du wirst einen Schlüssel bekommen, gewöhnlich bin ich um diese Zeit beschäftigt.« Ich drehte mich um, schloß die Haustür und ging in den gräßlichen Keller hinunter. Ein paar Stapel Kassetten lagen herum, die entwickelt werden mußten. Mir schien, als hätten alle Fotografen Londons ihre Filme hier abgeladen. Ich arbeitete in der Dunkelheit der Styx, entleerte Kassetten, befestigte Klammern an den Enden und steckte sie in den Behälter. »Klack-klack-klack«, ging die Zeitschaltuhr. Gleich darauf klingelte sie. Das hieß, daß der Film für das Stoppbad bereit sei. Das unerwartete Geräusch ließ mich auf die Füße springen, mein Kopf schlug gegen einen niedrigen Balken. Ich nahm die Filme heraus, legte sie ein paar Minuten ins Fixierbad, danach für eine Viertelstunde ins Stoppbad. Dann kamen sie in ein neues Bad aus unterschwelligem Natronentwickler, und die Filme waren endlich fertig zum Waschen. Während ich das tat, schaltete ich das gelbe Licht an und vergrößerte ein paar Proben. Zwei Stunden später hatte ich alle Filme entwickelt, fixiert, gewaschen und schnell in Methylgeist getrocknet. Vier Stunden ging es weiter mit zusätzlichen Filmen, ich machte gute Fortschritte. Langsam wurde ich hungrig. Ich sah mich um, konnte jedoch keine Möglichkeit finden, um Teewasser zu machen. Es gab nicht einmal einen Kessel, den ich hätte aufsetzen können. Ich setzte mich hin und öffnete meine Sandwiches. Um etwas Wasser zu trinken, säuberte ich gründlich einen Meßbehälter.**217**

Ich dachte an die Frau oben, überlegte, ob sie schönen, heißen Tee trank, und ich wünschte mir, sie würde mir eine Tasse bringen. Die Tür oben an der Kellertreppe schwang krachend auf und ließ Licht herein. Hastig sprang

ich auf und schloß ein geöffnetes Paket Kopierpapier weg, bevor das Licht es hätte verderben können. Dann blaffte eine Stimme: »He, du da! Willst'ne Tasse Tee? Das Geschäft geht schlecht heut' nacht, und ich hab mir grad'ne Kanne Tee gemacht, bevor ich einschlaf. Ich könnt' dich nich' aus'm Kopf kriegn. Das muß Telepathie sein.« Sie lachte über ihren Witz und klapperte die Stufen herab. Sie stellte das Tablett ab, setzte sich auf die Holzstufen und atmete geräuschvoll aus. »Puh, is ja fast nich heiß hier untn.« Dabei öffnete sie den Gürtel ihres Umhangs - zu meinem Entsetzen trug sie nichts darunter! Sie bemerkte meinen Blick und kicherte. »Ich will dich nich' anmach'n, du mußt heut' nacht noch was andres entwickln.« Sie stand auf, ihr Morgenmantel fiel zu Boden, während sie nach dem Stapel trocknender Abzüge griff. »Na, sowas!« rief sie beim Durchblättern. »Was für Fressen. Ich weißnich', warum die komischen Knacker solche Bilder von sich machn lassn.« Sie setzte sich wieder hin - es war heiß hier, doch mir wurde noch heißer! »Glaubste an Telepathie?« fragte sie. »Natürlich!« sagte ich. »Ich hab da'ne Show im Paladium gesehn, und sie ham da Telepathie vorgeführt. Es war einmalig. Aber der Typ, der mich mitgenommen hat, hat gesagt, 's wär alles nur Beschiß!« Es gibt ein orientalisches Märchen über einen Reisenden in der Wüste Gobi. Sein Kamel war gestorben; dem Verdursten nahe schlich der Mann müde dahin. Plötzlich sah er etwas vor sich. Es sah wie ein Wassersack aus, ein Sack aus Ziegenleder wie ihn Reisende mit sich führen. Mit letzter Kraft rannte er dorthin und bückte sich, um zu trinken. Doch erfand ihn nur mit den erlesensten Diamanten gefüllt, die ein anderer weggeworfen hatte, um weniger tragen zu müssen. So ist es auch mit den Leuten im Westen.**218**

Die Menschen suchen materielle Reichtümer, suchen technischen Fortschritt, bauen Raketen mit größerer Sprengkraft und Flugzeuge, die ohne Piloten fliegen und treiben die Erforschung des Alls voran. Die *wirklichen* Werte: Astrales Reisen, Hellsehen und Telepathie beäugen sie mißtrauisch und glauben, alles sei Betrug oder nur eine komische Theatervorstellung. Den Briten in Indien war es allzu gut bekannt, daß die Inder Botschaften über weite Strecken übermitteln konnten, beispielsweise über Revolten, bevorstehende Besuche oder andere Nachrichten von Interesse. Diese Botschaften durchquerten in wenigen Stunden das Land.

Das gleiche wurde in Afrika beobachtet und war als »Buschtelegramm« bekannt. Mit etwas Übung benötigt man keine Telefondrähte! Keine Telefone, die unsere Nerven nur zerrütten. Die Menschen könnten die Nachrichten mit den eigenen, ihnen innewohnenden Fähigkeiten weitergeben. Im Osten wird dies schon seit Jahrhunderten angewandt; östliche Völker sind diesen Gedanken enger verbunden. Dort gibt es kein negatives Denken, das die Wirkung der Naturgaben behindert. »Mary«, sagte ich, »ich will dir einen kleinen Trick zeigen, der Telepathie beweist oder die Herrschaft der Gedanken über die Materie. Ich bin der Gedanke, du die Materie.« Sie betrachtete mich argwöhnisch, schaute sogar einen Moment lang böse und meinte dann: »Okay, aber nur zum Spaß.« Ich konzentrierte meine Gedanken auf ihren Nacken und stellte mir vor, ein Floh würde sie beißen. Ich stellte mir das Insekt bildlich vor. Plötzlich schlug Mary dorthin und benutzte ein unanständiges Wort, um das angreifende Insekt zu beschreiben. Ich stellte mir vor, der Biß würde schmerzhafter werden. Sie schaute mich an, lachte und sagte: »Meine Güte, wenn ich das auch tun könnte, was hätt' ich dann für'n Spaß mit den Kerlen, die mich besuchen.« Nacht für Nacht ging ich zu dem heruntergekommenen Haus in der schmutzigen Seitenstraße. Oft, wenn Mary nicht beschäftigt war, kam sie mit einer Kanne Tee, um sich mit mir zu unterhalten oder, zuzuhören.**219**

Ich stellte fest, daß unter ihrer harten Schale, trotz des Lebens, das sie geführt hatte, eine sehr freundliche Frau schlummerte, die denen half, die in Not waren. Sie erzählte mir von dem Mann, der mich angestellt hatte, und riet mir, am Monatsletzten schon sehr früh im Haus zu sein. Nacht für Nacht entwickelte ich Filme, kopierte sie und ließ alles so liegen, daß es morgens abgeholt werden konnte. Einen ganzen Monat lang sah ich niemanden anderen außer Mary. Dann am Einunddreißigsten blieb ich länger da. Gegen neun Uhr kam ein verschlagen dreinschauendes Individuum die ausgetretenen Treppenstufen herunter. Er blieb unten stehen und betrachtete mich mit offener Feindseligkeit. »Denk', daß du zuerst bezahlt werden willst, häh?« schnarrte er. »Du bist Nachtschicht, hau ab!« »Ich gehe, wenn ich fertig bin, nicht früher«, antwortete ich. »Du!« schimpfte er. »Ich werd' dir beibringen, mir nich' so zu antworten!« Er schnappte eine Flasche, schlug den Hals an der Wand ab. Gefährlich kam er mit dem scharfen, zerschlagenen Ende auf mich zu und zielte nach meinem Gesicht. Ich war

müde und ein wenig ärgerlich. Ich bin im Osten von einem der größten Meister dieser Kunst unterrichtet worden. Ich entwaffnete den miesen kleinen Burschen - eine einfache Aufgabe-, legte ihn über meine Knie und gab ihm die größte Tracht Prügel, die er je bekommen hatte. Mary hatte die Schreie gehört, war aus ihrem Bett gesprungen, saß nun auf der Treppe und genoß diesen Anblick! Der Bursche heulte wirklich. Ich schob seinen Kopf in das Becken mit Farbreiniger, um ihm die Tränen wegzuwaschen und die Flut seiner obszönen Sprache zu beenden. Als ich ihn wieder aufstehen ließ, sagte ich: »Bleib in der Ecke stehen. Wenn du dich bewegst, bevor ich es dir erlaube, setzt es noch mal dasselbe!« Er bewegte sich *nicht*. »Meine Güte! Das war'n Anblick für meine wunden Augen«, sagte Mary. Der kleine Gnom is' Boss von'ner Bande in Soho. Dem hastes aber gezeigt. Er denkt, er's der größte Kämpfer aller Zeiten.«**220**

Ich blieb weiter da sitzen und wartete. Etwa eine Stunde später kam der Mann, der mich angestellt hatte, die Treppe herunter und wurde blaß, als er den Gangster und mich sah. »Ich will mein Geld«, forderte ich. »Das war'n flauer Monat, hab' kein bißchen Geld mehr, hab' ihm Schutzgeld zahlen müssen«, sagte er und zeigte dabei auf den Gangster. Ich schaute ihn an. »Denkst du, ich arbeite umsonst in diesem Loch?« fragte ich ihn. »Gib mir ein paar Tage Zeit, und ich versuch, was aufzutreibn. Er«, er zeigte auf den Gangster, »hat mein ganzes Geld, wenn ich ihm nichts geb, macht er meinen Leuten Trabble.« Kein Geld und keine Hoffnung, welches zu bekommen! Ich willigte ein, weitere zwei Wochen zu bleiben, um »dem Boss« eine Chance zu geben, Geld zu beschaffen. Traurig verließ ich das Haus und dachte, wie gut es war, daß ich mit dem Fahrrad nach Clapham gekommen war, um Fahrgeld zu sparen. Als ich mein Fahrrad aufschloß, kam der Gangster heimlichtuerisch auf mich zu. »Heh, Chef«, raunte er heiser, »willst'nen Job? Als mein Leibwächter, zwanzig bar auf die Hand pro Woche, häh?« »Fünfundzwanzig Pfund pro Woche!« überbot er sich. Als ich mich umdrehte, hüpfte er wütend beiseite und murmelte: »Geb dir dreißig, Klasseangebot, alle Frauen, die de willst un' Fusel, so viel de trinkn kannst, schlag ein!« Als er meinen Gesichtsausdruck sah, schwang er sich über die Kellerbrüstung und verschwand in einer Wohnung. Ich drehte mich um, bestieg mein Fahrrad und fuhr davon. Etwa drei Monate blieb ich noch dort, entwickelte Bilder und ging als Fotograf schichtweise auf die Straßen,

aber weder ich noch die anderen Männer wurden bezahlt. Schließlich gaben wir alle auf. Mittlerweile waren wir in eines dieser zweifelhaften Viertel im Bayswater Revier gezogen, und ich suchte eine Arbeitsvermittlungsstelle nach der anderen auf, um Arbeit zu bekommen. Schließlich, anscheinend um mich lozuwerden, sagte ein Ange stellter zu mir: »Warum geh'n Sie nicht zum Vermittlungsbüro für bessere Stellungen am Tavistock Square? Ich geb Ihnen eine Karte mit.«**221**

Voller Hoffnung ging ich dorthin. Man machte mir wunderbare Versprechungen. Das war eine davon: »Bei Gott, natürlich können wir Ihnen helfen, wir suchen einen Mann für eine Atomversuchsanlage in Caithness in Schottland. Fahren Sie zum Vorstellungsgespräch hin?« Geschäftig wühlte der Angestellte in seinen Papieren. Ich fragte zurück: »Bezahlen Sie die Reisekosten?« »Oh du meine Güte, nein, nein!« war die ausdrückliche Antwort. »Da müssen Sie auf eigene Kosten hinfahren.« Bei einer anderen Gelegenheit reiste ich - auf eigene Kosten - nach Cardigan in Wales. Ein Mann mit Ingenierausbildung wurde gesucht. Die Firma, bei der ich mich vorstellen sollte, war entsetzlich weit vom Bahnhof entfernt. Ich trottete durch die Straßen von Cardigan und erreichte das andere Ende der Stadt. »Oh je, oh je! Das ist wirklich noch ein langer Weg dorthin«, sagte die freundliche Frau, die ich nach dem Weg fragte. Ich ging weiter und weiter. Schließlich erreichte ich den Eingang des Grundstücks. Hinter Bäumen versteckt, lag das Haus. Die Einfahrt war sehr gepflegt; der Weg ging aufwärts. Der liebenswürdige Mann, bei dem ich vorsprach, schaute sich meine Papiere an, die ich mir aus Schanghai hatte schicken lassen. Er besah sie sich und nickte anerkennend. »Mit Papieren wie diesen sollten Sie keine Schwierigkeiten haben, einen Job zu bekommen«, meinte er. »Unglücklicherweise haben Sie keine Erfahrungen mit zivilen Ingenieurverträgen in England. Daher kann ich Ihnen leider kein Angebot machen. Aber sagen Sie mir doch mal«, fragte er weiter, »Sie sind ein qualifizierter Arzt, warum sind Sie zusätzlich Bauingenieur geworden? Ich sehe, Sie haben ja den Rang eines Bachelor des Ingenieurwesens.« »Als Mediziner mußte ich in die entlegensten Gebiete reisen und wollte daher in der Lage sein, mir ein eigenes Krankenhaus bauen zu können«, sagte ich.**222**

»Hm!« grunzte er, »ich wünschte, ich könnte Ihnen helfen, aber es geht nicht.« Ich ging durch die Straßen Cardigans zurück zum trostlosen Bahnhof. Dort mußte ich zwei Stunden auf den Zug warten. Zu Hause mußte ich erneut berichten: wieder *kein Job*. Am nächsten Tag ging ich abermals zum Vermittlungsbüro. Der Mann saß hinter seinem Schreibtisch - ging er denn *nie weg*? wunderte ich mich -, er schlug mir vor: »Ich sag Ihnen was, alter Junge, wir können hier nicht so offen reden. Laden Sie mich zum Mittagessen ein, und vielleicht kann ich Ihnen irgendwie helfen, hmmm?« Ich stand länger als eine Stunde auf der Straße herum, schaute in Schaufenster und wünschte, meine Füße würden nicht so schmerzen. Ein Polizist betrachtete mich argwöhnisch von der anderen Straßenseite her. Er wollte offensichtlich beurteilen, ob ich ein harmloser Mensch sei oder ein angehender Bankräuber. Vielleicht taten auch *ihm* die Füße weh! Schließlich hatte sich der Mann doch noch von seinem Schreibtisch getrennt und kam die knarrenden Treppen heruntergelaufen. »Einen Neunundsiebziger, alter Junge, wir schnappen uns einen Neunundsiebziger. Ich kenn 'nen netten Ort, sehr gutes Essen da, recht annehmbar, was sie bieten, für das bißchen Geld.« Wir gingen über die Straße, bestiegen einen 79er Bus und waren bald am Ziel, in einem dieser Restaurants in einer Seitenstraße direkt neben der F Hauptdurchgangsstraße, wo, wie üblich, je kleiner das Haus, desto höher die Preise waren. Der Mann-ohne-Schreibtisch und ich aßen zu Mittag, mein Essen war genügsam, seines dafür sehr reichlich. Dann sagte er mit einem zufriedenen Seufzer: »Wissen Sie, alter Knabe, ihr Burschen erwartet immer die guten Stellen, aber denkt ihr nie daran, wenn die offenen Stellen so *hervorragend* wären, daß wir vom Büropersonal zuerst zulangen würden? Unsere Jobs erlauben uns kein besonders angenehmes Leben, wissen Sie?« »Naja«, sagte ich, »aber es muß doch eine Möglichkeit geben, in dieser herrlichen Stadt oder auch außerhalb eine Stelle zu finden.«**223**

»Ihre Schwierigkeit ist, daß Sie so anders aussehen und dadurch

Aufmerksamkeit erregen. Außerdem sehen Sie krank aus. Vielleicht würde es helfen, wenn Sie sich den Bart abrasierten.« Er betrachtete mich nachdenklich und überlegte offenbar, wie er sich einen guten Abgang verschaffen könnte. Plötzlich sah er auf seine Uhr sprang eilig auf. »Ich *sag* Ihnen, alter Knabe, ich muß *losfliegen*, der alte Sklaventreiber paßt auf wie ein Luchs, wissen Sie.« Er tätschelte mir den Arm, meinte »Tschüßchen! Verschwenden Sie kein Geld mehr, kommen Sie nicht mehr zu uns, wir haben nichts, höchstens was für Kellner und so'n Kram!« Danach wirbelte er hinaus. Weg war er und ließ mich mit seiner beträchtlichen Rechnung allein. Ich ging hinaus und die Straßen entlang. Um wenigstens etwas zu tun, schaute ich mir die kleinen Anzeigen in den Schaufenstern an. »Junge Witwe mit kleinem Kind sucht Arbeit...« »Mann, stellt die besten Schnitzereien her, sucht Aufträge.« »Masseuse kommt zu Ihnen nach Haus.« (»Ich wette, daß sie das tut!« dachte ich.) Im Weitergehen überlegte ich, wenn weder die normalen Agenturen, noch die Vermittlungsstellen helfen konnten, warum sollte ich nicht versuchen, in einem Fenster einen Zettel auszuhängen? »Warum eigentlich nicht?« fragten meine armen, müden Füße, während sie hohl auf die Erde stampften, auf dieses harte, unsympathische Pflaster. In der Nacht zermarterte ich mir mein Gehirn, grübelte, wovon ich leben sollte und wie ich genügend Geld verdienen könnte, um meine Auraforschungen fortzusetzen. Schließlich tippte ich sechs Postkarten, mit dem Inhalt: »Doktor der Medizin (in England nicht zugelassen) bietet Mitarbeit in psychologischen Fällen. Untersuchungen eingeschlossen.« Ich schrieb sechs weitere, die lauteten: »Akademiker, sehr weit gereist, wissenschaftliche Qualifikationen, bietet Hilfe in besonderen Fällen. Ausgezeichnete Referenzen. Schreiben Sie an Postfach ...« Am nächsten Tag plazierte ich meine Anzeigen strategisch gut in verschiedenen Fenstern und wartete auf Antworten. Sie kamen. **224**

Es gelang mir genügend psychologische Arbeiten zu übernehmen, die uns am Leben erhalten würden und mit denen sich unsere schwindenden Finanzen langsam erholten. Als freiberuflichen Nebenerwerb betätigte ich mich als Werber. Eine der größten pharmazeutischen Firmen Englands gab mir einen Halbtagsjob. Der Direktor, ein Arzt, war sehr großzügig und menschlich. Er hätte mich gerne für ein Versicherungsprogramm für Angestellte eingesetzt, das schleunigst erledigt werden mußte. Dazu war ich aber zu alt und zu krank. Die Mühen, den Körper zu übernehmen, waren

schrecklich. Die Anstrengung, die Moleküle des »neuen« Körpers in meine eigenen zu verändern, war tatsächlich größer, als ich meinte, aushalten zu können. Doch aus wissenschaftlichem Interesse hielt ich durch. Immer seltener reiste ich jetzt in der Nacht oder am Wochenende astral nach Tibet, wenn ich wußte, ich würde nicht gestört werden. Denn eine Störung des Körpers während einer Astralreise kann sich leicht fatal auswirken. Trost fand ich in der Gesellschaft der höheren Lamas, denen ich astral begegnete. Meine Belohnung lag in dem Lob für mein Tun. Bei einem dieser Besuche trauerte ich um den Tod eines geliebten Tieres, einer Katze, deren Intelligenz viele Menschen beschämen würde. Ein alter Lama, der mit mir im Astralen weilte, lächelte mir zustimmend zu und sagte: »Mein Bruder, erinnerst du dich noch an die Geschichte vom Senfsamen?« Oh ja! Wie gut ich mich daran erinnern konnte. Ist es doch eine der bedeutendsten Lehren unseres Glaubens: Eine arme, junge Frau hatte ihren Erstgeborenen verloren. Fast verrückt vor Kummer lief sie durch die Straßen des Ortes und bat inständig, jemand möge ihren Sohn wieder zum Leben erwecken. Einige Leute wandten sich mitleidig von ihr ab, andere verhöhnten und verspotteten sie, nannten sie wahnsinnig, daß sie auch nur annehmen konnte, jemand könnte ihr Kind wieder zum Leben erwecken. Sie war nicht zu trösten, niemand konnte Worte finden, ihren Schmerz zu lindern. Endlich bemerkte ein Priester ihre Verzweiflung und sagte: »Es gibt nur einen einzigen Mann in dieser Welt, der dir helfen kann.**225**

Es ist der Vollkommene, der Buddha, der auf der Spitze des Berges lebt. Gehe zu ihm und bitte ihn darum.« Die junge, durch den Tod beraubte Mutter stieg langsam, den harten Felsweg nach oben. Ihr Körper schmerzte unter der Last ihrer Sorgen. Schließlich sah sie nach der letzten Biegung Buddha auf einem Felsen sitzen. Sie warf sich ihm zu Füßen und jammerte: »Oh Buddha! Erwecke meinen Sohn wieder zum Leben.« Buddha erhob sich, berührte die arme Frau sanft und sagte: »Gehe hinunter in den Ort. Frage in jedem Haus, und bringe mir etwas Senfsamen aus einem Haus, in dem bisher noch niemand gestorben ist.« Die junge Frau schrie auf vor Glück, erhob sich und hastete den Berg hinunter. Sie rannte zum ersten Haus und rief: »Buddha hieß mich einen Senfsamen aus einem Haus zu bringen, das den Tod nicht kennt.« »In diesem Haus«, so sagte man ihr, »sind schon viele gestorben.« Im nächsten Haus wurde ihr gesagt: »Es ist nicht möglich zu sagen, wieviele hier schon gestorben sind, denn dies ist ein altes Haus.« Sie ging weiter von Haus zu Haus, durch eine Straße, durch die

nächste und lief so eine Straße nach der anderen entlang. Sie ruhte nicht, aß nichts und eilte weiter durch den Ort von Haus zu Haus, konnte aber auch nicht eines finden, das noch nicht vom Tode heimgesucht worden war. Langsam ging sie wieder den gleichen Weg den Berg hinauf. Buddha saß wie zuvor in Meditation. »Hast du den Senfsamen mitgebracht?« fragte er. »Nein, noch werde ich weiter danach suchen«, sagte sie. »Mein Schmerz hat mich geblendet, so daß ich glaubte, nur ich würde leiden und trauern.« »Warum bist du dann zu mir gekommen?« fragte Buddha. »Um dich zu bitten, mich die Wahrheit zu lehren«, antwortete sie. Und Buddha sagte ihr: »In der Welt des Menschen und in allen Welten Gottes ist dies das einzige Gesetz: Alles ist vergänglich.«**226**

Ja, ich kannte diese Lehre, aber der Verlust eines geliebten Wesens ist trotz allem ein Verlust. Der alte Lama lächelte wieder und sagte: »Ein schönes kleines Wesen wird zu dir kommen, dich in deinem außergewöhnlich hartem Leben zu erfreuen. Warte nur!« Einige Monate später nahmen wir die Dame Ku'ei in unserem Haus auf. Sie war ein siamesisches Kätzchen von überragender Schönheit und Intelligenz. Sie wurde von uns aufgezogen, so wie man einen Menschen erzieht, und sie war genauso ansprechbar, wie es *gute* Menschen sein können. Ganz sicher hat sie unsere Sorgen erleichtert und uns die Bürde der menschlichen Treulosigkeit tragen helfen. Selbständige Arbeit ohne vertragliche Grundlagen war außerordentlich schwer. Meine Patienten kann man etwa so beschreiben: Wenn der Teufel krank ist, lebt er wie ein Mönch. Doch ist er wieder gesund, so lebt er wie eh und je! Die Geschichten, die mir säumige Patienten erzählten und erfanden, wenn sie nicht bezahlen wollten, würden Bücher füllen (und meine Kritiker zwingen, Überstunden zu machen). Ich suchte immernoch nach einer festen Stelle. »Oh!« sagte ein Freund, »du kannst doch freiberuflich schreiben, als *Ghostwriter*. Hast du schon jemals daran gedacht? Einer meiner Freunde hat schon eine Menge Bücher geschrieben, ich kann dich ihm vorstellen.« Gemeinsam gingen wir zu einem der größeren Londoner Museen, um den Freund aufzusuchen. Man führte mich in sein Büro, einen Moment lang glaubte ich, dies sei das Lager des

Museums! Ich traute mich kaum, mich zu bewegen, um ja nichts umzustößen. Also setzte ich mich hin und wurde müde vom vielen Sitzen. Endlich kam der »Freund« herein. »Bücher?« fragte er. »Freiberufliches Schreiben? Ich werde Sie meinem Agenten vorstellen. Er wird Sie schon irgendwo unterbringen.« Er kritzelte emsig und gab mir dann das Papier mit der Adresse. Bevor ich auch nur ahnte, was geschehen war, stand ich draußen vor dem Büro. »Na gut«, dachte ich, »wird das wieder eine neue Jagd nach Wildgänsen?«**227**

Ich schaute auf das Stück Papier in meiner Hand. Regent Street? Nun, auf welcher Straßenseite wird das wohl sein? Ich stieg am Oxford Circus aus dem Zug, und mit meinem üblichen Glück stellte ich fest, daß ich am falschen Ende der Straße war! Die Regent Street war voller Leute, besonders an den Eingängen der großen Geschäftshäuser tummelten sich die Menschen. Eine Brigade junger Heilsarmisten zog in geräuschvoller Prozession die Conduit Straße hinunter. Ich ging weiter, an den Geschäften der Gold- und Silberschmiede vorbei und dachte, daß mir schon ein paar ihrer Ausstellungsstücke bei meinen Untersuchungen weiterhelfen könnten. An der Kurve zum Picadilly Circus wechselte ich die Straßenseite und suchte die verflixte Nummer. Reisebüro, Schuhgeschäft, aber kein Literaturagent. Dann sah ich die Hausnummer, wie ein Sandwich zwischen zwei Geschäften eingeklemmt. Ich ging durch einen kleinen Vorplatz zum anderen Ende, wo sich ein offener Lift befand. Es gab einen Knopf zum Läuten, den ich drückte. Nichts geschah. Ich wartete etwa fünf Minuten und drückte nochmals den Knopf. Schritte waren zu hören. »Sie ham mich grad aus'm Kohlenkeller geholt«, sagte eine Stimme, »hab grad'nen Tee getrunken. Wohin?« »Ich will zu Herrn B—«, sagte ich, »ich weiß nicht in welchem Stock.« »Aha, dritter Stock«, sagte der Mann. »Der's da, hab' ihn schon mit hochgenommen. Wir sin'da«. Er öffnete die Eisenschranke. »Rechts bei dieser Tür!« Damit verschwand er wieder zu seinem ausgekühlten Tee. Ich öffnete die besagte Tür und ging zu einem kleinen Schalter. »Ist Herr B— da?« fragte ich. »Ich bin mit ihm verabredet.« Das dunkelhaarige Mädchen ging weg, um Herrn B— zu rufen, und ich sah mich um. Auf der anderen Seite der Schranke saßen ein paar Mädchen und tranken Tee. Einem älteren Mann wurde erklärt, wie er einige Päckchen abgeben sollte. Hinter mir stand ein Tisch mit einigen Illustrierten darauf-

wie im Wartezimmer eines Zahnarztes, dachte ich. **228**

An der Wand hingen Werbepлакate für einige Verlage. Das ganze Büro schien mit Bücherpaketen überfüllt. Neu geöffnete Typoskripte waren ordentlich an einer der hinteren Wände aufgereiht. »Herr B— wird sofort bei Ihnen sein«, sagte eine Stimme. Ich drehte mich um und lächelte das schwarzhaarige Mädchen dankbar an. Im gleichen Moment öffnete sich eine Tür an der Seite, Herr B— kam herein. Ich schaute ihm voll Interesse entgegen, schließlich war er der erste Literaturagent, den ich sah! Er trug einen Bart, und ich konnte ihn mir gut als alten chinesischen Mandarin vorstellen. Obwohl er Engländer war, hatte er die Würde und Höflichkeit eines älteren wohlherzogenen Chinesen, mit Umgangsformen, die es sonst nirgends im Westen gibt. Herr B— kam näher, begrüßte mich, schüttelte meine Hand und führte mich durch die Seitentür in einen kleinen Raum, der mich an eine Gefängniszelle ohne Gitter erinnerte. »Was kann ich für Sie tun?« fragte er. »Ich suche einen Job«, antwortete ich. Er stellte mir Fragen über mich, aber ich konnte an seiner Aura erkennen, daß er keinen Job für mich hatte. Er war höflich zu mir des Mannes wegen, der mich empfohlen hatte. Ich zeigte ihm meine Papiere aus China und seine Aura flackerte vor Interesse. Er nahm die Papiere hoch, las sie sehr sorgfältig und sagte: »Sie sollten ein Buch schreiben. Ich denke, ich könnte Ihnen einen Auftrag vermitteln.« Dies war ein Schock, der mich fast umwarf. *Ich* sollte ein Buch schreiben? Ich? *Über* mich? Ich betrachtete seine Aura aufmerksam, um zu sehen, ob er es ernst meinte oder ob er mich nur »abwimmeln« wollte. Seine Aura zeigte, daß er meinte, was er sagte. Er hatte aber Zweifel an meinen schriftstellerischen Fähigkeiten. Als ich mich verabschiedete, waren seine letzten Worte, »Sie sollten wirklich ein Buch schreiben.« »Ach schau Sie nicht so finster«, munterte der Fahrstuhlführer mich auf. »Die Sonne scheint draußen. Will er's Buch nicht?« **229**

»Das ist es ja gerade«, erwiderte ich, als ich aus dem Lift ausstieg, »er will es!« Ich ging die Regent Street weiter und dachte, daß alle verrückt geworden sind. Ich sollte ein Buch schreiben? Verrückt! Alles, was ich wollte, war eine Stelle, die mir genügend Geld brachte, um leben zu können, und ein wenig mehr, damit ich weiter forschen könnte. Doch das einzige Angebot, das ich hatte, war, ein dummes Buch über mich zu schreiben! Einige Zeit zuvor hatte ich auf ein Inserat geantwortet, in dem ein technischer Schreiber gesucht worden war, der Anleitungen für Flugzeuge schreiben sollte. Am Abend erhielt ich einen Brief, der mich zum Vorstellungsgespräch am nächsten Morgen einlud. »Ah!« dachte ich, »ich werde diesen Job in Crawley endlich bekommen!« Früh am nächsten Morgen, während ich gerade frühstückte, bevor ich nach Crawley fuhr, hörte ich einen Brief in den Kasten fallen. Er war von Herrn B—. »Schreiben Sie ein Buch«, stand darinnen. »Denken Sie gut darüber nach, und besuchen Sie mich dann noch einmal. «Pah!« sagte ich zu mir selbst. »Ich *haße* es, ein Buch zu schreiben!« Und schon ging ich los zum Clapham-Bahnhof, um einen Zug nach Crawley zu erreichen. Der Zug war der langsamste, in dem ich je saß, so kam es mir zumindest vor. Er bummelte an jedem Bahnhof und schlich so langsam, als würde entweder die Maschine oder der Lokomotivführer bald den letzten Atemzug von sich geben. Endlich kam ich doch noch in Crawley an. Der Tag war drückend heiß geworden, und ich hatte gerade den Bus verpaßt. Der nächste wäre zu spät gewesen. Schwerfällig stapfte ich durch die Straßen, bekam ungenaue Antworten von Passanten, denn die Firma, zu der ich wollte, war in einem sehr fragwürdigen Viertel. Nach einiger Zeit, so spät, daß ich mich schon um nichts mehr sorgte, stieß ich auf einen langen, verwahrlosten Pfad. Ich folgte ihm zu einem baufälligen Haus, das aussah, als sei dort ein Regiment Soldaten einquartiert. **230**

»Sie haben einen ungewöhnlich guten Brief geschrieben«, stellte der Mann fest, der das Vorstellungsgespräch mit mir führte. »Wir wollten sehen, was das für ein Mensch ist, der einen so guten Brief schreiben kann.« Ich schnappte nach Luft bei dem Gedanken, daß er mich den ganzen weiten Weg nur aus Neugierde hierher gelockt hatte. »Aber Sie suchen doch einen

Schreiber für ein technisches Buch«, sagte ich, »und ich würde gerne den Test dafür machen.« »Ah ja«, erklärte der Mann, »aber es gab Ärger, nachdem wir inseriert hatten. Wir müssen neu organisieren, und wir werden in den nächsten sechs Monaten niemand mehr einstellen. Aber wir hatten gedacht, Sie würden gerne kommen und unsere Firma kennenlernen.« »Ich nehme an, Sie werden mir mein Fahrgeld erstatten?« fragte ich, »da Sie mich wie einen dummen Laufburschen hergeholt haben.« »Oh, das können wir nicht tun«, erwiderte er. »Sie haben uns *angeboten*, zu einem Vorstellungsgespräch zu kommen, wir waren nur damit einverstanden.« Ich war so niedergeschlagen, daß mir der weite Weg zu Fuß zurück zum Bahnhof noch länger erschien. Dort wartete ich auf den Zug. Auf der Rückfahrt, die mir wieder endlos vorkam schienen mir die Räder des Zuges zu sagen: »Schreib das Buch, schreib das Buch, schreib das Buch.« In Paris lebte ein anderer tibetischer Lama, der aus einem bestimmten Grund in den Westen gekommen war. Im Gegensatz zu mir hatten es die Umstände gefügt, daß er viel Publizität auf sich gezogen hatte. Er erfüllte eine bestimmte Aufgabe, und nur sehr wenige wissen, daß er einst ein Lama in einer tibetischen Lamaserei am Fuße des Potala war. Ich hatte ihm geschrieben und ihn nach seiner Meinung gefragt - um ein wenig vorzugreifen -, um von ihm zu hören, daß es dumm sei, das Buch zu schreiben. Der Bahnhof von Clapham sah in meiner augenblicklichen Verfassung noch schmutziger und schäbiger aus als je zuvor.**231**

Ich ging über die Rampe zur Straße und nach Hause. Meine Frau warf nur einen kurzen Blick auf meine Gesicht und stellte keine Fragen. Nach dem Essen, obwohl mir nicht zum Essen zumute war, sagte sie: »Heute morgen hat Herr B— angerufen. Er meint, du solltest eine kleine Zusammenfassung schreiben und sie ihm zum Ansehen vorbeibringen.« Zusammenfassung! Der bloße Gedanke machte mich krank. Dann las ich die Post, die angekommen war. Zwei Briefe beinhalteten: »Die Position ist vergeben. Danke für die Bewerbung.« Der andere Brief war von meinem Freund, dem Lama aus Frankreich. Ich setzte mich vor die ausgeleierte Schreibmaschine, die ich von meinem Vorgänger »geerbt« hatte und begann zu schreiben. Schreiben ist etwas Mühsames, Unangenehmes. Ich habe weder

»Inspiration« noch Talent, ich arbeitete nur noch härter als je zuvor an dieser Sache. Je mehr ich sie verabscheute, desto schneller arbeitete ich, damit sie schneller fertig werde. Der Tag schien sich seiner selbst überdrüssig zu sein. Die Schatten der Dämmerung füllten die Straßen und wichen, als die Straßenlampen angingen, die ein auffälliges Licht auf Häuser und Menschen warfen. Meine Frau knipste das Licht an und zog die Vorhänge vor. Ich tippte weiter. Endlich hörte ich auf, als meine Finger steif wurden und schmerzten. Vor mir lag ein Stapel Blätter, etwa dreißig, alle vollgetippt. »Da!« rief ich. »Wenn ihm das nicht paßt, gebe ich die Sache auf. Und ich hoffe, daß es ihm *nicht* gefällt.« Am nächsten Nachmittag ging ich wieder zu Herrn B—. Er besah sich meine Papiere, nahm dann die Zusammenfassung und lehnte sich zurück, um sie zu lesen. Er nickte sehr oft zustimmend. Nachdem er alles gelesen hatte, sagte er sehr vorsichtig: »Ich denke, daß ich das unterbringen könnte. Lassen Sie es hier bei mir. In der Zwischenzeit können Sie das erste Kapitel schreiben.« Ich wußte nicht, während ich auf der Regent Street zum Picadilly Circus ging, sollte ich zufrieden oder traurig sein. Meine Finanzen hatten einen gefährlich niedrigen Stand erreicht, und doch haßte ich noch immer den Gedanken, über mich zu schreiben.**232**

Zwei Tage später erhielt ich von Herrn B— einen Brief, in dem er mich bat, bei ihm vorbeizukommen, damit er mir gute Nachrichten geben könne. Das Herz sank mir bei dem Gedanken, dieses Buch doch noch schreiben zu müssen! Herr B— strahlte mich wohlwollend an. »Ich habe einen Vertrag für Sie«, sagte er, »aber zuerst möchte ich Sie mitnehmen, damit Sie den Verleger kennenlernen.« Zusammen fuhren wir in einen anderen Stadtteil Londons. Wir kamen in eine Straße, die zu einem angeseheneren Viertel mit hohen Häusern gehörte. Nun werden die Häuser als Büros benutzt, denn die ehemaligen Bewohner waren in andere weit entfernte Gebiete vertrieben worden. Wir hielten vor einem der Häuser, das genau wie alle anderen aussah. »Das ist es«, sagte Herr B—. Wir betraten einen dunklen Durchgang und stiegen die Treppe zum ersten Stock hinauf. Schließlich wurden wir zum Herrn Verleger hineingeführt, der zuerst ein wenig zynisch wirkte und sich nur langsam erwärmte. Das Gespräch war nur kurz, bald standen wir wieder auf der Straße. »Kommen Sie bitte mit mir in mein Büro, mein Bester! Wo ist denn nur meine Brille?« fragte Herr B—, fieberhaft durchsuchte er seine Taschen nach den fehlenden Gläsern. Er seufzte

erleichtert auf, nachdem er sie gefunden hatte. »Kommen Sie mit mir in mein Büro, ich habe den Vertrag zum Unterzeichnen vorbereitet.« Endlich war hier etwas Konkretes: ein Vertrag über ein Buch. Ich entschloß mich dazu, meinen Teil zu erfüllen, und hoffte, daß der Verleger den seinen erfüllen würde. Gewiß hat *Das Dritte Auge* dem Herrn Verleger zu einem Klecks Marmelade mehr verholfen. Das Buch machte Fortschritte. Ich brachte Kapitel für Kapitel zu Herrn B—. Bei verschiedenen Gelegenheiten besuchte ich Herrn und Frau B— in ihrem bezaubernden Heim und nehme hier die Gelegenheit wahr, ganz besonders Frau B— zu danken. Sie hieß mich herzlich willkommen, wie es nur wenige Engländer taten. Sie sprach mir Mut zu, und sie war die erste englische Frau, die dies tat.**233**

Zu jeder Zeit war ich dort willkommen, deshalb: *Danke* Frau B—. Meine Gesundheit verschlimmerte sich im Londoner Klima zusehends. Ich kämpfte und hielt durch, um das Buch fertig zu schreiben. Ich wandte meine ganzen Kenntnisse an, um die Krankheit aufzuhalten. Kaum hatte ich das erste Buch abgeschlossen, hatte ich den ersten Herzanfall, der beinahe tödlich endete. In einem berühmten Londoner Krankenhaus war das medizinische Personal wirklich sehr verwirrt durch einiges, was meinen Körper betraf. Doch ich klärte sie nicht auf, vielleicht wird es dieses Buch hier tun! »Sie müssen London verlassen«, sagte der Spezialist. »Ihr Leben ist hier in Gefahr. Suchen Sie ein anderes Klima auf.« »London verlassen?« dachte ich. »Aber wohin sollen wir gehen?« Zu Hause hatten wir eine Diskussion und besprachen Mittel und Wege und wohin wir gehen könnten. Einige Tage später mußte ich zu einer letzten Untersuchung ins Krankenhaus. »Wann ziehen Sie fort?« fragte der Spezialist. »Ihr Zustand wird sich hier nicht verbessern.« »Ich weiß es noch immer nicht«, gab ich zur Antwort. »Es gibt da noch so viel zu berücksichtigen.« »Da gibt es nur eins zu berücksichtigen«, sagte er ungeduldig. »Wenn Sie hierbleiben, dann werden Sie sterben. Ziehen Sie aber um, so werden Sie länger leben. Verstehen Sie nicht, daß Ihre Situation sehr *ernst* ist?« Wieder einmal hatte ich einem schweren Problem ins Auge zu sehen.**234**

KAPITEL 10

»Lobsang! *Lobsang!*« Ich drehte mich ruhelos im Schlaf. Die Schmerzen des Blutgerinsels in meiner Brust waren heftig. Keuchend wurde ich wach, denn wieder rief jemand meinen Namen: »Lobsang!« »Oh du meine Güte!« dachte ich, »fühle ich mich *elend*.« »Lobsang«, sagte die Stimme. »Höre mir zu. Lege dich wieder hin und höre mir zu.« Müde ließ ich mich zurücksinken. Mein Herz pumpte kräftig, ließ meine Brust im gleichen Rhythmus hämmern. Allmählich sah ich in der Dunkelheit meines Zimmers eine Gestalt. Zuerst war es nur ein blauer Schimmer, der sich gelb färbte, dann sah ich die materialisierten Umrissse eines Mannes in meinem Alter. »Ich kann nicht astralreisen«, sagte ich, »sonst wird mein Herz versagen, und meine Aufgaben sind noch nicht beendet.« »Bruder! Wir wissen genau um deinen Zustand Bescheid, deshalb bin ich zu dir gekommen. Höre nur zu, du brauchst nicht zu sprechen.« Ich lehnte mich an den Kopfteil des Bettes zurück, mein Atem kam mit schluchzendem Stöhnen. Normal zu atmen schmerzte, doch ich mußte noch ein wenig atmen, wenn ich weiterleben wollte. »Wir haben dein Problem besprochen«, sagte der materialisierte Lama. »Es gibt da eine Insel vor der englischen Küste. Diese Insel war einst ein Teil des untergegangenen Kontinents Atlantis.« **235**

Begib dich dorthin, so schnell du kannst. Ruhe dort eine Weile in diesem freundlichen Land, bevor du nach Nordamerika reist. Begib dich nicht an die Westküste, deren Umrisse durch den ständigen Aufprall des Ozeans ausgewaschen sind. Bleibe zuerst in der grünen Stadt, später kannst du etwas südlicher davon ziehen.« Irland? Ja! Ein idealer Platz. Ich war bisher immer mit Iren gut zurecht gekommen. Grüne Stadt? Dann kam mir die Antwort in den Sinn: Dublin - aus großer Höhe sah man das Grün des Phoenix-Parks und das Flußgrün des Liffey, der von den Bergen zum Meer floß. Der Lama lächelte zustimmend. »Du mußt deine Gesundheit wenigstens teilweise wieder herstellen, denn dir steht noch eine weitere Herzattacke bevor. Wir würden gerne sehen, daß du mit deiner Aufgabe weiterkommst, damit die Wissenschaft der Auraforschung sich ihrer Erfüllung nähert. Ich werde nun gehen, aber wenn du dich ein wenig erholt hast, erwarten wir, daß du das Land des Goldenen Lichtes besuchen kommst.« Die Vision schwand, mein Zimmer war dunkler und einsamer als zuvor. Ich hatte große Sorgen und litt mehr, als die meisten ertragen könnten, noch könnten sie die Ursache verstehen. Ich legte mich hin und schaute, ohne zu sehen, aus dem Fenster. Was hatten sie bei meinem letzten Besuch in Lhasa gesagt? Oh ja! »Dir fällt es schwer, eine Stelle zu finden? Natürlich ist das deshalb, mein Bruder, weil du in der westlichen Welt *nicht* dazugehörst. Du lebst mit geborgter Zeit. Der Mann, dessen Lebensspanne du übernommen hast, wäre auf jeden Fall gestorben. Nur weil du seinen Körper zeitweilig als ständigen Wohnsitz für dein Weiterleben gebraucht hast, konnte er die Erde in Ehren und mit Gewinn verlassen. Das ist nicht mehr das Karma, mein Bruder, sondern deine Aufgabe, die noch weit über dein letztes Leben auf der Erde hinausgeht.« »Wirklich ein sehr hartes Leben«, sagte ich mir. Am Morgen gelang es mir, ziemlich Bestürzung und auch Überraschung hervorzurufen: »Wir werden nach Irland gehen, um dort zu leben.«**236**

Zuerst ziehen wir nach Dublin, später etwas außerhalb.« Ich war keine große Hilfe bei den Reisevorbereitungen. Ich war sehr krank und hatte Angst, mich zu bewegen, weil ich befürchten mußte, dadurch einen

Herzanfall hervorzurufen. Koffer wurden gepackt, Fahrkarten besorgt, und schließlich brachen wir auf. Es war gut, wieder an der frischen Luft zu sein, und mir fiel das Atmen leichter. Die Flugzeugbesatzung mit einem »Herzpatienten« an Bord ging kein Risiko ein. Ein Sauerstoffzylinder hing in einem Gestell über mir. Das Flugzeug flog tiefer und kreiste über dem grünen Land, die Brandung wirkte wie milchigweiße Fransen. Das Fahrgestell grollte, als es ausgefahren wurde. Quietschend berührten die Räder die Landebahn. Meine Gedanken kehrten zurück, als ich England zum ersten Mal betrat. Ich erinnerte mich der Behandlung seitens der Zollbehörde. »Was wird das *hier* werden?« überlegte ich. Wir fuhren zum Flughafengebäude. Ich war verletzt, als ich sah, daß ein Rollstuhl auf mich wartete. In der Zollabfertigung musterten uns die Beamten und fragten streng: »Wie lange wollen Sie hierbleiben?« »Wir sind hierhergekommen, um hier zu leben«, erwiderte ich. Es gab keinen Ärger, sie durchsuchten noch nicht einmal unsere Habseligkeiten. Die Dame Ku'ei faszinierte alle, wie gelassen und selbstsicher sie unser Gepäck bewachte. Diese siamesischen Katzen zeigen eine überragende Intelligenz, wenn man sie von klein an in ihrem Wesen erkennt, und sie nicht nur als Tiere behandelt. Gewiß zog ich die Freundschaft und Treue von Lady Ku'ei der mancher Menschen vor; sie saß bei mir in der Nacht und weckte meine Frau, wenn sich mein Zustand verschlechterte! Unser Gepäck wurde in ein Taxi geladen, wir fuhren nach Dublin. Die freundschaftliche Atmosphäre war bezeichnend; nichts schien große Mühe zu machen. Ich lag auf meinem Bett und konnte das Gelände des Trinity Colleges (eine Hochschule, d.U.) übersehen. Auf der Straße unter mir floß der Verkehr in mäßigem Tempo.237

Ich brauchte noch etwas Zeit, um mich von den Strapazen der Reise zu erholen. Als ich schließlich aufstehen konnte, gaben mir die freundlichen Angestellten des Trinity Colleges einen Ausweis, mit dem ich das Gelände betreten und die hervorragende Bibliothek benutzen durfte. Dublin war eine Stadt mit Überraschungen, man konnte hier wirklich alles kaufen. (Es gab eine weit größere Auswahl an Waren als jetzt in Windsor in Kanada oder als in Detroit in den USA.) Nach ein paar Monaten, innerhalb derer ich das Buch *Ein Doktor aus Lhasa* schrieb, entschlossen wir uns, in ein sehr schönes Fischerdorf zu ziehen, das etwa zwanzig Kilometer entfernt ist. Wir

hatten das Glück, ein Haus zu bekommen, von dem aus man die Balscadden Bucht übersehen konnte, ein Haus mit einer wirklich wunderbaren Aussicht. Ich mußte sehr viel ruhen, und es war mir unmöglich, mit dem Fernglas durch die Fenster zu sehen, der streuenden Wirkung des Fensterglases wegen. Ein örtlicher Bauunternehmer, namens Brud Campbell, mit dem ich befreundet war, schlug mir ein blendfreies Glas vor. Nachdem es eingesetzt war, konnte ich, auf dem Bett ruhend, die Fischerboote in der Bucht beobachten. Das gesamte Hafengebiet war von hier aus zu sehen: der Segelhafen, das Büro des Hafenmeisters und der Leuchtturm, der besonders hervorstach. An klaren Tagen konnte ich die Berge von Mourne erkennen, weit entfernt im britisch besetzten Irland, und die Berge von Wales, den Hoth Head, jenseits der Irischen See. Wir kauften ein gebrauchtes Auto und reisten oft hinauf in die Berge Dublins, um die reine Luft und die wunderbare Umgebung zu genießen. Auf einer dieser Reisen erzählte man uns von einer älteren siamesischen Katze, die an einem außerordentlich großen, inneren Tumor litt. Wir bemühten uns sehr, bis wir sie bei uns im Haushalt aufnehmen durften. Der beste Tiermediziner von ganz Irland untersuchte sie, meinte aber, sie hätte nur noch Stunden zu leben. Ich überredete ihn, den Tumor, der durch starke Vernachlässigung des Tieres und durch die vielen Geburten entstanden war, operativ zu entfernen.**238**

Sie erholte sich, und es zeigte sich, daß sie das angenehmste Wesen war, sei es Mensch oder Tier, das ich jemals getroffen hatte. Nun, während ich dies schreibe, geht sie durch das Zimmer wie eine sanfte, alte Dame, die sie ja auch ist. Fast blind, strahlen ihre wundervollen blauen Augen Intelligenz und Güte aus. Lady Ku'ei geht neben ihr oder dirigiert sie telepathisch, so daß sie nicht gegen Sachen stößt und sich verletzt. Wir nennen sie Großmütterchen Graubackenbart, weil sie einer alten Großmutter sehr ähnlich ist, denn sie läuft herum und genießt ihren Lebensabend, nachdem sie so viele Kinder großgezogen hat. Howth machte mich zufrieden, eine Zufriedenheit, wie ich sie nie zuvor gekannt habe. Herr Loftus, der »Wächter« - so nennt man Polizisten hier in Irland - hielt gelegentlich, um zu reden. Er war ein gerngesehener Besucher. Ein großer Mann, so gutaussehend wie die Wachen am Buckingham Palast, der für seine Fairness und Furchtlosigkeit bekannt war. Er kam oft nach seinem Dienst herein, und wir sprachen über weit entlegene Orte. Sein Spruch: »Mann Doktor, Sie haben ein Gehirn zum Wegwerfen«, war mir eine Freude anzuhören. Ich

war von Polizisten verschiedener Länder sehr schlecht behandelt worden. Doch Wächter Loftus von Howth zeigte mir, daß es auch *gute* Polizisten gab und nicht nur schlechte. Mein Herz zeigte wieder Zeichen von Störungen, und meine Frau wollte ein Telefon installieren lassen. Unglücklicherweise waren alle Leitungen »des Hügels« belegt, so daß wir keinen Anschluß bekommen konnten. Eines Nachmittags klopfte es an der Tür und eine Nachbarin, Frau O'Grady, sagte: »Ich hörte, Sie wollen ein Telefon und konnten keins bekommen. Benutzen Sie unseres, wann immer Sie wollen. Hier ist der Hausschlüssel!« Diese Iren behandelten uns sehr gut. Herr und Frau O'Grady versuchten immer etwas für uns zu tun, versuchten unseren Aufenthalt in Irland sogar noch schöner zu machen. Es war uns später eine Freude, Frau O'Grady zu einem leider nur kurzen Besuch in unserem Heim in Kanada zu bewegen.**239**

Plötzlich und unerwartet wurde ich wieder schwer krank. Die Jahre der Kriegsgefangenschaft, die ungeheuren Anstrengungen, denen ich mich hatte unterziehen müssen, und die ungewöhnlichen Erfahrungen hatten alle zusammen den Zustand meines Herzens ernsthaft beeinträchtigt. Meine Frau rannte zum Haus der O'Gradys und telefonierte nach dem Doktor. In überraschend kurzer Zeit kam Dr. Chapman in mein Schlafzimmer. Dank seiner Erfahrung, die nur durch jahrelange Praxis zu erwerben ist, konnte er mir sofort helfen; er verabreichte mir eine subkutane Spritze. Dr. Chapman war einer von »der alten Schule«, gehörte zu den »Hausärzten«, die mehr Wissen im kleinen Finger haben als ein Dutzend der »fließbandhergestellten« staatlich anerkannten Exemplare, die heute so populär sind. Dr. Chapman und mich verband von Anfang an eine »Freundschaft auf den ersten Blick«! Langsam erholte ich mich unter seiner Pflege, so daß ich bald wieder aufstehen konnte. Dann kam eine Gruppe von Spezialisten aus Dublin zu Besuch. In England hatte mir jemand geraten, mich nie einem irischen Arzt anzuvertrauen. Ich vertraute mich ihnen an und bekam eine bessere medizinische Behandlung als in allen anderen Ländern der Erde bisher. Der persönliche und menschliche Kontakt war da, und das ist besser als all die medizinische Kühle der jungen Ärzte. Brud Campbell hatte eine massive Steinmauer um unser Grundstück errichtet, die die vorherige schon zerfallende wieder ersetzte; denn die Wochenendausflügler aus England behelligten uns ziemlich. Leute kamen

zu einem Ausflug aus Liverpool und überfielen die Gärten der übrigen Bewohner von Howth, um dort zu kempieren! Einer dieser Besuche bereitete uns großes Vergnügen. Eines Morgens klopfte es sehr laut an der Tür. Meine Frau öffnete. Draußen stand eine deutsche Frau. Sie versuchte sofort, allerdings vergeblich, sich hineinzudrängen. Sie verkündigte deshalb, sie würde auf unserer Treppe sitzen bleiben, bis es ihr erlaubt sei, »Lobsang Rampa zu Füßen zu sitzen«. Da ich im Bett lag und wirklich niemanden zu meinen Füßen sitzen haben wollte, baten wir sie zu gehen.**240**

Am Nachmittag war sie immer noch da. Herr Loftus kam vorbei, schaute sie sehr finster an, musterte sie und überredete die Frau, den Hügel hinaufzugehen, einen Bus nach Dublin zu nehmen und nicht mehr wiederzukommen. Es waren geschäftige Tage für mich, und ich durfte meine Kräfte nicht überschätzen. *Ein Doktor aus Lhasa* war zwar fertig, aber es kamen Briefe aus aller Welt. Pat, der Postbote, stand immer schnaufend vor unserer Haustüre, nachdem er den hohen Hügel erklettert hatte. »Ah! Schönen guten Morgen«, sagte er jedem, der auf sein Klopfen antwortete, »wie geht es ihm, dem Hausherrn selbst? Ah, ganz sicher wird seine Post mir noch eines Tages das Kreuz brechen!« Eines Nachts, als ich auf meinem Bett lag und die blinkenden Lichter aus Portmarnock und der Schiffe weit draußen auf See beobachtete, wurde ich mir plötzlich eines alten Mannes gewahr, der dasaß und mich ansah. Er lächelte, als ich mich ihm zuwandte. »Ich bin gekommen«, sagte er, »um nachzusehen, wie es dir geht, denn man wünscht deinen Besuch im Land des Goldenen Lichtes. Wie geht es dir?« »Ich denke, ich werde es mit ein wenig Anstrengung schaffen«, erwiderte ich. »Kommst du mit mir?« »Nein«, antwortete er, »denn dein Körper ist wertvoller denn je, und ich werde hierbleiben, ihn zu bewachen.« Während der vergangenen Monate hatte ich sehr viel gelitten. Eine der Ursachen meiner Leiden würde an der Ungläubigkeit der meisten Westler abprallen. Mittlerweile hatte sich der Wechsel meines gesamten, ursprünglichen Körpers in meinen jetzigen vollzogen. Der ersetzte Körper war teleportiert worden und durfte nun zerfallen. Für die, die sich dafür interessieren, möchte ich den Hinweis geben, daß dies eine alte Kunst des Ostens ist und daß man es in den einschlägigen Büchern nachlesen kann. Ich blieb noch einen Moment lang liegen, um meine Kräfte zu sammeln. Draußen vor dem Fenster tuckerte ein spätes Fischerboot vorbei. Die Sterne glänzten hell. Irlands Auge war in Mond licht getaucht.**241**

Der alte Mann lächelte und sagte: »Eine wundervolle Aussicht hast du hier!« Ich nickte, streckte mein Rückgrat, legte die Füße zusammen und fuhr davon, wie eine Rauchwolke. Eine Zeitlang schwebte ich über dem Land und betrachtete die vom Mondlicht beleuchtete Landschaft unter mir. Irlands Auge, eine Insel direkt vor der Küste, lag etwas weiter draußen als die Insel von Lambay. Dahinter sah ich die Lichter Dublins, einer modernen, sehr gut beleuchteten Stadt. Als ich langsam höherschwebte, konnte ich das wundervolle Gestade der Killenye Bucht sehen, die der von Neapel so ähnlich ist und darunter: Greystone und Wicklow. Ich schwebte davon, weg von dieser Welt, hinaus aus Raum und Zeit: Zu einer Ebene des Lebens, die nicht mit den Worten unserer dreidimensionalen Welt beschrieben werden kann. Es war, als komme man vom Dunkeln ins Helle. Der Lama Mingyar Dondup wartete bereits auf mich. »Du hast es gut gemacht, Lobsang, hast aber viel leiden müssen«, sagte er. »In kurzer Zeit wirst du wieder hierher zurückkehren, um nie mehr von hier wegzugehen. Der Kampf war es wert.« Wir wandelten gemeinsam durch die herrliche Landschaft, gingen zur Halle der Erinnerung, wo es noch immer viel zu lernen gab. Dort blieben wir eine Weile und unterhielten uns: mein Lehrer, eine Gruppe wichtiger Persönlichkeiten und ich. »Bald«, sagte einer, »wirst du ins Land der Indianer ziehen, und dort haben wir eine andere Aufgabe für dich. Erhole dich hier in den nächsten Stunden, denn deine letzten schweren Prüfungen haben deine Kräfte fast aufgezehrt.« »Ja«, bemerkte ein anderer, »und laß dich nicht durch jene stören, die nur kritisieren, denn sie wissen nicht, wovon sie reden. Sie sind verblendet und ignorant, doch haben die Leute im Westen sich das selbst zuzuschreiben. Wenn der Tod erst ihre Augen geschlossen hat und sie in ein größeres Leben geboren werden, dann werden sie die Sorgen und Schwierigkeiten bereuen, die sie so sinnlos verursacht haben.«**242**

Als ich nach Irland zurückkehrte, war das Land immer noch dunkel. Nur ein paar schwache Strahlen flössen über den Morgenhimmel. Die Brandung

brach sich an dem langen Sandstrand von Clontarf mit seufzendem Weinen. Der Head of Howth zeichnete sich als sehr dunkler Schatten in der morgengrauen Dunkelheit ab. Beim Hinabschweben sah ich unseren Kamin auf dem Dach. »Du meine Güte!« dachte ich, »die Möwen haben die Antennenstangen verbogen. Ich werde Brud Campbell rufen lassen müssen, damit sie wieder in Ordnung gebracht werden.« Der alte Mann hielt immer noch am Ende des Bettes seine Wache, ebenso Frau Fifi Graubackenbart. Nachdem ich wieder in meinen Körper geschlüpft war und mich wiederbelebt hatte, kam sie zu mir, rieb sich und schnurrte. Sie gab einen tiefen Laut von sich. Lady Ku'ei kam herein, sprang auf das Bett und setzte sich auf meinen Schoß. Der alte Mann betrachtete sie mit sichtlicher Zuneigung und meinte: »Wirklich Wesen von höherem Rang. Ich muß nun gehen, mein Bruder.« In der Morgenpost fand ich eine Steuerveranlagung, die mich stark beeinträchtigte. Die einzigen Iren, die ich nicht mag, arbeiten in diesem Amt. Sie waren überhaupt nicht hilfsbereit und übertrieben ihre Pflichten. Für Schriftsteller ist die Steuer in Irland eine absolute Strafe. Es ist eine Tragödie, denn Irland hätte Leute nötig, die hier ihr Geld ausgeben. Steuer oder keine Steuer, ich würde lieber in Irland leben als in einem anderen Land der Welt - Tibet ausgenommen. »Wir gehen nach Kanada«, sagte ich. Dankbare Blicke begrüßten diese Aussage. »Wie werden wir die Katzen mitnehmen?« wurde ich gefragt. »Mit dem Flugzeug natürlich, sie werden mit uns reisen«, antwortete ich. Formalitäten waren zu erledigen und wurden lange hinausgezögert. Die irischen Beamten waren äußerst hilfsbereit im Gegensatz zu den kanadischen. Das amerikanische Konsulat bot mehr Hilfe an als das kanadische. Man nahm unsere Fingerabdrücke, überprüfte sie, dann wurden wir medizinisch untersucht. Man lehnte mich ab.**243**

»Zu viele Wunden«, sagte der Arzt. »Sie werden geröntgt werden müssen.« Der irische Arzt, der mich röntgte, schaute mich mitleidig an. »Sie müssen ein schreckliches Leben gehabt haben«, sagte er. »Diese Narben...! Ich muß das Ergebnis dem kanadischen Gesundheitsministerium melden. Wegen ihres Alters wird man Sie in Kanada nur unter bestimmten Bedingungen einreisen lassen, nehme ich an.« Lady Ku'ei und Frau Fifi Graubackenbart wurden von einem Tiermediziner untersucht und für gesund befunden. Während ich noch wartete, wie in meinem Falle entschieden würde,

erkundigten wir uns, ob die Katzen mitfliegen könnten. Nur die Swissair war einverstanden, deshalb buchten wir vorläufig bei ihr. Tage später lud man mich im kanadischen Konsulat vor. Ein Mann betrachtete mich säuerlich: »Sie sind krank! Ich muß dafür sorgen, daß unser Land nicht für Ihren Unterhalt aufkommen muß.« Er fingerte herum und machte sich da und dort zu schaffen; wie unter großer Mühe sagte er: »Montreal hat Ihre Einreise befürwortet, vorausgesetzt Sie melden sich gleich nach der Ankunft beim Gesundheitsamt und unterziehen sich dort der Behandlung, die man für Sie anordnen wird.« »Wenn Sie damit nicht einverstanden sind, lassen wir Sie nicht einreisen«, meinte er hoffnungsvoll. Es kommt mir sehr eigentümlich vor, daß viele Botschaftsangestellte im Ausland so grundlos beleidigend sein müssen. Denn trotz allem sind sie lediglich gemietete Sklaven; als »öffentliche Diener« kann man sie nicht immer bezeichnen! Was wir vorhatten, behielten wir für uns, nur die engsten Freunde wußten, daß wir fortgingen und wohin wir wollten. Zu unserem Leidwesen hämmerten die Zeitungsreporter, kaum daß wir nur niesten, gegen die Tür und fragten nach dem Warum. Zum letzten Mal fuhren wir durch Dublin und seine Umgebung, und wieder heim zum herrlichen Flecken Howth. An die Abreise zu denken war schmerzlich, aber niemand von uns lebt nur zum Vergnügen. Ein Taxiunternehmen aus Dublin hatte sich einverstanden erklärt, uns im Bus nach Shannon mitzunehmen: uns, die Katzen und das Gepäck.244

Ein paar Tage vor Weihnachten waren wir zur Abreise bereit. Unser alter Freund Herr Loftus kam, um sich zu verabschieden und uns hinaus zu geleiten. Wenn da keine Tränen in seinen Augen waren, muß ich etwas falsch gesehen haben. Auch ich fühlte sehr stark, daß ich mich von einem lieben Freund trennen mußte. Herr und Frau O'Grady kamen ebenfalls. Herr O'Grady hatte sich dafür einen Tag freigenommen. Sie war offensichtlich unglücklich, Paddy versuchte seine Gefühle zu verbergen, indem er eine Fröhlichkeit zeigte, die ihm jedoch niemand abnahm. Ich schloß die Tür und gab Herrn O'Grady den Schlüssel, damit er ihn dem Rechtsanwalt schicken konnte. Wir stiegen in den Bus und fuhren ab. Hinter mir lag die glücklichste Zeit meines Lebens, seitdem ich Tibet verlassen hatte. Wir fuhren weg von den nettesten Menschen, die ich seit sehr, sehr langer Zeit getroffen hatte. Nach Dublin ging es rasch über die freie Strecke. Der Bus fädelt sich in den Verkehr der Umgehungsstraße, die dann in die Stadt mündete. Nach kurzer Zeit waren wir wieder außerhalb und fuhren über das

offene Land am Fuße der Berge. Die Fahrt dauerte viele Stunden. Der freundliche Fahrer machte seine Aufgabe geschickt, zeigte uns Sehenswürdigkeiten und war eifrig um unser Weiterkommen und unsere Bequemlichkeit bemüht. Madame Ku'ei setzt sich im Auto gerne ganz oben hin, beobachtet den Verkehr und ermuntert den, mit dem sie fährt, mit hellem Miauen. Frau Graubackenbart bleibt ruhig sitzen und denkt nach. Als der Bus zur Teepause stehenblieb, war jeder besorgt. *Warum* hatten wir gehalten? War alles in Ordnung? Dann fuhren wir weiter, denn der Weg war noch weit und Shannon noch ferne. Die Dämmerung ließ uns etwas langsamer werden. Spät am Abend kamen wir am Flughafen Shannon an, ließen dort unser wichtigstes Gepäck und fuhren zu dem Gasthaus, in dem wir für die Nacht und den nächsten Tag Zimmer gebucht hatten. Meiner Krankheit und der zwei Katzen wegen blieben wir dort eine Nacht und einen Tag und flogen erst in der nächsten Nacht weg. **245**

Wir hatten jeder ein Zimmer und glücklicherweise hatten sie eine Verbindungstür, denn die Katzen wußten noch nicht, wo sie bleiben wollten. Sie liefen eine Weile umher, schnüffelten wie Staubsauger, »lasen« alles über die Menschen, die vorher diese Räume benutzt hatten, dann wurden sie ruhig und schliefen bald. Ich ruhte am nächsten Tag und schaute mich auf dem Flughafen um. Der Duty-Free-Shop interessierte mich, aber ich konnte seinen Nutzen nicht erkennen. Wenn man etwas kaufte, mußte man dies irgendwo verzollen und bezahlen, wo war der Gewinn? Die Swissair-Angestellten waren sehr hilfsbereit; die Formalitäten waren bald erledigt. Wir warteten nur noch auf das Flugzeug. Mitternacht kam und ging, es wurde ein Uhr. Um ein Uhr dreißig bestiegen wir ein großes Flugzeug, wir und unsere zwei Katzen. Alle waren beeindruckt, wie selbstbeherrscht und gelassen die beiden sich verhielten. Nicht einmal die Geräusche der Maschinen störten sie. Bald rasten wir schneller und schneller über die Startbahn. Das Land fiel unter uns zurück, der Fluß Shannon war noch zu sehen, verschwand dann hinter einem Flügel. Vor uns wogte der endlose Atlantik und seine weiße Brandung säumte die Küste Irlands. Der Motorenklang änderte sich, lange Flammen kamen aus den glühenden Auslaßrohren. Die Nase des Flugzeugs senkte sich ein wenig. Die Katzen schauten still zu mir hin; gab es etwas, worüber man besorgt sein mußte, fragten sie sich. Das war meine siebente Atlantiküberquerung. Ich lächelte

beruhigend. Bald rollten sie sich ein und schliefen wieder. Die Nacht war sehr lang. Wir reisten mit der Dunkelheit, für uns würde diese Nacht etwa zwölf Stunden dauern. Die Kabinenbeleuchtung wurde schwächer gedreht, uns blieb ein blaues Leuchten und ein wenig Aussicht auf Schlaf. Die dröhnenden Motoren brachten uns voran, etwa 11.000 Meter über der grauen, ruhelosen See. Langsam änderte sich der Stand der Sterne. Am Rand der Erdkrümmung war allmählich ein schwaches Leuchten zu beobachten. Geschäftiges Treiben in der Küche, Geschirr klapperte, dann wurde das Licht heller, so langsam wie eine Pflanze wächst.**246**

Der nette Küchenmeister lief durch den Gang und erkundigte sich nach den Wünschen der Gäste. Das erfahrene Personal servierte das Frühstück. Keine Nation der Welt hat einen so zuvorkommenden und vorzüglichen Service wie die Schweizer, die ihre Passagiere mit so gutem Essen versorgen. Die Katzen setzten sich hin und waren voller Aufmerksamkeit beim Essen. Weit draußen zur Rechten erschien eine schattige, graue Linie und wurde schnell größer. New York! Es war nicht zu vermeiden, daß ich an meinen ersten Besuch Amerikas dachte - an die Fahrt als Maschinist. Damals türmten sich die Wolkenkratzer Manhattans zum Himmel und beeindruckten durch ihre Größe. Wo waren sie jetzt? Waren das etwa diese kleinen Flecken? Das große Flugzeug kreiste, ein Flügel neigte sich. Die Maschinen veränderten ihren Rhythmus. Allmählich sanken wir tiefer und tiefer. Langsam nahmen die Gebäude auf der Erde Gestalt an; was wie eine verlassene Wüste ausgesehen hatte, entpuppte sich als Idlewild - der internationale Flughafen. Der geübte Schweizer Pilot setzte das Flugzeug mit einem ganz schwachen Knirschen auf. Langsam rollten wir auf der Landebahn hin zu den Flughafengebäuden. »Bitte bleiben Sie auf Ihren Plätzen!« sagte der Steward. Ein sanftes Stoßen, als die bewegliche Treppe an die Seite angelegt wurde, Metall schabte, die Kabinentür wurde geöffnet. »Auf Wiedersehen«, sagte die Kabinenbesatzung und stellte sich neben dem Ausgang auf. »Reisen Sie bald wieder mit uns!« Langsam gingen wir nach unten zum Bürogebäude. Idlewild war wie ein verrückter Bahnhof. Die Leute rannten überallhin, stießen jeden, der im Weg stand. Ein Angestellter kam auf uns zu. »Da entlang, bitte, zuerst zum Zoll.« Wir standen Schlange neben dem Laufband. Massen von Koffern erschienen darauf und bewegten sich vom Eingang bis zu den Zollbeamten. Die Zöllner gingen umher, durchwühlten die Koffer. »Woher seid Ihr, denn Leute?« fragte mich ein Beamter.**247**

»Aus Dublin in Irland«, erwiderte ich. »Wohin fahren Sie?« »Nach Windsor in Kanada«, sagte ich. »Okay, haben Sie Pornografie dabei?« fragte er unvermittelt. Nachdem das erledigt war, mußten wir die Pässe und Visa vorzeigen. Es erinnerte mich an eine Fleischverpackungsfabrik, wie die Leute hier abgefertigt wurden. Vor unserem Abflug hatten wir Sitze in einem amerikanischen Flugzeug gebucht, das uns nach Detroit fliegen sollte. Man war einverstanden gewesen, die beiden Katzen mitzunehmen. Nun erkannten die Angestellten der betreffenden Linie unsere Karten nicht mehr an und weigerten sich, die beiden Katzen mitzunehmen, die doch ohne Schwierigkeiten und Ärger zu machen den Atlantik überquert hatten. Eine Zeitlang sah es so aus, als steckten wir in New York fest, die Fluggesellschaft war nicht im mindesten an uns interessiert. Ich sah eine Anzeige: »Lufttaxi nach überall, Abflug: La Guardia-Flughafen«. Mit einer Limousine fuhren wir einige Kilometer zu einem Motel etwas außerhalb des La Guardia. »Können wir unsere Katzen mitbringen?« fragten wir den Mann am Empfang. Er schaute sich die beiden sittsamen kleinen Damen an und sagte: »Sicher, sicher, sie sind willkommen!« Lady Ku'ei und Frau Fifi Graubackenbart waren wirklich sehr erfreut, daß sie Gelegenheit hatten, herumzulaufen und zwei weitere neue Zimmer zu erforschen. Die Anstrengungen der Reise zeigten langsam ihre Spuren bei mir. Ich zog mich zurück ins Bett. Meine Frau suchte den La Guardia auf, um herauszufinden, was ein Lufttaxi kostet und wann wir eines bekommen können. Schließlich kam sie zurück und sah bedrückt aus. »Das wird eine Menge Geld kosten!« stöhnte sie. »Gut, aber wir können nicht hierbleiben, wir *müssen* reisen«, gab ich zurück. Sie ergriff das Telefon und hatte bald abgemacht, daß wir am Tag darauf mit einem Lufttaxi nach Kanada fliegen würden.**248**

Wir schliefen gut in dieser Nacht. Die Katzen waren völlig

unbekümmert, es schien sogar, daß ihnen alles sehr gut gefiel. Am Morgen nach dem Frühstück wurden wir zum Flughafen gefahren. La Guardia ist riesengroß. Dort landet oder startet jede Minute ein Flugzeug. Schließlich fanden wir den Platz, wo wir abreisen würden. Wir, unsere Katzen und unser Gepäck wurden in eine kleine Maschine mit Zwillingmotoren eingeladen. Der Pilot, ein kleiner Mann mit völlig kahlgeschorenem Kopf, nickte uns höflich zu. Wir fuhren zu einem Rollfeld. Wir rollten etwa drei Kilometerweit und fuhren dann in eine Bucht, um dort zu warten, bis wir abheben dürften. Der Pilot eines großen interkontinentalen Flugzeugs winkte uns zu und sprach gehetzt ins Mikrofon. Unser Pilot äußerte ein paar Worte, die ich nicht wiederholen will und sagte: »Wir haben eine Reifenpanne.« Überall heulten Polizeisirenen. Ein Streifenwagen raste wild auf einer parallelen Nebenstraße heran und bremste neben uns mit wildem Reifenquietschen. »Polizei? Was haben wir denn jetzt getan?« fragte ich mich. Noch mehr Sirenen! Die Feuerwehr kam an, Männer sprangen heraus, noch bevor die Wagen hielten. Die Polizisten rannten zu uns und sprachen mit dem Piloten. Sie gingen zum Feuerwehrauto, und schließlich fuhren Polizei und Feuerwehr davon. Ein Reparaturwagen raste herbei. Das Flugzeug, in dem wir saßen, wurde aufgebockt und das defekte Rad entfernt. Das Auto schoß davon. Etwa zwei Stunden lang saßen wir fest. Wir warteten, daß sie mit dem Rad wiederkämen. Schließlich war das Rad befestigt, der Pilot startete die Maschine und wir hoben ab. Wir flogen Richtung Pittsburgh über das Gebiet von Alleghany. Genau über den Bergen fiel der Benzinanzeiger auf Null - direkt vor mir - und begann gegen den Anschlag zu klopfen. Der Pilot schien gleichgültig und unbeeindruckt. Ich zeigte dorthin, und er flüsterte: »Ah sicher, nach unten kommen wir immer!« Minuten danach kamen wir auf ein ebenes Gelände inmitten der Berge, einem Flugplatz auf dem viele kleine Maschinen parkten. Der Pilot kreiste einmal, landete, rollte hin zu den Benzinpumpen.**249**

Wir hielten eben lange genug, um das Flugzeug zu tanken. Dann ging es weiter über das schneebedeckte, vereiste Rollfeld. Steile schneeüberwehte Hügel lagen unter uns, in den Tälern wehten starke Aufwinde. Bald darauf waren wir über Pittsburgh. Wir waren das Fliegen leid, steif vom Sitzen und müde. Nur Lady Ku'ei war wachsam, saß da, schaute aus dem Fenster und schien mit allem zufrieden. Als wir Cleveland unter uns hatten, konnten wir den Eriesee genau vor uns sehen. Eismassen türmten sich auf, Spalten und Risse überzogen den gefrorenen See. Der Pilot ging kein Risiko ein und

nahm Kurs auf Pelee Island. So mußte er nur den See zum Teil überfliegen. Dann landeten wir auf dem Flughafen von Windsor. Der Flughafen wirkte ungewohnt ruhig. Nichts rührte sich. Wir rollten zum Zollgebäude, stiegen aus dem Flugzeug und gingen hinein. Der einzige Zollbeamter beendete gerade seinen Dienst. Es war kurz nach sechs Uhr abends. »Von der Einwanderungsbehörde ist niemand mehr da«, sagte er. »Sie werden warten müssen, bis jemand kommt.« Finster betrachtete er unser Gepäck. Wir setzten uns hin und warteten. Die Minuten krochen langsam dahin. Halb sieben. Die Zeit schien stillzustehen. Wir hatten seit acht Uhr morgens weder gegessen noch getrunken. Die Uhr schlug sieben. Ein Zollbeamter kam herein, um seinen Dienst zu beginnen, und trödelte herum. »Ich kann nichts für Sie tun, bevor Sie der Beamte der Einwanderungsbehörde nicht abgefertigt hat«, sagte er. Die Zeit schien noch langsamer zu vergehen. Sieben Uhr dreißig. Ein großer Mann kam herein und ging in das Büro der Einwanderungsbehörde. Er sah frustriert aus, sein Gesicht war ein wenig gerötet, als er wieder zum Zollbeamten herauskam. »Ich kann den Schreibtisch nicht aufbekommen«, sagte er. Leise sprachen sie miteinander, probierten Schlüssel aus und lärmten vergeblich. Zum Schluß nahmen sie verzweifelt einen Schraubenzieher und brachen das Schloß des Schreibtisches gewaltsam auf. Es war der falsche, denn er war völlig leer. Schließlich fanden sie die Formulare. Müde füllten wir sie aus, unterschrieben hier, unterschrieben da.**250**

Der Einwanderungsbeamte stempelte unser Pässe ab, »angekommene Einwanderer«. »Gehen Sie zum Zollbüro«, sagte er. Koffer waren zu öffnen, Schachteln mußten aufgemacht werden. Formulare waren vorzuzeigen, die uns als »Einwanderer« auswiesen. Noch mehr Stempel und zu guter Letzt durften wir Kanada bei Windsor in Ontario betreten. Der Zollbeamte taute zusehends auf, als er erfuhr, daß wir aus Irland kamen. Er selbst war irischer Abstammung, und seine Eltern lebten noch dort. Er stellte uns viele Fragen, und - Wunder über Wunder - er half uns unser Gepäck zum wartenden Auto zu tragen. Außerhalb des Flughafens war es bitter kalt, der Schnee lag hoch. Genau über dem Fluß Detroit ragten die Wolkenkratzer hoch in den Himmel. Überall brannten Lichter, denn bald war Weihnachten. Wir fahren über den breiten Oullette Boulevard, die Hauptstraße von Windsor. Der Fluß war nicht zu sehen, es sah aus, als würden wir direkt nach Amerika fahren. Der Bursche, der uns fuhr, schien

sich über die Richtung nicht klar zu sein. Er verpaßte eine wichtige Kreuzung, weshalb er ein bemerkenswertes Manöver durchführte, das uns die Haare zu Berge stehen ließ. Endlich erreichten wir unser gemietetes Haus und waren erleichtert und froh, aussteigen zu dürfen. Sehr bald bekam ich einen Termin bei der Gesundheitsbehörde, andernfalls drohten schreckliche Maßnahmen - Ausweisung eingeschlossen. Unglücklicherweise schien es, als ob Strafen anzudrohen, die Lieblingsbeschäftigung der Behörden Ontarios sei. Deshalb nahmen wir uns vor, in eine etwas freundlichere Provinz zu ziehen. Im Gesundheitsamt wurde ich geröntgt, weitere Untersuchungen wurden durchgeführt. Schließlich erlaubte man mir, wieder heimzufahren. Windsor hat ein schreckliches Klima, und das Verhalten der Behörden veranlaßte uns, sofort wegzuziehen, sobald dieses Buch fertiggeschrieben ist. **251**

Jetzt *ist* die Geschichte von Rampa fertig. Der Inhalt des Buches ist die Wahrheit, wie in den beiden Büchern zuvor. Es gäbe noch vieles, was ich der westlichen Welt erzählen könnte. Denn gerade auf dem Gebiet der Astralreisen habe ich die Dinge nur angedeutet, die eigentlich möglich sind. Warum benutzen wir Spionageflugzeuge mit den üblichen Risiken, wenn man astralreisen kann und in jedes Beratungszimmer *hineinschauen* kann? Man kann auf diese Weise alles erfahren und sich später noch daran erinnern. Unter gewissen Bedingungen kann man Gegenstände *teleportieren*, nur sollte es allein einem guten Zwecke dienen. Aber die Menschen im Westen verspotten Dinge, die sie nicht verstehen. Sie zweifeln ungewöhnliche Fähigkeiten an, weil sie diese bisher nicht selbst entwickelt haben. Sie empören sich in wilder Aufregung, sprechen von »Betrug« und beschimpfen die, welche es wagen, »anders« zu sein. Glücklicherweise stelle ich meine Schreibmaschine weg und setze mich hin, um Madame Ku'ei und die blinde Frau Fifi Graubackenbart zu unterhalten, die beide geduldig gewartet haben. In dieser Nacht kam wieder eine telepathische Nachricht. »Lobsang! Du hast dein Buch noch nicht beendet!« Mir sank das Herz, ich *haßte* das Schreiben, weil ich weiß, daß es so wenige Menschen gibt, die fähig sind, die Wahrheit zu begreifen. Ich schreibe über Dinge, die der menschliche Geist erreichen kann. Sogar die elementaren Stufen, die in diesem Buch

beschrieben worden sind, werden angezweifelt werden. Wenn man den Menschen im Westen aber sagen würde, die Russen hätten einen Menschen zum Mars geschickt, das glaubten sie! Der Mensch fürchtet sich vor den Kräften, die dem menschlichen Geist innewohnen, und kann sich nur mit wertlosen Dingen, wie etwa Raketen und Raumsatelliten befassen, obwohl geistige Prozesse bessere Ergebnisse bringen könnten. »Lobsang! Was ist *Wahrheit*? Erinnerst du dich an die hebräische Geschichte? Schreibe sie nieder, Lobsang, und schreibe auch davon, was in Tibet einmal möglich sein *könnte!*« **252**

Ein Rabbi, bekannt für seine Gelehrsamkeit und seine geistigen Fähigkeiten, wurde einst gefragt, warum er so oft eine große Wahrheit in einer einfachen Geschichte erzählt. »Das«, sagte der weise Rabbi, »kann am besten durch ein Gleichnis beschrieben werden! Ein Gleichnis über das Gleichnis.« Es war einmal eine Zeit, als die Wahrheit schlicht zu den Menschen kam, so nackt wie eben die Wahrheit ist. Wer auch immer die Wahrheit sah, wandte sich vor Furcht und Scham ab, weil man ihr nicht ins Gesicht schauen wollte. Die Wahrheit wanderte unter den Menschen der Erde umher, unbeliebt, zurückgewiesen und unerwünscht. Eines Tages, als sie allein und ohne Freunde war, begegnete sie dem Gleichnis, das glücklich umherging, in feine, vielfarbige Gewänder gekleidet. »Wahrheit, warum bist du so traurig und siehst so jammervoll aus?« fragte das Gleichnis mit einem aufmunternden Lächeln. »Weil ich so alt und häßlich bin, daß mich die Menschen ablehnen«, sagte die Wahrheit mürrisch. »Unsinn!« lachte das Gleichnis. »Das ist nicht der Grund, weshalb dich die Menschen ablehnen. Ich leihe dir ein paar meiner Kleider. Gehe damit unter die Leute und schaue, was geschieht.« So zog die Wahrheit ein paar wunderbare Gewänder des Gleichnisses an, und wohin sie auch kam, war sie willkommen.« Der weise, alte Rabbi lächelte und sagte: »Die Menschen können nicht die nackte Wahrheit betrachten, sie mögen sie lieber in den Gewändern des Gleichnisses gekleidet.« »Ja, ja, Lobsang, das ist eine gute Übersetzung dieser Geschichte. Nun die andere Geschichte über Tibet.« Die Katzen gingen weg, setzten sich auf ihre Plätze und warteten, bis ich wirklich fertig war. Ich ziehe die Schreibmaschine wieder heran, lege Papier ein und schreibe weiter ... Weit entfernt stand der Beobachter. Er war zuvor über die Kontinente und Ozeane wie ein Blitz gerast, glänzte dabei in

gespentschem Blau und ließ die sonnenerleuchtete Seite hinter sich, um zur dunklen zu kommen. In seiner astralen Form konnte er nur von denen gesehen werden, die helllichtig waren.**253**

Doch er konnte alles sehen, und wenn er später in seinen Körper zurückkehrte, wird er sich an alles erinnern können. Er kam zur Erde nieder, immun gegen die Kälte. Die dünne Luft auf diesem hohen Paß beeinträchtigte ihn nicht. Er *wartete*. Die ersten Strahlen der Morgensonne glitzerten gerade über die höchsten Erhebungen der Felsen, verwandelten sie in Gold, spiegelten eine Vielzahl Farben, während sich das Licht im Schnee brach, der in den Bergspalten lag. Einzelne Lichtstrahlen schossen über den heller werdenden Himmel, während langsam die Sonne über die Ränder des fernen Horizonts stieg. Unten im Tal geschahen merkwürdige Dinge. Sorgfältig getarnte Lichter tauchten auf und bewegten sich als befänden sie sich auf Anhängern eines Lastwagens. Die silbernen Fäden des Flusses des Glücks glänzten schwach, warfen Lichtblitze zurück. Dort herrschte geschäftiges Treiben, seltsame, verborgene Aktivitäten. Die gesetzestreuen Bürger von Lhasa versteckten sich in ihren Häusern oder blieben bewacht in den Lagern für Zwangsarbeiter. Allmählich kroch die Sonne höher auf ihrem Weg. Bald schienen die ersten Strahlen, glitzerten auf der Oberfläche des merkwürdigen Objekts, das über dem Talboden aufglänzte. Als das Sonnenlicht heller schien, sah der Beobachter den Schatten noch deutlicher. Das Gebilde war groß, zylinderförmig, und mit seinem spitzen Ende zum Himmel gerichtet. Augen und einen zähnefletschenden Mund waren darauf gemalt worden. Seit Jahrhunderten hatten die chinesischen Seeleute Augen auf ihre Schiffe gemalt. Auch auf diesem Ungeheuer glänzten haßerfüllte Augen. Die Sonne stieg höher. Bald war das ganze Tal in Licht getaucht. Seltsame Metallteile wurden unter dem Ungeheuer weggezogen, das nur noch teilweise mit einem Gestell umhüllt war. Die riesige Rakete wurde auf ihren Flossen aufgerichtet, sah unheilvoll, todbringend aus. Unter ihr rannten Techniker herum, hatten Kopfhörer aufgesetzt, wimmelten wie ein aufgestöberter Ameisenhaufen. Eine Sirene heulte. Die Echos schallten von Fels zu Fels, von einer Felswand zur anderen, und mischten sich zu einem furchterregenden, schrecklichen Lärm, der immer größer, immer lauter wurde.**254**

Soldaten, Wachen, Arbeiter drehten sich sofort um und rannten so schnell sie konnten in den Schutz der weiter entfernten Felsen. Auf halber Höhe des Berges schien das Licht auf eine kleine Gruppe von Männern, die eine Radioausrüstung bei sich hatte. Ein Mann ergriff ein Mikrofon. Er sprach zu den Bewohnern eines großen Schutzgebäudes aus Beton und Stahl, das halb versteckt etwa zwei Kilometer von der Rakete entfernt lag. Eine dröhnende Stimme zählte rückwärts die Sekunden und verstummte. Einen Moment lang geschah nichts - Stille. Wie faule Ranken aus einer Pflanze sickerte Dampf aus der Rakete. Es war das einzige, was sich bewegte. Dann eine Wolke von Dampf! Röhren und Dröhnen, lauter und lauter, Gestein regnete herab. Die Erde selbst schien zu zittern und zu beben. Der Ton schwoll an, daß die Trommelfelle fast dabei platzen mußten. Flammen und Rauch schossen wild aus dem Unterteil der Rakete, verdeckten alles. Langsam wie unter außerordentlicher Anstrengung erhob sich die Rakete. Einen Augenblick lang schien sie reglos auf ihrem Feuerschweif zu stehen. Sie wurde schneller und raste empor. Der Himmel zitterte. Sie peitschte ihn, und es war, als schreie sie der Menschheit trotzig entgegen. Hoch und höher stieg sie, ließ Schwaden von Dampf und Rauch hinter sich. Die Bergwipfel schrillten und bebten lange noch, nachdem die Rakete verschwunden war. Die Gruppe der Techniker beobachtete sie fieberhaft mit ihren Radargeräten. Sie schrieten in ihre Mikrofone oder blickten mit ihren Hochleistungsferngläsern zum Himmel. Weit über ihren Köpfen blitzte Licht. Es glänzte, als die Rakete sich drehte und ihren Kurs einnahm. Verrußte und verletzte Gesichter erschienen hinter den Felsen. Kleine Menschengruppen versammelten sich, alle Unterschiede zwischen Wächtern und Sklavenarbeitern schienen zeitweilig vergessen. Die Minuten strichen dahin. Die Techniker schalteten die Radargeräte aus, denn die Rakete hatte das Beobachtungsgebiet verlassen. **255**

Die Minuten verrannen. Plötzlich sprangen die Techniker wie wild auf ihre Füße, gestikulierten ungestüm, vergaßen vor Aufregung die Mikrofone auszuschalten. Die Rakete mit einem Atomsprengkörper war in einem weit entfernten, friedliebenden Land explodiert. Das Land war in ein Schlachthaus verwandelt worden, die Städte zerstört, die Menschen vernichtet. Unter dem Gedröhne der weit aufgedrehten Lautsprechern

schrieten und riefen die chinesischen Kommunisten, verloren die Beherrschung in ihrer Freude über ihre furchtbare Tat. Das erste Stadium des Krieges war beendet, das zweite sollte bald beginnen. Die ausführenden Techniker eilten herbei, um die zweite Rakete vorzubereiten. Ist das Phantasie? *Es könnte Wahrheit werden!* Je höher der Abschußpunkt einer Rakete liegt, desto weniger wird sie durch die Atmosphäre behindert und um so weniger Benzin benötigt sie. Eine Rakete von der Hochebene Tibets abgeschossen, etwa 5.000 Meter über dem Meeresspiegel, würde wirksamer sein als eine vom Tiefland abgeschossene. So haben die Kommunisten einen unberechenbaren Vorteil gegenüber dem Rest der Welt. Sie besitzen den höchsten und somit am meisten effizienten Platz, von dem aus sie Raketen entweder in den Weltraum oder auf andere Länder schießen können. China hat Tibet überfallen - es nicht besiegt -, daher hat es diesen großen Vorteil gegenüber den Westmächten. China hat Tibet überfallen, um so nach Indien zu kommen, sobald es dazu bereit ist. Vielleicht rückt es dann von Indien aus nach Europa weiter. Es könnte sein, daß sich China und Rußland zu einer Zangenbewegung verbünden, die das freie Leben aus allen Länder, die im Wege stünden, herausquetscht. *Es könnte sein* - es sei denn, es würde bald etwas getan werden. Polen? Pearl Harbour? Tibet? »Experten« werden sagen, daß sich so etwas Außerordentliches nicht ereignen wird. Damals irrten sie! Werden sie sich wieder einmal irren?**256**